
32101 064481300


VET TES TAM EN NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Rheinisches Archiv

für

Geschichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.



Vierter Band.

Erstes bis viertes Heft.

Mainz 1811.

In Kommission bei Florian Kupferberg.



Inhalt des vierten Bandes.

Erstes Heft.

I. Gedichte.

An Elisen; von K. Habermann. . . Seite 1

II. Vollständige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Besize des Erzstifts Mainz zwischen den beiden Erzbischöffen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau geführten Fehde, und der damals von lezterm verrätherischer Weise geschehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz; von Bodmann. . . . . . . — 3

III. Denkschrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. (Ein Auszug); von P. A. Müller. . . . . — 20

IV. Uiber eine Note im Moniteur: Voilà un bel éloge en peu de mots; von Vogt. Seite 51
V. Bruchstüke einer Rheinreise; von Weitzel. — 56
VI. Geschichte der Zeit.
Frankreich; von demselben. . . . . . . — 72
VII. Die neueste Staatskunst; von demselben. — 82
VIII. Verschiedene Gedanken; von demselben. . — 89
IX. Ein Schreiben aus Mainz; (eingesandt von — — — m.) . . . . — 93

Zweites Heft.

I. Gedichte.
Der Philippseich, meinem Geburtsorte; von K. Habermann. . . . . . — 100
II. Liebe und väterliche Härte, eine Erzählung; von C. V. Dahm. . . . . — 105
III. Vollständige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Besize des Erzstifts Mainz zwischen den beiden Erzbischöffen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau geführten Fehde, und der damals von leztern verrätherischer Weise geschehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz (Fortsezung); von Bodmann. . — 120
IV. Denkschrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. Beschluß. (Ein Auszug); von P. A. Müller. . . . . — 153

V. Geschichte der Zeit.
Frankreich; von Weitzel. . . . . . Seite 184
England; von demselben. . . . . — 194
VI. Verschiedene Gedanken; von demselben. . — 200

Drittes Heft.

I. Gedichte.
Doktor Martin Luthers Epistel, an den Verfasser der Weihe der Kraft; (eingesandt von E . . . n) . . . . — 205
II. Rosaldo von Venedig, eine Novelle; von K. Habermann. . . . . — 210
III. Versuch einer nähern Bestimmmung der beiden Stellen, wo Julius Cäsar über den Rhein gegangen ist; von Fölix. . . . . — 231
IV. Uiber das Räthsel des menschlichen Lebens; von Neeb. . . . . — 248
V. Radoterien; von Rebmann. . . . . . — 259
VI. Statistisches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg. Von Ferdinand Bodmann. Mainz, bei F. Kupferberg. 1811. — Von Neeb. . . . . — 268
VII. Verschiedene Gedanken. Zivilisation und Barbarei; von Weitzel. . . . . — 281

Viertes Heft.

I. Gedichte.
Sabas Königin und Salomo; von K. Habermann. . . . . — 293

II. Adolf und Gustel, oder die Entscheidung am Hochgerichte. (Eine Erzählung.) Von C. W. Dahm. . . . . Seite 296
III. Uiber den ästhetischen Karakter einer schönen Gegend; von Neeb. . . . . . . — 318
IV. Vollständige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Besize des Erzstifts Mainz zwischen den beiden Erzbischöffen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau geführten Fehde, und der damals von lezterm verrätherischer Weise geschehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz (Fortsezung); von Bodmann. — 328
V. Uiber die Ahnen des Königs von Rom; von Vogt. . . . . — 348
VI. Bemerkungen über die im Juni-Hefte dieser Zeitschrift mitgetheilten Bemerkungen, die Anwendung des Fellenbergischen Akersystems in andern Gegenden betreffend; von Haßloch. . . . . — 354
VII. Bruchstüke einer Rheinreise; von Weitzel. . . . . — 361
VIII. Geist der Journale; von demselben. . . — 382



I.

Gedichte.

An Elisen.

Eine Göttin, die im Paradiese
Süßer Träume unter Blumen spielt,
Ist die Dichtkunst, o Elise,
Deren Reize deine Seele fühlt.

Wo des Baches Silberwogen wallen,
Wo die Ruh' uns in den Armen hält,
Wo beim Lied der Nachtigallen
Bebend unsre Wonnenthräne fällt;

Wo der Blik die lieblichen Gefilde
Der Natur entzüket übersieht,
Wo beweget von der Schönheit Bilde
Unser Herz in heil'ger Rührung glüht,

Da umschwebet in Begeisterungen
Mich die Muse; die ich mir erkohr,
Und, von ihrem Hauch durchdrungen,
Schwinget freier sich mein Geist empor.

Durch die Harfe, die sie mir gegeben,
Zittert Lieb' in Melodien hin:
Liebe — Wonne — Götterleben —
Himmelstochter — Liederkönigin!

Wo die Muse schon in Simpathien
Leicht verständlich zu den Herzen spricht,
Tönen meine Melodien:
Kalten Herzen, o Elise, nicht.

Meine Stirne wird kein Kranz umwinden
Und mein Name nicht unsterblich seyn;
Mögt' ich nur die Palme finden,
Die dem Dichter edle Seelen weih'n!

Sie ist schöner als die Lorbeerkrone,
Die der Ruhm geräuschvoll für uns wand;
Würde sie doch mir zum Lohne,
Sanftes Mädchen, und aus deiner Hand!

II.

Vollständige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Besize des Erzstifts Mainz zwischen den beiden Erzbischöffen Diether v. Isenburg und Adolf v. Nassau geführten Fehde, und der damals von lezterm verrätherischer Weise geschehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz.

Anmerkung.

(Der handschriftliche Koder, woraus ich diese Nachricht mittheile, enthält neben einer ungeheuren Anzahl größtentheils ungedrukter Urkunden das ehemalige Erzstift Mainz betreffend, auch noch verschiedene geschichtliche Aufsäze, welche demselben am Ende beigefügt sind, z. B. den Krieg K. Alberts I. mit Erzbischof Gerhard, — die Händel zwischen den Erzbischöffen Heinrich und Gerlach, — die dipl. Geschichte des Zwiespalts zwischen Erzbischof Sifrid II. mit Bischof Leopold v. Worms, — die Händel

zwischen K. Heinrich Raspo und Erzbischof Sifrid III. einer, und dem R. Könige Conrad IV. andererseits, mit allen dazu gehörigen Urkunden. — Die obige Urkundensammlung geht bis aufs Jahr 1416 und ist auf Pergament geschrieben; sie verräth eine Hand desselben Zeitalters und Schreibers; hingegen rühren die angefügten historischen Aufsäze, der Handschrift nach, von verschiedenen Verfassern. Sie sind auf Papier mit verschiedenen Fabrikzeichen geschrieben; der erste, dritte und vierte ist lateinisch, und ist die Abschrift eines der Ereigniß gleichzeitigen Aufsazes; der zweite aber scheint erst im 15ten Jahrhundert entworfen zu seyn; er ist deutsch, und ungemein weitläuftig. Auf ihn folgt, jedoch mit einer andern Hand, die Nachricht, welche ich hier mittheile. Ihr gehet voran eine weitläuftige Nachricht von Erzbischof Diethers erster Wahl, dessen Differenzen und Kriege mit Kurfürst Friedrich von Pfalz, der berühmten Schlacht bei Seckenheim, und der Aussöhnung beider Partheien; alles aus und mit Urkunden. — Wir lassen diese hier hinweg, und fangen allnächst mit der Erzählung des vorgesezten Thems an. Bn.)

»Als nun Her Diether von Isenburgck zwey Jahr vnd nicht gar vier Monat das Ertzbisthumb regiert, wart er von Pabst Pio dem andern diß namenß seiner Dignitet entsetzt, durch ein Bebstlich Bull den 22. Augustj im Jhar 1461. Man sagt daß der vhrsachen sollen gewest sein, weil die gesantten des new erwelten Ertzbischoffs, alß sie die Confirmacion beym Babst holten, nebens andern sachen geschworen hetten, daß ihr Her der ertzbischoff Innerhalb Jahrsfrist sich in eigener persohn bey ihrer heyligckeit instellen soll, welches er nit gehalten. Er sol auch schult haben im Bane gewest

zu seyn. It. daß er sich nit zu gepürlicher zeit hette consecriren vnd zum Bischof weyhen lassen. Er solt auch durch geschenck an die whal kommen sein, vnd solt auch zuuor im Ihar 1456. zu trier desgleichen durch gaben zum Ertzbisthumb gelangen wöllen; sey ime aber nit gerathen. It. das er zum Bebstlichen legaten, welcher nach Teütschlant geschickt worden, den zehnten zu begern wider den türcken sol gesagt haben, der Babst suche der teütschen Nation gelt, vnd nit die Beschützung des glaubenß. It. er sol wider den willen des Keysers, Reichs- vnd Fürstenversamblungen angestelt. It. er sol von der mantuanischen Bullen den zehenten betreffent an ein kunfftig Concilium appellirt haben, vnd das er von dem Bapst als male informato ad melius informandum appellirt hab, wie solichs die bulla seiner absetzung clerlich vßweist. Dieß vnd andre sachen wurden im zugemessen, er gestunt aber solche nit alle.

Nu wolt Ertzbischoff Diether von der possession deß Ertzbisthumbß so leichtlich nit weichen, sonder stellet Lannd vnd Fürstentag an; gegen den beclágt er sich, wie er von sein widerwertigen angeben wer, erbotte sich derhalben rechtß, wolte vom Bapst an ein künfftig Concilium appelliren, begerte derhalben an die Fursten, das sie seiner Apellacion wolten beyfallen.

Als Bapst Pius solchs vernam, schickt er einen legaten zu ime, nemblich Hern Rudolfen von Rüdesheim, Dumdechant zu wormbß, vnd Franciscum canonicum toletanum, das sie seinem zornigen gemuth widerstunden, oder dasselbig begutigten. Eß kamen auch gen Maintz vil fursten gesanten, vor welchen sich Diether offenntlich beclagt wider den Bapst wegen seiner (wie er vorgab) vnbillichen absetzung, darumb er dan an ein Concilium appellirt hab. Rudolff von Rüdeßheim, der Dumdechan vß wormß, stunt vff, begert erlaubnuß von dem Ertzbischoue zu

reden, vnd fing an ime alle sein vorgeben zu widerlegen, verwurff seine Klagen als vnbillich wider Bebstliche heyligckeit getan, warff im auch vor in angesicht der gesantten, das er von anfangck seins Bisthumbß dem romischen Stul sich alltzeit widersezt, vnd demselben vngehorsamb gewest.

Alß nu der fursten gesantten wider hinwegck kamen, fordert Diether die bebstliche gesantten zu sich, vnd erpott sich, wefern ime die annata, das ist das palliumgelt nachgelassen würt, welt er die appellacion widerruffen, dan sein Cammer were jtzt mangelhafft an gelt, welches wol zu glauben war, dan er kurz zuuor im Krig mit dem pfaltzgraffen vil vergeblich angewant hatte; aber der legat antwort im vnd sagt, das die romische Camer ir recht nit dahinten lassen könt.

Nach diessem alß Dietherus sich nach als uor beim Ertzbistumb zu erhaltten gemaint war, achtet nit den Bann, ging nichts destowenger zur kirchen zu den gottlichen emptern, vnd solichs der Bapst uerstanden, schickt er Johannem Flaßlandt, Dumdechant zu Basel, seinen Cabicularium nacher Mentz, zu erckundigen, ob nit einer doselbst vnter den Dumherrn mecht erfunden werden, den er zum Ertzbischoff setzt, der sich alsdan dem von Isenburg dorfft entgegen setzen; vnd er fand hern Adolffen grauen zu Nassaw, Dumhern zu Mentz, welcher zuuor war gewesen Prouisor zu Erdtfurt vnd der Lantschafft in turingen vnd des eichsfelts.

Wiewoll nu her Adolff fur sein persohn gutwillig, den last des Ertzbischofflichen amptß wider vnd an statt dessen von Isenburgck vff sich zu nemen, nam er doch solichs zu bedenckchen, vnd ließ dasselb an sein freündschafft gelangen, darvber ir gutduncken zu horen, ob er sich in soliche vor augen schwebende gefhar des krigß, in welicher der Ertzstifft ietzmailß stünte, begeben solt. Sein freündschafft nam sich an, als wolten sie gegen Aich zur Walfartt, die eben

der zeitt Infiel, verreysen, kamen zu Cöllen zusamen, beratt[s]lagten von den sachen, vnd beslossen entlich, das her Adolff das ertzbishtum Mentz solt annemen, sie wolten im nach allen irn vermogen beystant tun wider den von Isenburgck.

Also wurt die beschaffenheit der sachen dem Bapst zugeschriben, vnd wie sich die freündschafft erpotten, wan Ir heyligckeit die Bullen vnd Prouisionbrieff, wie der Dumdechant von Basell versprochen, wurde herußschickchen, wolten sie den abgesetzten vnd vngehorsamben von Isenburg helffen vßtreiben. Eß waren aber in dissem raht her Johan Ertzbischoue von trier vnd Churfürst, welcher war ein Marggrav von baden, sampt seinen zwen brudern hern Georgen Bischoff zu Metz, vnd Carlen marggrauen zu baden, Vlrich Graue zu Wirtenbergck, Ludwig Lantgraue zu hessen, vnd drey furnehmer Dhumbhern zu Mentze.

Nach dissem zog der Dumdechan zu Basell widerumb nach Rom zum Bapst, bracht daselbist seine verrichtung vor; also wurdt mit guttachten der Cardinell der von Isenburgck des Mentzischen stulß vnd Ertzbisthumbs entsetzt, vnd her Adolff von Nassaw an sein statt gesetzt, vnd wurden die Vndertanne des Ertzstiffts irer pflicht entledigt, insunderheit aber die Vasallen vnd Leenlewth.

Nach dissem kam offtermelter Her Johan Flaßlandt romischer Legat wider gen Menz, bracht die bepstlich brieff, daß her Adolff von Nassaw solt von allen vor den rechten ertzbischoff erckhant vnd gehaltten werden, vnd daß man dem von Isenburg kein gehorsam mer leisten sol. Ee aber vnd zuuor der Dumdechan von basell widderumb gen Mentz kam, schrieb der graff von Nassaw zu wisbaden an den Rat zu Mentz den Donerstag vor S. Michelistag im Jar 1461. vnd begert ein geleit vur sich vnd den Dumdechan von basell alß bepstlichen legaten, gab darneben vor,

eß hett her Adolph von Naſſaw ettewaß mit dem Rat, vnd auch mit dem Dumcapittel zu redden; Her Diether von Iſenburg war aber damalß auch zu Menz; vff diß begern gab der Rat dem graffen von Naſſaw, vnd hern Adolffen ſampt dem Dumdechan von Baſell geleit mit 60. pferdten in die Statt zu komen; Her Adolff aber hat wol 1400. pferdt beiſamen, vnd wuſte niemant waß er domitt vorhatte.

Alſo kam Her Adolff ſampt dem Dumdechan von Baſell gen Mentz, lieſſen das Capittel zuſamen beruffen, gaben demſelben zu erckennen, wie bepſtlich heyligckeit gegenwertigen Hern Adolffen mit dem Ertzbiſthumb Mentz prouidirt vnd verſehen, vnd Hern Diethern von Iſenburg vßgewieſen vnd kuntbaren vhrſachen dauon abgeſetzet. Er hat auch die bepſtlich brieff in den Henden, ließ dieſelbe ſehen vnd leſen, begert damit die poſſeſſion; er wolt auch rundt wiſſen, ob die Dumhern dem Babſt vnd ſeinen Bullen wolten gehorſam ſein, hern Adolff zum Ertzbiſchoff antzunemen, vnd hern Diethern alß abgeſetzten zu verlaſſen. Weill aber das Capittel nit bey einander war, begerten ſie einen Monat friſt, ſich hie zuſchen zu beraitſlagen. Her Diether von Iſenburg der nu ſahe, daſ er ſeins Ertzbiſthumbs entſetzt war, wendet vor, er wolt appelliren â papa male informato ad melius informandum. Her Adolff aber trang vff die antwortt, vnd ließ die Bepſtlich brieff anſchlagen. Man ſagt der Zeitt, daſ pfaltzgraff Fridrich hab den von Iſenburg angereizt, ſich zu widerſetzen, von dem Ertzbiſthumb nit zu weichen, dardurch er ſeinem gantzen geſchlecht ein ſchand würdt antun, hab im auch hulff zugeſagt.

Alß nu diſ geſcheen, wart gleich den neſten freytag darnach von ettlichen Dumhern, aber nit von allen, zur abſetzung gewilligt. Eß war der alt Pfaw, her Volprecht von Derß, her Johan Mönch von Roſen-

berg, Johan Specht von Bubenheim, der von Prauenheim, Her Cune Herdan, vnd Her Ruprecht graffe zu Solmß.

Dornach ging graff Johan von Nassaw, vnd der Graff von Königstein vnd andere in den Rat der Statt, vnd zeigten an, wie das Capittel gemeinlich des hohen Dumstiffts sie in den Rat geschickt habe, sie zuuerstendigen, das ein Capittel dessen einß sey, daß man Hern Adolffen von Nassaw nachmittag vmb vesper zeitt als ein angeenden Ertzbischoff zu Mentz vff den Altar setzen wölt; dorumb sey des Capittelß begern an den Rat, das sie ettlich gewapnete burger hiezu verordnen wöllen, damit kein vnfug oder irrung hirbey entsteen mocht; im fhal aber dem Rat solichs nit gefellig sein mocht, das sie doch nit hofften, sey ein Dumcapitel willenß, dasselbig zu Bingen zuuerrichten.

Doruff nam der Rat bedencken, verwunderten sich gleichwoll, das die Dumhern semptlich der mainung seyn solten, da doch bewust, das ettlich vß inen starck vff des von Isenburgck seitten gehalten hetten, vnd selbs seine geheime Rett gewesen weren; doch schickte der Rat vmb mer sicherheit willen, vnd den grund recht zu erfharen, ettlich auß irem mittel in das capittel, vnd ließen eigentlich fragen, ob diß wie gemeltt ir mainung wer; vnd seint dornach die gesantten des Rats nach entpfangenen Bericht widder in den Rat komen, die antwort bracht, das dem also sey, wie die hern hiebeuor angetzeigt hatten.

Alß nu der Rat dis verstanden, sein alspaldt vff des Capittelß vnd obgemelter Hern begern bey 200. gewapneter burger beschenden, welche vmb vesperzeitt in dhum geschickt, vff den Nottfall gewalt vnd vnfug zu wehren, auch damit niemant zu einer sach getrungen mocht werden, welche im beswerlich were.

Also nam der alt Pfaw, vnd Her Volprecht von Ders Hern Adolffen von Nassaw vnd legten im ein Chorrock an vor der Apotecken, fhurten In in dhum, setzten In vff den altar, sungen te deum laudamus, vnd gleich daruff die Vesper rc. vnd Her Volprecht von Ders stieg vff den Lettener, vnd verckunt dem volck den newen Ertzbischoff, wie er auch hiebeuor den von Isenburgck verckunt hatte.

Nu ist zu der zeitt niemant vß der Clerisey oder geistlichkeitt gewest, gemeinlich oder sunderlich, der einge clag gegen den Rat furbracht hette, das Im in dissen dingen ettwaß zu wider gescheen sey, dorumb auch der Rat alles in guttem willen verstanden, derwegen dan diß alles gescheen lassen, doch eime yden sein recht vorbehaltten.

Nach dissem ließ der von Isenburgck auch ein Capittel versamlen, vnd thett sein Verantwortung durch einen Doctor Humerium genant; do stunt der von Nassaw auch vff, vnd tet ein antwort doruff.

Alß zuuor der von Nassaw vff den altar gesetzt wart, vnd nochmalß die vesper angefangen wart, waren ettlich vß dem Rat dabey, den zeigt Her Adolff von Nassaw ettlich keyserlich briff, dorinn vermelt war, daß Hern Diethers von Isenburckß absetzung mit gutem wissen vnd willen der Key. Maiestat gescheen sey, vnd erpeüt sich ir Mayt. dem von Nassaw Hulff vnd Beystant zu tun; der von Nassaw lieffert auch dem Rat ein keyserlichen brieff.

Vff diß liß Im der von Nassaw die Amptlewt, geistlich vnd werltlich, sweren vnd huldigen alß eyme Ertzbischoffe vnd Churfursten zu Mentz; Diether von Isenburg aber ritte des Morgenß früh mit graff Emichen von Leiningen nach Oppenheim, vnd liessen sich vberfuren mit 40. pferdten, vnd ritten nach Starckenburg, nahm dasselbig ein, dan es war zu der Zeit des Ertzstifft Mentz hauptvestunge eyne; der von Nassaw aber, nach dem er von Mentz

war abgereyst, kam er nochmals widderumb mit vilen Hern vnd rittern gen Mentz; Ertzbischoff Johan von Trier aber, der ein Markgraue von Baden war, vnd marckgrav Carln sein Bruder, Hertzog Ludwig Pfaltzgrav vnd graff zu Veldentz, graff Johan von Nassaw von Vianden, vnd vil ander Hern begerten an den Rat der Statt Mentz, daſ man sie mit 200. pferdten solt durch die Statt lassen; alſ man sie aber durchließ, waren ir 750. pferdt; 350. schützen kamen zur Diethporten ein, vnd zogen zur Gawporten wider uß. Marckgraue Carln von Baden saß in der Statt uff, so saß Ertzbischoff Johan von Trier vnd der von Nassaw in ein schiff, vnd furen inß Ringaw, vnd Her Reichart von Stein Dumdechan, Her Conrad Raw Dhumsenger, Her Volprecht von Derß Dumscholaster, vnd Her salentin von scharfenstein furen auch inß Ringaw, namen nit allein das Ringaw, sonder auch das ampt Algeßheim vnd Olm ein. Nota hie ist nit zu uerschweigen, daſ alß gemelte Hern des Capittelß in das Ringaw komen, dasselbig fur den von Nassaw vffgefordert, mit anmeldung, daſ sie die Vndertanen fürhin dem Hern Adolffen von Nassaw als irm rechten Hern, vnd nit mer dem von Isenburgck solten gehorsamen; die Ringawer aber gaben antwort, weil sie bisher dem von Isenburgck noch verpflicht seyen, konten sie also leichtlich sich keinem andern Hern vnderwerffen, sie weren dan deßhalben merers versichert; also musten die Hern widder abziehen. Bald kamen sie widder, nemblich 4. Capittelßhern, brachten Brieff vnd sigel vom gantzen Capittel, daſ der von Nassaw ir Herr wer; do liesen sie die Ringawer inß land, doch mit der protestacion vnd geding, wie es fallen möcht, daß sie die Ringawer deßhalben kein schult tragen wolten; vnd diß geschach bald nach St. Michaelistag anno 1461.

Darzwuschen zog Her Raban von Liebenstein inß Ringaw, vnd vnderstund sich die Ringawer zu beredden, daſ sie an dem von Isenburgck fest sollen haltten, vnd den von Nassaw nit vor einen Hern annemen, dan der von Isenburgck hab vil reütter beckomen, vnd werd in kurtzem den von Nassaw gantz vertreiben; aber die Ringawer glaubten im nit, sondern namen den von Nassaw an, weilß der Babst vnd keyser also haben wölten, doch mit dem geding, welcher das ertzbisthumb mit recht wurt erhalten, den wölten sie letztlich doch annemen, dan sie waren der mainung, daß beyde würden dorumb rechten; vnd der mainung waren auch die von Mentz, aber eß ging ein andern wegck.

Dornach zogen sie vor Lanstein, da wolt man sie nit Inlassen, dan die von Lanstein hielten noch vff des alten Hern, nemblich des von Isenburgck seitten, desgleichen Pfeddersheim bey Wormbß, das hatte graff Emich von Leiningen im namen des von Isenburgck eingenomen. Im oberstifft aber Aschaffenburgck, Steinheim, Hoest, vnd Gernsheim mit den zöllen, vnd was dartzu gehort, plieb alleß dem von Isenburgck anhengig.

Der von Nassaw begert an die statt Mentz, daſ sie sich solten vff sein seyten begeben, verhieß Inen groß freyheitt. Vil uß dem Rat waren gut Nassawsch, eß kamen aber noch 5. in den Rat, die Isenburgisch waren, vnd man zeigt den zünfften deß von Nassaw begern an; die slugen solchis ab, vnd wolten sich nit vff des von Nassaw seyten begeben.

Als nu Isenburgck sah, daſ sein sach in gefhar stunt, begab er sich zu Pfaltzgrav Friderichen Churfürsten, vnd handelt mit im, daſ er sich seiner annahm, vnd Pfaltz vnderstund sich In beym Ertzbisthumb zu erhalten, kam Im derhalb zu Hulff, vnd stund Im mit macht bey; daruor verschrieb Im der von Isenburgck Stadt vnd Sloß Star-

ckenburg, Heppenheim, Benßheim, Mörlebach, vnd vbrige Bergstraß mit allen Inkomen vnd geuell, vnd gab Im also dieselbig ein, mit dem geding, das solich Landt das Ertzstifft Mentz mit hundert tausend gulden widder von der Pfaltz lösen möcht nach einß Ertzbischoffs vnd Capittelß gefallen vber kortz oder lang. Diß ist ein schönes Lendtlein, fruchtbar an wein vnd frucht, auch wißwachs vnd gewelde, mit feinen stettlin, Slossern, vnd Dorffern, welche alle der Pfaltz nit geringen nutz pringen. erstreckt sich von Heydelbergck biß herab nach Diepurgck. Diß landt hat Anno 1232. Ertzbischof Seifridt ein Her von Eppstein von dem closter Laurisheim, welches man gemeinlich Lorsch nennet, abgesundert, vnd mit verwilligung des romischen Stuls dem Ertzstifft Mentz einuerleibt, vnd hat gleichwoll Pfaltz die Bergckstraß biß vff den hütigen tagck in possess.

Adolf von Nassaw aber der new Ertzbischoff bracht wider den Pfaltzgrauen vnd seinen widersacher den von Isenburgck zu seiner Hulff Hertzog Ludwigen Pfaltzgrauen, graffen zu Veldentz, den man sunst den schwartzen Hertzog nennet, vnd seinen Hoff zu Meysenheim hielt; demselben gab er alleß, was der Ertzstifft Mentz hatte oberhalb Creüzenach, Inn vnd bey der graffschaft Spanheim, alß nemblich Beckelnheim Sloß vnd fleckchen, das stettlin Sobernheim, Montzingen, Nußbaum ꝛc. It. das Ampt Olm bey Mentz, vnd ander Dörffer vmbher, sampt allen derselben zugehör vnd geuell, doch mit dem geding, daß der Erzstifft dieselben möcht ablösen. Er hat Im auch noch dartzu geben den vierten theil am zell zu Filtzbach, mit 12. tausent gulden abzulösen. Marckgraff Carlen von Baden bracht er auch zu seiner Hulff, gab Im Sloß vnd Fleckchen Gawalgesheim, Gawbickelnheim, mit andern dartzugeherigen vnd

vmbliegenden Dörffern, geuellen vnd nutzungen. Er bracht auch zu seiner Hilff graff Vlrichen von wirttenberg, dem gab er zwenzig tausent gulden an barem geltt; Es war aber graff Vlrich ein küner, streittbarer, vnd mechtiger graff. Eß haben deßgleichen dem Adolff beygestanden hertzog Wilhelm von Sachsen, vnd Graff Heinrich von Schwartzburg; daruor haben sie entpfangen ettlich empter vnd Herschaften vff dem Eychsfeldt. Graff Eberharten von Königstein, welcher sein Ertzbischoff Adolfs Swester zum weib hatt, dem gab er vor seine Hilff das ampt Hoffheim vnd was dartzu gehort. Es waren auch noch andre Fursten vnd Graffen, die Adolffo von Nassaw anhingen vnd Hilff ertzeigten, als Her Johan Ertzbischoff zu trier, sein Bruder Georg bischoff zu Metz, Bischoff Johan von Speyer, Marckgraue Albrecht von Brandenburgck ꝛc.

Dem von Isenburgck halffen beneben Pfaltzgraff Friderichen Churf. Heinrich der Landgraff von Hessen, Philipß Graue zu Catzenelbogen, Philipß vnd Johan des Isenburgs brüder, vnd der grosser theil der Burger zu Mentz ꝛc. Diesse hieltens mit hern Diethern von Isenburgck wider Hern Adolffen von Nassaw. Der zeitt war des von Isenburgck vater noch bey leben, vnd wurde gesagt, er hab sein sohn abgemant, das er den romschen Stul nit verachten, vnd das Ertzstifft Mentz nit verderben sol, weil er one das desselben Vasall vnd Leenmann were; weil er aber bey Jme nichts erhalten können, sey er, wie man maint, vor Laydt gestorben.

Alle vorgemelte helffer des von Isenburgck wurden wie auch er selbst vom Bapst Pio dem andern in Bann erclert, dargegen welche gehorsamb waren, vnd Hern Adolff von Nassaw anhingen, wurden vom gegenteil verfolgt, vnd zum teil der statt vertriben, Insonderheit von geistlichen, alß

dan geschach dem Abt vff St. Jacobsberg bei der statt Menz, Hern Eberharden von Venlöe, welcher weil er deß Bapsts mandat vnd gepott vngehersamb war, must er mit seinem Conuent das closter verlassen, vnd sich an ander ort begeben; der Prior sampt dem Conuent zogen Procession-weiß durch die Statt, ein adelicher Conuentßherr Otto von Selbach trug das Creütz vor Inen her, vnd wurden die Conuentsherrn hin vnd wieder vßgeteilt, plieben allein die drey eltisten im closter.

Alß nu die geistlichkeit sich meistenteilß dem von Nassaw vnderthenig gemacht, schickten die stiffter ein Doctor im Rat, der war Doctor Lorich genant, Donnerstag nach S. Luce des heyl. Evangelisten tag im Jar 1461. vnd liessen dem Rat erzelen vff folgende weiß, als: Es hab der alt Herr, daß ist der von Isenburgck, ietzt ettlich brieff an den Dhumbstifft vnd an die Fischporten slagen lassen, darinn vil puncten seiner absetzung gemelt seyn, vnd vnder andern ein punct, der sie angehe vnd berüre, nemblich, daß sie one Nott dem von Nassaw anhengig worden seyen, deßhalb vil rede in der Gemein, Inen villeicht zum nachteil mogen geuallen sein; damitt aber nu der Rat versteen moge, wie vnd vff was weyß sie soliche adhesion vnd anhang getan haben, So haben Im seine Hern von den stifftern beuolhen, den Rait dessen zu berichten, wie daß vormailß der Her Adolff von Nassaw Inen ettlich bepstlich brieff hab verkundigen lassen, dar Inn bey swerer Pen vnd straff gepotten werden, denselben von Nassaw fur einen Ertzbischoff vff vnd anzunemmen, vnd dem alten Hern Diether von Isenburg kein gehorsam mer zu leisten; daruff dan die stiffter eins Monats lang bedenckenß begertt haben, bey vnd vnder sich hie zwuschen zu raitslagen; hieruff man Inen geantwurt, daß Inen kein zeitt zu raitslagen konnte gestattet werden, solten sich derhalben kurtz ercleren; do haben sie den inhalt solicher brieffe betracht,

vnd befunden, daſ nichts ſo lobelich vnd tugentſahm alſ gehorſamb, dorgegen nichtß ſo vnlobelich vnd vnthugentſam alſ der vngehorſamb ſey: als gebur Inen Iren oberſten gehorſamb zu ſeyn; vber diß ſeyen Inen noch andere ſwere brieff zugeſchickt worden, deren ſie vaſt erſchrocken ſeyn, vnd haben angeſehen Iren criſtenlichen glauben, Irer ſelen heyl vnd groß beſwernuß vnd vnraht, ſo daruß entſteen mocht, vnd habent alſo ſich dem Hern von Naſſaw von criſtenlicher gehorſamb wegen anhengig vnd vnderthenig gemacht, vnd habent das auch mit gefhar des verluſts Irer Leen vnd kirchen, Irer Ere vnd glympffs tun müſſen; dabey der Rat gnugſam verſteen könne, daſ ſie ſolichs nit one groſſe nott, ſonder vmb mercklicher vrſach willen, vnd nit vß mutwillen getan haben; begerten derhalben, der Rat wolte, daſ ir entſchuldigung vnd antwort vor gnugſam erachten vnd halten.

Dornach hat gemelter Doctor Lorich von der ſtiffterwegen ertzelt, wie ſie ſeyen verſtendigt worden, daß der von Iſenburg in die ſtatt Mentz komen ſol; were dem nu alſo, ſo wolten ſie den Rat gewarnet haben in allem guten, es möchten deßwegen ſwere proceſß gegen ſie abgeen, daſ man in der ſtatt Mentz, da gott vor ſey, Interdickt halten müſte; dan ſolte er in die ſtatt komen, würde aller gottesdinſt Ingeſtelt, vnd dörfft man weder begraben noch tauffen. Vff daß nu der gottesdinſt nit nidergelegt, vnd groſſe Irrung in der ſtatt enſteen möcht, ſo warnen ſie den Rat in guten truwen, vnd bitten, diſ im beſten von Inen zuuerſteen vnd zuuerſorgen. Nach diſſem hat er vorbracht, wan nu der alt Her, daſ iſt Iſenburgck, alſo in die ſtatt keme, wiewoll ſie nit zweiffeln, der Rat würde ſie ſchützen vnd ſchirmen, dannoch dieweill er Ir vil an andern ortten mit groſſem ernſt vorgenomen vnd beſchedigt habe, vnd noch teglich vnderſtee zu tun, ſo beſorgen ſie,

er mocht sie hie an iren personen vnd gut villeicht auch beschedigen; vnd habent dorumb begert vnd gebetten, daß der Rat Jnen seine gute mainung hieruff zuuersteen geben wölle, vnd wie sich der Rat hierinn zuuerhalten bedacht sey.

Hieruff ist den stifften kein antwortt worden, biß dem von Jsenburg der Zufall gescheen ist von der Statt Mentz.

Alß nu der von Jsenburgck in der Bergckstrasen war, do schrieb er dem Rat vnd gemein gen Mentz vnter andern von einer Verretterey, die durch ettlich gescheen sein solte, die statt Mentz betreffend, begert derhalben ettlich vom Rat vnd der Gemein zu Jme zu schicken. Vff solich schrifftlich begern haben der Rat vnd Gemein sich vereinigt, das sie zween vß dem Rat, vnd zween vß der Gemein nacher Diepurgck, do sie Jn den von Jsenburgck finden würden, schicken wolten, damit sie die persohnen wissen möchten, die mit solicher Verretterey weren vmbgangen. Wurden also disse vier personen dahin geschickt, welche, als sie zu dem von Jsenburgck kommen, hat er Jnen dieselben mit Namen genennt, als Her Volprecht von Derß Dhumscholaster, graff Johan von Nassaw, Straßburger im Ringaw, vnd ander mer, die auch vß dem Ringaw gewest sein, aber er kunt sie nit alle namhafft machen; auch sagt er Jnen, welchermassen graff Johan von Nassaw vormails, ee disse Jrrung entstanden, zu Algesheim mit Jm geredt hett, waß auch Her Volprecht von Derß zu Hoest mit Jm geredt hett, vnd Jm zugemutt, aber er habs nie tun wöllen, noch solichen Rat annemen, dan er habe die Statt Mentz allzeit lieb gehabt, dorumb er derselben nichts zuwieder tun wöllen.

Nach solichem gesprech hat der von Jsenburg vnd graff Emich von Leyningen die von Mentz zu Diepurgck im Sloß vff ein seyten gefhurt, vnd mit Jnen geredt vff soliche weyß, wan sie folgen wollten, so wolt er den von

Mentz die Pfaffenrachtung zu iren Henden pringen, vnd die Pfaffheit zu Mentz solle zu ewigen tagen mit der Stadt lieb vnd leyd tragen vnd leyden, vnd wann der Rat in dissem wölt willig seyn, solt man Im ein zettelin nur eins fingers lang schicken, vnd wen ers dan nit dortzu bring, so wolt er sein kopf doran setzen. Vff disse red haben die gesantten des Ratß vnd der Gemein kein antwortt Kunnen geben, weder ab oder zusagen, sonder haben solichs sampt vorgemelten reden widderumb an den Rat pracht.

Weill nu die Pfaffheit vnd der Rat zu Mentz der gemelten Rachtung halben offt vnd vil veeinig gewest seint, vnd den Rat beduncken wolt, das Ime soliche rachtung vnd verschreiben, welche sie zuuor mit Inen hetten Ingangen, zu swer vnd verderplich were, haben sich der Rat vnd gemein vereynigt wegen der letzten red, die rachtung vnd vngelt belangent, das sie die Irigen widderumb zu dem von Isenburgck schicken wolten; wie auch gescheen; dan sie zu Im gen steinheim geschickt worden, in mainung, zu erfaren, was doch das ienig sein solt, das die statt Mentz solte tun, weil er gesagt hette, wan sie folgen wollten, wie obgemelt. Aber sie kunten vff die zeitt nichtß von Ime uerstendigt werden, sonder er sagt, er wolt hundert gulden drumb geben, das sie vor 3. oder 4. tagen komen weren; dan eß werd Im von dem Pfaltzgrauen ein spinnwebbe vor die augen gehalten, vnd er neme sich an, was er Im verschrieben, daß er Im Hilff vnd Beystant widder den von Nassaw tun solt, dessen wer er nit mechtig gnug, sonder der von Nassaw könte solichs besser tun, vnd möchte bestettigt werden vom Bapst vnd Keyser rc. Weitter sagt er, ietzt hett er bottschaft zum Pfaltzgrauen gesantt mit dem begern, obß ia oder nein

sein solt, das er Im wolt hulff tun; wo nit, vertrawet er, ein vertrag mit dem von Nassaw zu treffen.

Alß solichs die gesantten des Ratß herten, fragtten sie In ratß, wie sie sich dan in solichen sachen halten solten ꝛc. Do antwurt der von Isenburgck, er wolt Inen raten, alß wer er dem Rat zu Mentz mit dem eydt verbunden, vnd als wan er bey Inen im Rat seſß; er sagt auch, wan der Pfaltzgraff vnd sein Vetter graff Philipß von Catzenelbogen Ime helffen vnd Bystant tun wurden, so dorffte er dem Rat auch rathen, daß er Im Bystant tete; wer aber solichs nit, wolt er Inen solichs auch nit rathen.

Also seint sie doruff von eynander gescheyden, der mainung, das, wan der Pfaltzgraff vnd der von Catzenelbogen helffen würden, so wollten sie ire semptliche Rete gen Mentz schicken, mit dem Rat weiter von den sachen zu reden. Solichs haben die gesantten widder an den Rat gen Mentz pracht, vnd ist dismailß alleß also ansteen plieben, biß vff sant Martinß tag nest hernach, do ist ein gemein geschrey ußgangen in der statt Mentz, das die sachen zwuschen dem alden vnd newen Ertzbischoff Isenburgck vnd Nassaw gericht vnd verglichen seyen, vnd sey solichs von beyden teilen geswooren vnd versigelt, wie auch dessen dem Rat von dem von Nassaw schrifftlicher Bericht zuckomen.

(Die Fortsezung folgt.)

III.

Denkschrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. *)

(Ein Auszug.)

Dieses kürzlich herausgekommene Werk gehört zu den interessantesten Erscheinungen der neuern politischen Litteratur. Der Verfasser, dessen Ideengang bestimmt und gehaltvoll ist, verräth einen seltenen Umfang von Kenntnissen; die Thatsachen sind mit Ordnung und Klarheit auseinander gesezt, und bis auf ihre Quellen zurükgeführt. Man glaubt die Feder eines der geachtetesten politischen Schriftsteller Frankreichs darin zu erkennen. Wir werden uns bemühen, hier einen gedrängten Auszug davon zu liefern, und dadurch dem deutschen Publikum nähere Kenntniß von einer Schrift zu verschaffen, welche eine der wichtigsten Angelegenheiten unsrer Zeit abhandelt, und sowohl wegen ihrem Gegenstande als wegen den Ansichten, die sie enthält, die allgemeine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade verdient.

*) Im Original: Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres. Paris 1810.

In dem Vorberichte entwikelt der Verfasser den Zwek und die Eintheilung seiner Schrift; er zieht zwischen den beiden Nationen, über welche sich sein Werk verbreitet, eine Parallele, und bemerkt, daß auf beiden Seiten gewaltsame Masregeln und Konfiskationen statt gefunden haben, welche durch die Grundsäze allgemeiner Gerechtigkeit verdammt werden; allein von Seiten Frankreichs, sagt er, haben diese Masregeln einzig zum Zwek gehabt, wie es auch immer erklärte, England zur Aufgebung seiner Ansprüche auf die Seeherrschaft zu vermögen, und es mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen; auf der Seite Englands hingegen giengen diese tyrannischen Handlungen aus einem bestimmten Willen hervor, und hatten zum Hauptzwek, ein System durchzusezen, das sich nicht mit der Ehre und Sicherheit der Seemächte vertrug; wenn man, sagt er, auf der einen Seite bemerken will, daß Frankreich keine Gelegenheit versäumte, seine Grundsäze über den Hauptgrund der Streitfrage bekannt zu machen, nämlich die Freiheit der Meere und die Befreiung der Flaggen zu verlangen; daß aber, auf der andern Seite, England stets jeder bestimmten Erklärung über diesen Punkt ausweicht, den Neutralen jede gründliche Genugthuung versagt, keinem von den in den neuern Verträgen durch die allgemeine Beistimmung der andern Nationen anerkannten Grundsäzen beitritt, hartnäkig sein entgegengeseztes System verfolgt, und sich weigert, die allgemein angenommenen Maximen anzuerkennen, so entsteht ohne Zweifel schon aus dieser Vergleichung ein Vorurtheil für Frankreich und seine Sache. Niemand kann wohl diese Bemerkung entgangen seyn. Allein, fügt der Verfasser hinzu, wenige sind eines festen Gedankens fähig; der kommende Tag bringt die Ereignisse des vorhergehenden in Vergessenheit; man verwechselt die Ursachen und Wirkungen, und bei der Menge der Begebenheiten, welche

sich aufeinander folgen, hat selbst die Sonderbarkeit der Ungemache, welche Europa heimgesucht haben, die wahre Quelle derselben aus dem Gesicht entrükt.

Aus dieser Rüksicht hat man geglaubt, bei der Ungewißheit, worin die Verwikelung der in dieser Streitfrage gefährdeten Interessen die Gemüther gestürzt hat, die vorzüglichsten Züge sammeln, und eine kurze und klare Uibersicht des Betragens von Frankreich und England, durch eine Reihe von Thatsachen oder Urkunden, denen man künftig unmöglich eine Antwort entgegensezen kann, belegen zu müssen.

Um diese Streitfrage in ihr ganzes Licht zu sezen, und allen Lesern, denen sie fremd ist, verständlich zu machen, schien es nothwendig, bis auf den Ursprung der Seegesezgebung zurükzugehen, ihre Fortschritte in den verschiedenen Zeitaltern und bei verschiedenen Völkern zu verfolgen, und von dieser Reihe von Thatsachen und Beobachtungen zu unserm Gegenstande überzugehen, wobei man die Grundsäze des Seerechtes aufstellte, denen der Gebrauch der Nationen, die Meinung von aufgeklärten Publizisten, und der Geist der neuern Verträge, bis zu jenem Kriege, wo Europa mit ihrer gänzlichen Vernichtung bedroht ist, eine allgemeine Anerkennung verschafft zu haben schienen.

Unter diesem Gesichtspunkte hat die Geschichte der Seegesezgebung vier Perioden dargeboten, wo sie starke Veränderungen erlitt oder Vervollkommnungen erhielt.

Die erste Periode, die den Gegenstand am wenigsten berührt, verträgt nur eine verhältnißmäßig kurze Skizze, und endigt sich mit dem Friedensschluß von 1763.

Die zweite begreift den Krieg für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, die Geschichte der bewaffneten

Neutralität vom Norden, und endigt mit dem Anfang der französischen Revolution im Jahr 1789.

Die dritte begreift den Revolutionskrieg bis zum Friedensschluß von Amiens, 1802.

Die vierte ist die Geschichte der acht lezten Jahre in dem Gegenstande der Untersuchung.

Dies ist die vom Verfasser der Denkschrift angenommene Eintheilung; wir werden dieselbe bei unserm Auszuge beibehalten.

Erste Periode.

Im ersten Zeitalter der Schifffahrt findet der Verfasser keine andere Grundsäze der Seegesezgebung als das Recht des Stärkern. Mehrere Völker haben nach und nach die Meeresherrschaft sich angemaßt, und allenthalben ihr Seerecht mit gewaltthätigen oder seeräuberischen Handlungen bezeichnet.

Tyrus kann nur als eine Handelsstadt angesehen werden. Die Athenienser waren die ersten, welche darauf dachten, ihre Seeherrschaft zu begründen: sie schrieben in ihrem Vertrage mit dem Könige von Persien die Grenzen vor, über welche sich die Schifffahrt seiner Unterthanen nicht ausdehnen durfte; sie entzündeten den peloponnesischen Krieg, um ihre Ansprüche zu behaupten; sie beschleunigten endlich ihren Fall durch Expeditionen, die ihre Kräfte überstiegen, und erlebten so das gewöhnliche Schiksal der Meeresbeherrscher.

Zu derselben Zeit erhob sich eine in ihren Ansprüchen weit ehrgeizigere, in ihrer Politik gefährlichere, und in ihren Mitteln viel vermögendere Macht, nämlich Carthago. Man kann nicht an den ungeheuren Umfang ihres Handels, an die Ausdehnung ihrer Kolonien, an die Macht ihrer Marine, an ihren Uibermuth gegen die Schwächern, an

ihre hinterlistige Politik gegen die Stärkern, an die blutigen Kriege, die ihr Stolz entzündete, an den Handelsgeist, der sie selbst mitten unter ihren Siegen nicht verließ, und an den höchsten Gipfel ihrer Größe denken, ohne seine Blike unwillkührlich gegen eine Nation zu wenden, welche ihre Macht und ihre Politik geerbt zu haben scheint. Man glaubt gewisse Züge der neuern Geschichte zu lesen, wenn man im Polyb und Titus Livius einige Bruchstüke der carthaginensischen Geschichte durchgeht. »Carthago hatte ein sonderbares Völkerrecht, sagt Montesquieu; es ließ diejenigen ersäufen, die in den Meeren von Sardinien schifften.»

In den ersten Verträgen mit den Römern sieht man sie, troz ihren Niederlagen, darauf denken, die Seeherrschaft zu erhalten, und die Schifffahrt und den Handel der lezten zu beschränken. Hanno hatte sogar in der Unterhandlung, welche den ersten punischen Krieg endigte, erklärt, er würde es nicht dulden, daß die Römer in den sizilischen Gewässern ihre Hände wüschen. Indeß wurde Carthago, fünfzig Jahre später, genöthigt, seine ganze Seemacht, bis auf 10 dreirudrige Schiffe, auszuliefern. Ein sonderbarer Glükswechsel, und eine furchtbare Lehre für jede Macht, die Carthago nacheifern will!

Die ältere Geschichte bietet nur wenige Aufklärungen über die Begriffe dar, welche man damals von den Rechten und Pflichten der Neutralität hatte, da der Handel eingeschränkt war und die hohe See wenig befahren wurde; ein Umstand, der nur wenige Kollisionen unter den Nationen zuließ. Als Rom die Seeherrschaft mit der Herrschaft zu Lande vereinigt hatte, so hatte es nicht nöthig, die Grundsäze einer auf die Unabhängigkeit der Nationen gegründeten Seegesezgebung aufzustellen. Wir werden darum mehrere Jahrhunderte zu überspringen haben.

Bei den Einfällen der Barbaren wurde das Meer den Unternehmungen der Seeräuber Preis gegeben, und die Marine, so wie alle andre Zweige der Zivilisation, herabgewürdigt. Gleichwohl bemerkt man, wie schon damals einige elende Neulinge von Barbaren, in ihren Nachen von Leder, die Uiberlegenheit jener halbwilden Insel, deren Küsten sie nicht zu verlassen wagten, behaupten wollten, und darin die ersten Zeichen des brittischen Stolzes bliken ließen. Edgar ließ sich den König der Könige, den Suverän des brittischen Ozeans nennen. Er nöthigte acht Fürsten, die ihm zinsbar waren, auf einer Barke zu rudern, die er selbst steuerte. Unterdessen ist es anerkannt, daß Karl der Große auf den Meeren, die Frankreich von den brittischen Inseln trennen, das Uibergewicht erlangt hatte. Alle in den ersten Zeiten gegen diese Inseln versuchten Einfälle gelangen; deswegen lassen die englischen Geschichtschreiber, mit Unrecht, die Uiberlegenheit ihrer Marine bis zu dem Anfang der Monarchie hinaufsteigen.

Der Okzident besaß noch erst den rohen Anfang der Kunst und gar keine Seegeseze, als bei verschiedenen Nationen Italiens einige Ideen von Handelsgesezgebung zu keimen anfiengen. Der Verfasser erwähnt hier der berühmten Bulle, welche Venedig vom Pabst Alexander III. erhielt, Kraft welcher der Doge jedes Jahr, am Himmelfahrtstage, die Hirath mit dem adriatischen Meere feierte, indem er einen Ring ins Wasser warf, zum Zeichen einer ewigen und wahrhaften Herrschaft. Auf der andern Seite wollten die Genueser und Pisaner über das Mittelmeer regieren; es flossen Ströme von Blut zwischen den eifersüchtigen italienischen Staaten, denen nur die Entdekung der neuen Straße um das Vorgebirg der guten Hofnung ein Ende machte.

Von dieser. Eifersucht der italienischen Mächte blieb gleichwohl ein Denkmal übrig, das in der Seegesezgebung noch berühmt ist: die Sammlung von Gesezen, die unter dem Titel il Consolato del Mare (das Seekonsulat) so bekannt ist. Dieses Gesezbuch, das nach und nach von den Griechen und von allen Nationen des westlichen Europa mit Modifikationen angenommen wurde, wodurch eben so viele besondere Gesezbücher entstanden, wie z. B. die Verordnungen von Barcelona, die Geseze von Oleron, die Ordonnanz von Whitby; dieses so berühmte Gesezbuch, welches mit der größten Umständlichkeit die Verhältnisse des Eigenthümers zu den Schiffskapitänen, der Kapitäne zu den Matrosen festsezt, enthält die Anfangsgründe des Seerechtes, die ersten Kenntnisse über jenen ewigen Streitpunkt zwischen den kriegführenden und neutralen Mächten, nämlich die Befreiung der Flagge.

Die Portugiesen, welche die Herrschaft der Meere erhielten, gebrauchten sie mit einem bisher unbekannten Uibermuth gegen die andern Nationen, denen sie das Recht, die Gewässer Indiens zu befahren, versagen wollten; eine Anmaßung, welche der berühmte Grotius in seiner Abhandlung: Mare liberum, bekämpfte, und die von den holländischen Waffen endlich noch vollständiger widerlegt wurde.

Die Spanier entdekten unterdessen Amerika. Die Kriege, welche unter diesen Umständen zwischen den Spaniern und Portugiesen auszubrechen drohten, wurden durch die berühmte Bulle Alexanders, welche die neue Welt zwischen ihnen theilte, aber übrigens voll der ausschweifendsten Anmaßungen war, in ihren Keimen erstikt.

Indessen sank die portugiesische Herrschaft bei den Siegen der Holländer in den indischen Meeren, und bei dem ungeheuren Wachsthum der spanischen Marine unter Ferdinand, Karl V. und Philipp II.; und die spanische

Flagge, siegreich über die afrikanischen Raubstaaten, schien ein halbes Jahrhundert lang auf allen Meeren zu herrschen. Allein mit dem Verlust der unüberwindlichen Armada schien auch die Seemacht Spaniens zu versinken, und auf ihren Trümmern erhob sich die holländische Macht, wenn gleich nicht als Gebieterin, doch wenigstens als eine glükliche Nebenbuhlerin der Beherrscher des Handels und der Meere, bis zum Sukzessionskriege.

Die Zeit der Herrschaft der Portugiesen und Spanier bietet keine Fortschritte in der Seegesezgebung dar; denn nur die Eifersucht mehrerer Mächte kann zur Diskussion ihrer wechselseitigen Ansprüche und zur Errichtung eines gemeinschaftlichen Vertrages, der ihre Rechte und Pflichten bestimmt, Anlaß geben.

Bis izt hatten die Engländer ihre Herrschaft auf das brittische Meer, wie sie es nannten, eingeschränkt. So lange andre Nationen auf dem Ozean herrschten, foderten sie jene Unabhängigkeit zur See, die sie izt vernichten wollen. . . . So antwortete die Königin Elisabeth dem spanischen Gesandten Mendoza, der sich darüber beschwerte, daß englische Schiffe in dem Meere von Indien erschienen wären: »sie sähe keinen Grund, den Engländern oder andern »Nationen die Schifffahrt dieses Meeres zu verbieten; sie »kenne in dieser Hinsicht kein Vorrecht zu Gunsten der »Spanier, und noch weniger das, denjenigen, die ihm »nicht zu gehorchen hätten, Geseze vorzuschreiben; die Eng»länder schifften auf dem Ozean, dessen Gebrauch sie, wie »den der Luft, mit allen Menschen theilten, und der schon »wegen seiner natürlichen Beschaffenheit niemand allein »angehören könne.»

Diese Sprache mußte jedoch, als den Engländern fremd, erscheinen. Das Glük, das sie gegen Spanien hatten, schien sie zu verblenden. Schon versuchten sie ihren Despotism,

und ließen die handelnden Nationen ihre eifersüchtige Habsucht empfinden. Sie widerriefen die den Hansestädten, von ältern Zeiten her, im Königreiche zugestandenen Privilegien; und selbst die ausgedehnten Verbindungen, welche dieselbe noch nachher darin unterhielten, wurden von Elisabeth plözlich abgebrochen. Wahrscheinlich nahm Drake auf ihren Befehl, im Hafen von Lissabon, 60 von ihren Kauffahrteischiffen weg, deren Herausgabe sie niemals erhalten konnten. Der König von Polen rächte sich wegen dieser Verweigerung, indem er die Faktoren der englischen Kompagnie, die Aventuriers genannt wurden, wegjagte. Der Kaiser Rudolph behauptete mit derselben Wärme das Interesse seiner Unterthanen; allein England verfolgte nichts destoweniger seinen einmal angenommenen Gang. Sein Uibergewicht zur See wurde den europäischen Nationen jeden Tag fühlbarer; Dänemark, Holland und Frankreich wurden nicht besser behandelt als die Hansestädte, und hatten sich immer über die an ihren Kaufleuten häufig verübten Räubereien zu beklagen, die während dem Leben und noch nach dem Tode Elisabeths fortwährten. Der Geist der Nation überwog die Freundschaft dieser Fürstin für Heinrich IV. Der Gesandte dieses Königs beklagte sich vergebens über die Bestechlichkeit der englischen Admiralität, über die Ungestraftheit, welche die Seeräuber daselbst genossen, und endlich darüber, daß die englischen Geseze zu ihren Gunsten gemacht zu seyn schienen. Man sieht auch unter der Herrschaft dieser Königin, und während dem Kriege mit Spanien, daß den Neutralen untersagt wurde, in die spanischen Häfen einzulaufen.

Der Verfasser bemerkt, daß die Seemacht Englands unter der Regierung Elisabeths Riesenschritte gethan hatte; unter ihren beiden ersten Nachfolgern schien sie wieder zurükzugehen; allein es gab doch seine Ansprüche nicht auf.

Jakob I. schien sie in der Abhandlung (Mare clausum), die er durch den Rechtsgelehrten Selden als Antwort auf die von Grotius machen ließ, bekannt machen zu wollen.

Karl I. behauptete dieselben Ansprüche im Anfang seiner Regierung, und besonders während dem Einfluß des Günstlings Buckingham. Das Betragen von England wurde so willkührlich, daß Ludwig XIII. kein anderes Mittel sah, den Handel seiner Unterthanen zu beschüzen, als ihnen zu gebieten, kein einziges Schiff in die See auslaufen zu lassen; eine Masregel, die man in unsern Tagen erneuern sah.

Das Genie des Kardinals Richelieu strebte dahin, die französische Marine zu bilden; zwei Jahre später, als er den Plan dazu gefaßt hatte, lief schon eine furchtbare Eskader aus dem Hafen von Brest aus. Sie erhielt einen Sieg über die Spanier; allein es lag nicht in dem Genius der französischen Nation, die Unfälle Karls I. zu benuzen, um eine nur zu furchtbar gewordene Macht zu vernichten.

Kaum hatte Cromwell die Zügel der Regierung übernommen, als er den Holländern andeuten ließ, sie sollten die Schiffe von Großbritannien salutiren, und dabei erklärte: »da England dieses Recht mit dem Degen über »alle andere Nationen errungen habe, so dürfe es nicht dul»den, daß eine andere Flagge, als die seinige, auf dem Ozean »erschiene.» Die Holländer wollten unterhandeln. Die Engländer fiengen die Feindseligkeiten mit der Wegnahme von 200 Schiffen an.... Bei dem Friedensschlusse, der diesen Krieg endigte, wollte Cromwell zu Gunsten der Engländer das Recht stipuliren, alle holländische Kauffahrteischiffe zu visitiren; und obgleich diese Republik sich weigerte, darin zu willigen, so faßte sie nichts desto weniger einen geheimen Beschluß, sich nicht auf eine zu offenbare Art zu widersezen, nämlich diese Beschimpfung zu ertragen. Sie schikte dem

zufolge ihre Befehle ab, und Ruyter hörte nicht auf, ihre Zurüknahme zu fodern.

In diesem Kriege erschien die berüchtigte Navigationsakte, welche von aufgeklärten Publizisten als die Quelle des Handelsreichthums von England, und als das Palladium seiner Seemacht angesehen wurde; sie war hauptsächlich gegen die Holländer gerichtet, welche die Faktoren Englands und der ganzen Welt geworden waren. Diese Akte machte, was auch immer einige Schriftsteller darüber geschrieben haben, weder in die Rechte noch in die Freiheit der Völker Eingriffe; sie enthält sogar keine einzige Bedingung, woraus England bei der Diskussion der Vorrechte, die es gegenwärtig in Anspruch nimmt, Vortheil ziehen kann; es ist darin weder von der Konfiskation der feindlichen, am Bord der Neutralen gefundenen Waaren, noch von Visitirungen, noch von der Matrosenpresse, noch von dem Blokadewesen die Rede; man sieht nichts darin als die Ausübung des Rechtes, das jede Nation hat, innere Verordnungen in seinem Handelsverhältniß mit dem Auslande zu machen. Die Faktoren der Welt konnten sich wohl über diese Einschränkungen beleidigt fühlen; allein es war vielleicht ein Beispiel für jede Nation, die an Erzeugnissen ihres Bodens und ihrer Industrie einen gewissen Reichthum besaß.

Man hatte also, obgleich diese Akte auf das Wachsthum der Seemacht Englands Einfluß gehabt hat, das Recht nicht, sich darüber zu beklagen; allein, neben ihr und mit ihr wirkte noch eine beständige Sucht, die nebenbuhlerischen Mächte zu schwächen, eine Menge Ansprüche, die man nach und nach auf die Bahne brachte, und eine Reihe von ungerechten Verfahrungsweisen, die man in Gewohnheiten und bald in Gerechtsame übergehen ließ.

Von diesen Thatsachen geht der Verfasser zu einer Betrachtung über den allgemeinen Geist der brittischen Nation über.

Dieser Geist, sagt er, war so beschaffen; die Hartnäkigkeit, mit der er zum Seedespotism strebte, war so groß, daß selbst blutige Revolutionen seinen Gang nicht aufgehalten haben. Die Dynastien haben gewechselt; allein das System blieb unverändert. So verkündete Karl II. die Seeinstitutionen von Cromwell. »Es verdient bemerkt zu wer»den, sagt Hume, daß, obgleich ein sorgloser Karakter »Karl II. wenig geeignet machte, so ein weitschichtiges »Projekt zu bilden, wie das, sich der See- und Handels»herrschaft von Europa zu bemächtigen, er gleichwohl bei »einer so verführerischen Aussicht nicht ganz gleichgültig »bleiben konnte.» So groß war die Macht des Nationalkarakters.

Daher kamen jene ungerechten Kriege, welche seine Regierung ausgezeichnet haben. Der, den er im Jahr 1664 gegen Holland führte, hatte nur zum Zwek, »ihm mit Gewalt zu entreißen, was England, wenigstens nur sehr langsam, von dem Uibergewichte seines Genius oder seiner Industrie erhalten konnte;» — Gründe, die weniger gerecht als politisch waren. Daher entstanden jene Denkmünzen, worauf die Absicht, die Nationen zu unterjochen, so deutlich ausgedrükt wurde; so wurde Karl II. selbst auf einer, in einem Triumphwagen vorgestellt, den vier Seepferde zogen, und welche die Aufschrift führte: et pontus serviet (und das Meer wird ihm gehorchen).

Dieser Krieg, wo, der Siege des Herzogs von York ungeachtet, Ruyter die Engländer für ihre Hauptstadt zittern ließ, wurde durch den Frieden von Breda geendigt. Holland trat wichtige Besizungen in Nordamerika und die Ehre der Flagge ab; eine dem Anschein nach schimärische

Ehre, die aber eifrig von den Engländern gesucht und bald dem brittischen Stolze nüzlich würde.

So vieler Vortheile ungeachtet, war der Friede von Seiten Karls II. doch nicht aufrichtig; und fünf Jahre darauf, im Jahr 1672, ließ er die Feindseligkeiten auf die abscheulichste Weise, und ohne Kriegserklärung, durch den Angriff der holländischen Flotte in Smyrna anfangen.

Einige Tage nach dieser fruchtlosen Beleidigung machte Karl sein Manifest bekannt, worin er es als eine unerhörte Frechheit ansah, daß man ihm die Herrschaft des Meeres streitig machen wollte, indem man ihm die Ehre der Flagge, »eines der ersten Vorrechte seiner königlichen Vorfahrer, und das lezte, das sein Königreich aufgeben dürfte» . . . . versagte.

Der Vergleich, den man zwischen dem Benehmen Frankreichs und Englands, in der damaligen Epoche, anstellen kann, fällt ganz zum Vortheil des ersten aus. Ludwig XIV., auf der höchsten Stufe seines Glükes, nachdem er Europa den Frieden von Nimwegen vorgeschrieben hatte, nach der Bildung einer Marine, die sich mit den Admirälen, welche schon den englischen nicht mehr nachstanden, furchtbar zeigte, nach mehreren Seesiegen, welche ihm die Herrschaft der Meere zugesichert hätten; Ludwig XIV., so furchtbar selbst nach seinen Unglüksfällen, hat nicht den Stolz der englischen Monarchen gezeigt. Der Hartnäkigkeit ungeachtet, mit der diese ihre Ansprüche behaupteten, hielt er doch während dem größten Theile seiner Regierung die Gewalt zur See im Gleichgewicht, und das handelnde Europa hat von dieser glüklichen Eifersucht Gewinn gezogen. Damals waren die Seeordonnanzen von 1681 und 1689 auf gewisse Art das gemeinschaftliche Gesez aller Nationen, und allenthalben diente ihnen das Völkerrecht und die Achtung des Eigenthums zur Grundlage. Das Resultat des Gleichgewichts der Seemächte

war, einige wenig bedeutende Ausnahmen abgerechnet, im 17ten Jahrhundert die förmliche Anerkennung jenes dem Handel so günstigen Grundsazes, daß die freundschaftliche Flagge die feindliche Waare dekt. Beinahe alle zwischen diesen Mächten seit 1604 bis 1713 abgeschlossene Verträge haben denselben insbesondere bekräftigt.

Bemerken wir in dieser Hinsicht, daß Frankreich sich zu dieser Grundmaxime gegen alle Nationen beständig bekannte; daß England derselben in einigen Verträgen nur in der Zeit beitrat, wo das Gleichgewicht zur See noch bestand; daß es seit 1713 bis auf den heutigen Tag, bei dem Wachsthum seiner Macht, vermieden hat, sich sowohl darüber, als über die genaue Bestimmung der Blokade zu erklären; daß es allein sich weigerte, an dem allgemeinen Gebrauche der handelnden Nationen Theil zu nehmen; und daß, wenn es in seinen Seegesezen wichtige Lüken giebt, es aus keiner andern Ursache geschah, als um den allmählich aufgestellten Anmaßungen, welche mit Erfolg gegen schwache oder blinde Mächte versucht wurden, die sie haben dulden wollen, Plaz und Vorwand zu lassen.

Durch die verschiedenen, unter dem allgemeinen Namen des Utrechter Friedensschlusses bekannten Verträge, im Jahr 1713, gewann England ein entschiedenes Uibergewicht in den Angelegenheiten von Europa. Die unmerklichen Veränderungen in den Verhältnissen der Mächte zu einander, die allgemeine Leitung der Gemüther zum Handel, und die Entwikelung der Industrie kündigten eine Revolution an, wovon England alle Früchte erndten sollte. Es hatte Gibraltar und wichtige Vortheile in dem Handel von Westindien erhalten, wie z. B. den ausschließenden Negerhandel während 30 Jahren; die seltsamste Bedingniß, welche der Seedespotism je erfunden hat, und

wovon Spanien bald die großen Nachtheile erkannte. Endlich nahm es in der europäischen Politik den Plaz ein, den Oestreich so eben verließ: damals hätte man voraussehen können, man würde sich auf dem festen Lande kaum mehr anders, als für das Interesse und nach dem Willen Englands schlagen; alles gebot Frankreich und Spanien, ihr Augenmerk auf die Marine zu richten. Allein das brittische Kabinet wußte ihre Familienstreitigkeiten, die Verlegenheiten wegen der Nachfolge von Oestreich und vor allem die kleinmüthige Zurükhaltung des Kardinals Fleury zu benuzen, der sich für unendlich glüklich hielt, daß er einen gefährlichen Frieden durch die Herabwürdigung der französischen Marine erkaufen konnte. Alberoni war vorsichtiger; aber er war nicht glüklicher gegen die unersättliche Habsucht der brittischen Regierung, die so weit gieng, daß sie in dem Vertrage von 1731 mit Oestreich, die Unterdrükung der Kompagnie von Ostende zu einem Hauptpunkte machte.

Die Zwischenzeit vom Utrechter bis zum Achner Frieden bietet eine Menge Verlezungen des Völkerrechtes von Seiten Englands gegen die Spanier dar: der Angriff ihrer Flotte an den Küsten von Sizilien, im Jahr 1718; die unerhörten in den Meeren von Amerika verübten Gewaltthätigkeiten; endlich die Wegnahme der Schiffe, die im Vertrauen auf den Vertrag von Pardo ausgelaufen waren, beweisen, daß die Handelskriege die grausamsten unter allen sind.

Diese Frevel wurden gleichwohl noch von dem übertroffen, der den Krieg von 1756 anfieng. Mehrere ältere Verträge hatten sogar die Repressalien verboten, den Fall ausgenommen, wo man die Gerechtigkeit versagte; die Friedensschlüsse von Utrecht und Achen verordneten die Herausgabe der auf beiden Seiten vor der Kriegserklärung

gemachten Prisen, so daß es in dieser Hinsicht für Europa ein konventionelles, allgemein bekräftigtes Recht gab.

Mit Hintansezung dieser Verträge, und der dem Herzen der Menschen angebornen Gefühle der Gerechtigkeit, fieng die brittische Regierung, als wenn sie sich zur Menschlichkeit zu schwach gefühlt hätte, den Krieg von 1756 mit einer Vereinigung von Treulosigkeiten und Gewaltthätigkeiten an, wovon die Geschichte noch kein Beispiel darbot. Durch geheime, mehrere Monate vor der Kriegserklärung in alle Theile der Welt ausgefertigte Befehle wurden über 300 französische Fahrzeuge, die in der Sicherheit eines tiefen Friedens die See befuhren, weggenommen, 10,000 französische Matrosen in die Gefängnisse geworfen, und 30 Millionen im Triumphe nach London gebracht. . . . . . Da der Admiral Roscawen bei Newfundland auf zwei Linienschiffe, die Lilie und den Achill, welche der Nebel von einer französischen Flotte getrennt hatte, stieß, versicherte er sie, es sey Friede; darauf griff er sie an und nahm sie. Dieses Benehmen stimmte mit dem des brittischen Ministeriums überein, welches unaufhörlich neue Rüstungen machen ließ, und gleichwohl immer dem französischen Gesandten, dem Herzoge von Mirepoix, betheuerte, »seine Absicht wäre »nicht, den allgemeinen Frieden zu verlezen, und gewißlich »würden die Engländer nicht die Feindseligkeiten anfangen.« Die Unverschämtheit, mit welcher das englische Ministerium sein Benehmen eingestand, vermehrt noch den Unwillen, den dieser ungerechte Anfall einflößt: der Rath Sr. brittischen Majestät bestand wahrlich nicht aus Aristiden. Uibrigens entsprach die Leitung dieses Krieges vollkommen der Art, mit der er angefangen wurde. Man verbarg sich in London und im Parlamente die Absicht nicht, die man hatte, durch einen Gewaltstoß die französische Marine zu vernichten. Lord Chatam sagte öffentlich im Oberhause:

»Eher darf es keinen Frieden geben, als bis Frankreich die Vernichtung seiner Marine unterzeichnet hat; es ist schon genug, daß man ihm die Küstenfahrt erlaubt: England muß sich die ausschließliche Suveränität auf dem Ozeane vorbehalten.» Derselbe Minister hatte auch gesagt, ohne die Erlaubniß von Großbritannien dürfte kein Kanonenschuß auf dem Meere losgefeuert werden.

Dieser übermüthigen Sprache ungeachtet, erhielt das ganz erschöpfte und gedemüthigte Frankreich doch den Frieden, ohne die Vernichtung seiner Marine zu unterzeichnen.

Damals bemühte sich Ludwig XV., die Herausgabe der vor dem Kriege gemachten Prisen zu fodern, und gab selbst ein Beispiel seiner Achtung für die Verträge, indem er eine englische Fregatte wieder freigeben ließ, welcher sich die französische Eskader von Brest durch Repressalien bemächtigt hatte; allein die brittische Regierung hielt die Theile für zu ungleich: die Rükfoderung und das Beispiel waren auf gleiche Weise unnüzlich.

Nachdem nun der Verfasser dargethan hatte, daß die Seemacht Englands, seit dem Utrechter bis zum Pariser Friedensvertrage, durch die Vermehrung seiner Kräfte und die Schwächung seiner Nebenbuhler angewachsen war, so stellt er einen Vergleich zwischen den Grundsäzen der Seegesezgebung Englands und denen von Frankreich, in der damaligen Epoche, an.

Man findet, sagt er, in den Verträgen Frankreichs mit den Vereinigten Staaten (1739), mit Dänemark (1742), und Neapel (1748), eine neue Anerkennung des Grundsazes, daß die Flagge die Ladung dekt.

In den Verträgen, woran England Theil nahm, ist keine Rede davon.

Das Blokaderecht ist nicht genauer bestimmt worden.

Die Bezeichnung der Gegenstände des Schleichhandels hat Ausdehnungen erhalten, die nur dem Interesse Englands entsprachen.

Eine noch wichtigere Neuerung wurde während dem Kriege von 1756 gegen die Rechte der Neutralen gemacht.

Die brittische Regierung hat behauptet, sie könnten in Kriegszeiten keinen Handel treiben, der ihnen in Friedenszeiten nicht erlaubt war; und, unter diesem Vorwande, ließ sie die neutralen Schiffe, die mit den französischen Kolonien handelten, als gute Prisen wegnehmen und versteigern; sie hat diesen Grundsaz beständig behauptet, während dem sie selbst den Neutralen die Häfen ihrer Kolonien öfnete, wie man noch in der Folge zu sehen Gelegenheit finden wird.

Die Nichtigkeit dieser Forderung war augenscheinlich. Da jede Nation das Recht hat, für ihren innern Handel Verordnungen zu machen, die Einfuhr der fremden Erzeugnisse und die Ausfuhr der ihrigen zuzulassen oder zu versagen, zu erleichtern oder zu beschränken, so ist es gewiß, daß Frankreich den Neutralen den Handel mit seinen Kolonien verbieten oder erlauben konnte; es konnte ihre Häfen wie die seinigen öfnen; denn sie machten ja Theile von ihm selbst aus. Es war eine Masregel der inneren Polizei, die mit der Unabhängigkeit der Regierung innig zusammenhieng. So wie es Frankreich übel angestanden hätte, die Suspension der Navigationsakte von Großbritannien zu verhindern, so hatte auch die brittische Regierung keinen Grund, den Neutralen den Handel mit den französischen Kolonien zu verbieten. Diese Foderung war gleichwohl die Ursache oder der Vorwand der abscheulichsten Unternehmungen. Sie brachte nothwendig das Recht der Visite mit sich, das immer strenger ausgeübt wurde; sie sezte offenbar die bestimmte Verneinung des Grundsazes voraus, daß die Flagge die Ladung deke.

Demnach erklärt die brittische Regierung in diesem Kriege bestimmter, als sie es vorher gethan hatte, den Widerspruch, in dem ihre See-Jurisprudenz mit der der andern Völker stand, und thut förmlich kund, daß das Interesse der übrigen Mächte inskünftige den Launen ihres Stolzes und ihrer Habsucht weichen müsse.

Diese Behauptung wird durch die nachfolgenden Untersuchungen noch mehr bekräftigt werden.

Zweite Periode.

Der Verfasser fängt mit einer Untersuchung der beiderseitigen Lage von England und Frankreich, nach dem Pariser Frieden, an. Nichts schien sich izt mehr dem Uibergewichte Englands zur See, entgegen zu sezen. Einige aufgeklärte Minister hatten gelungene Anstrengungen versucht, um die französische Marine wieder empor zu bringen; allein die ehrgeizige Unruhe des Kabinets von Saint-James bewachte sie. So viel erhaltene Vortheile, so viele Gründe des Zutrauens und der Kühnheit hatten in seinem Geiste das tiefe Gefühl seiner eignen Schwäche, wenn es sie mit den ungeheuren Hilfsquellen eines selbst nach seinen Unglüksfällen immer noch so furchtbaren Feindes verglich, nicht vernichten können. Die französische Marine, nur so, wie es sie im Anfang des Krieges gesehen hatte, schien ihm überflüssig stark genug, um eine Landung zu unterstüzen, deren gewisser Erfolg über das Schiksal des Krieges entschieden hätte. Die Furcht machte es wachsam und eifersüchtig; die geringste Thätigkeit in den französischen Werften und Häfen erwekte seine Besorgnisse; und ohne Zweifel würde es nicht lange die angefangene Verbesserung haben ertragen können, wäre es damals nicht durch noch nähere Interessen davon abgeleitet worden. Allein bald kam das Zeichen zur Befreiung der Seemächte aus dem Innern der brittischen Herrschaft selbst.

Diese Revolution der Kolonien, die natürliche Wirkung ihres Wachsthums, das mit der Schwäche des Mutterlandes in keinem Verhältniß stand, war die Ursache oder die Gelegenheit zu einer Verbindung von einer neuen Art. Zum erstenmal hatten hier die Suveräne von Europa das Gefährliche der Unternehmungen Englands eingesehen, und die Nothwendigkeit eines Seerechts gefühlt. — Der Verfasser läßt hierauf einige nähere Umstände von dieser Verbindung folgen.

Das Gerücht der Zwistigkeiten zwischen England und seinen Kolonien, sagt er, erfüllte Europa seit mehreren Jahren, ohne daß Frankreich einen thätigen Antheil an diesem Streite nahm. Es hatte versprochen, zwischen den kriegführenden Mächten die genaueste Neutralität zu beobachten; es hielt sein Versprechen bis zu dem Augenblike, wo heimliche Feindseligkeiten von Seiten Englands es zwangen, sich für die Amerikaner zu erklären. Es bot sich ihm damals eine schöne Gelegenheit dar, für den abscheulichen Anfall von 1755 schrekliche Repressalien zu brauchen. Indien war eben so geneigt, das brittische Joch abzuschütteln, als Amerika. Allein Frankreich wartete noch, bis das englische Ministerium Feindseligkeiten anfieng, ohne den Krieg erklärt zu haben. Unsre Admiralitätsbureaux sind mit Beschwerden von Kapitänen der Kauffahrteischiffe angefüllt, die in den Jahren 1776 und 1777 von englischen Kapern angegriffen und beraubt wurden. So viele ungerechte Anfälle führten endlich einen offnen Krieg herbei. Allein die französische Regierung gab bei seinem Anfange einen Beweis von ihrer Menschlichkeit, indem sie von England die Freiheit der Fischerei für ihre beiderseitigen Unterthanen foderte: sie verkündete, auf die unzweideutigste Weise, die Achtung, die sie immer für die Freiheit des Handels und das Recht der Neutralen hatte, durch ihre Verträge mit den Vereinigten

Staaten und ihre Verordnung vom 26. Juli in Betreff der neutralen Schiffe in Kriegszeiten. Diese Verträge und die Verordnung tragen das Gepräge der Freimüthigkeit und Gerechtigkeit: man sieht keinen Rükhalt, keine beleidigende Einschränkung darin, und die Grundsäze sind klar bestimmt. Die Kaiserin Katharine hat sie in ihrem System der bewaffneten Neutralität nur entwikelt; Frankreich hatte sie lange vor dieser Epoche angenommen und feierlich verkündigt.

Bei dem Frieden von 1763 glaubte England wegen dem Uibergewicht seiner Marine alle Kontinentalverbindungen entbehren zu können; allein die Revolution, die plözlich in den Kolonien von Amerika ausbrach, die Verbindung Frankreichs und Spaniens mit den Amerikanern, die Wiederauflebung der Marinen dieser beiden Staaten und der schrekbare Anfang von diesem Kriege, ließen damals das brittische Kabinet die Nothwendigkeit fühlen, Verbindungen auf dem Kontinente anzuknüpfen, die es vernachlässigt hatte. Es warf seine Augen auf Oestreich und Rußland. Allein dazu mußte man Oestreich von Frankreich, und Rußland von Preussen, trennen; um diesen Zwek zu erreichen, mußte man in Petersburg einen geschikten, thätigen und verschlagenen Agenten haben. Man schikte den Ritter Harris (gegenwärtig Lord Malmesbury), der alle diese Eigenschaften vereinigte, dahin.

Graf Panin war damals erster Minister; die Allianz zwischen Rußland und Preussen war sein Werk gewesen; er sah die Vortheile davon, und war in diesen Ideen und in dieser Vorliebe ergraut. Aufgeklärt über das Interesse seines Landes, blieb er demzufolge gegen jede Neuerung, die Rußland in einen lästigen und zweklosen Krieg verwikeln konnte, auf der Hut, und war zum voraus gegen eine Allianz mit England eingenommen. Auch wandte sich der Ritter Harris nicht unmittelbar an den Grafen Panin; er

sah in dem Karakter der Kaiserin und des Grafen Potemkin eine günstigere Stimmung. Er schmeichelte den Leidenschaften des Günstlings, und den ehrgeizigen Entwürfen Katharinens auf Konstantinopel; er ließ ihr sogar die Hofnung bliken, daß der Londoner Hof nicht abgeneigt seyn würde, in ihre Plane einzugehen. Endlich hätte sich Katharina, bei dieser verführerischen Aussicht, zu einer Allianz und sogar zu einer bewafneten Vermittelung entschieden, wenn Graf Panin, den man zulezt doch von diesem Projekt unterrichten mußte, es nicht mit den Waffen der Vernunft, der Gerechtigkeit und gesunden Politik bekämpft hätte.

Der Ritter Harris ließ sich nicht abschreken. Man gab ihm zu verstehen, bei den vielfältigen Ereignissen, die ein Krieg nothwendig herbeiführe, könnten sich vielleicht Umstände zeigen, die dem Erfolg seiner Unterhandlung günstiger wären.

Ein solches Ereigniß erschien in der That bald hernach, und wekte die Hofnungen des Ritters Harris aufs neue. Zwei russische Schiffe wurden im Mittelmeer von den Spaniern angehalten, die sie nach Cadix führten und sich ihrer Ladung bemächtigten. Katharina war über diese Beschimpfung der russischen Flagge im höchsten Grade aufgebracht, und der Ritter Harris benuzte eine so schöne Gelegenheit, um die Kaiserin gegen die Feinde Englands zu erbittern: es war der Augenblik, sich an denjenigen zu rächen, die seinen Anschlägen entgegen gewirkt hatten. Der Graf Panin wurde gezwungen, dem spanischen Geschäftsträger, Herrn von Normandes, zwei Noten zu übergeben, welche zum Zwek hatten, von dem spanischen Hofe Genugthuung und Wiedererstattung zu fodern. Die Noten konnten dem Minister nur misfallen, weil sie dem Ritter Harris sehr gefielen; übrigens sah er ihre Schiklichkeit oder selbst ihre Nothwendigkeit ein. Indessen wurden sie in einem Tone

abgefaßt, der einen Rükhalt verbarg; und obschon sie damals gegen Spanien gerichtet waren, so können sie doch als die Einleitung zu dem Neutralitätssystem angesehen werden, das nachher von Spanien mit so großer Bereitwilligkeit angenommen, und von England aus einem so übeln Gesichtspunkte betrachtet wurde.

Der Ritter Harris suchte noch entscheidendere Schritte zu veranlassen. Durch den Fürsten Potemkin unterstüzt, brachte er es bei der Kaiserin dahin, daß sie, ohne den Grafen Panin zu Rath zu ziehen, der Admiralität von Kronstadt den Befehl zusandte, mit der größten Schnelligkeit eine Flotte von 15 Linienschiffen und 6 Fregatten auszurüsten, welche im Frühjahr in die See gehen konnte. Diese Flotte war bestimmt, mit der Gewalt eine ausgezeichnete Genugthuung von Spanien zu erhalten, vorausgesezt, daß es dieselbe nicht auf dem Wege der Unterhandlungen geben würde.

Diese Masregel konnte dem Grafen Panin unmöglich lange unbekannt bleiben. Er war zu klug, um der Meinung der Kaiserin geradezu entgegen zu handeln; er gab sich daher das Ansehen, als theilte er ihren Unwillen gegen Spanien: allein, indem er sie bewegte, ihn zum Ausbruch kommen zu lassen, rieth er ihr zugleich, ihre Zweke weit über ein besonderes und vorübergehendes Interesse auszudehnen, und gab ihr zu verstehen, es käme einer so großen Monarchie zu, die Rechte aller Neutralen, welche von den kriegführenden Mächten nicht anerkannt würden, unter ihren Schuz zu nehmen. Er sammelte darauf alles, was die bestehenden Uibereinkünfte und die Schriften der Publizisten für diese Rechte günstiges enthielten, und bildete einen Plan der Neutralität daraus, den er Katharina als ein System vorlegte, wovon sie sich den Ruhm der ersten Gründung zueignen könnte, welches die Völker um sie sammeln, und sie zur Gesezgeberin der Meere machen würde.

Uibrigens suchte er ihr die Meinung beizubringen, England selbst würde an einem Projekt Vergnügen finden, das Spanien demüthigen sollte; und legte einen großen Werth auf das Zutrauen, das die Kaiserin ganz Europa durch eine so offenbare Unpartheilichkeit einflößen würde; ein Zutrauen, welches ihr den Weg bahnen müßte, den Seefrieden zu vermitteln, wie sie zu Teschen schon den Kontinentalfrieden vermittelt hatte.

Ein Projekt von dieser Art mußte dem Stolze Katharinens gefallen: sie gieng in die Ideen des Ministers ein, sie fand Wohlgefallen an seinem Plane und billigte die Deklaration, worin er die Grundsäze der Neutralität aufgestellt hatte, die geeignet waren, die Freiheit des Handels und die Schiffahrt der Neutralen während den Seekriegen zu sichern.

Folgendes waren die Grundsäze derselben:

»Daß die neutralen Schiffe frei von Hafen zu Hafen, und an den Küsten der im Krieg begriffenen Nationen fahren können;

»Daß die Effekten, die den Unterthanen von besagten im Kriege begriffenen Mächten angehören, mit Ausnahme der Kontrebande-Waaren, auf den neutralen Schiffen frei seyen;

»Daß man, um zu bestimmen, was einen blokirten Hafen bezeichnet, diese Benennung nur dem beilegen solle, bei dem durch die Veranstaltung der angreifenden Macht mit Kriegsschiffen, welche beständig davor und in einer hinreichenden Nähe bleiben, eine offenbare Gefahr entsteht, daselbst einzulaufen.»

Diese Erklärung (vom 10. März 1780) wurde unmittelbar an alle Seemächte geschikt, ohne daß der Ritter Harris die entfernteste Ahndung von einem Projekte erhielt, das den Zweken des brittischen Kabinets so ganz entgegen war. Der

Graf Panin hatte die Kaiserin dazu beredet, es vor ihm geheim zu halten. Die Höfe von Stokholm und Kopenhagen wurden insbesondere eingeladen, erstens, eine ähnliche Erklärung an die kriegführenden Mächte zu erlassen; zweitens, sich mit Rußland, durch förmliche Uibereinkünfte, zur Vertheidigung und Behauptung der in der Deklaration enthaltenen Grundsäze zu verbinden.

Der König von Dänemark ließ unverzüglich den bewaffneten Kriegsschiffen der kriegführenden Mächte die Ostsee verschliesen, und schloß mit Rußland eine das Seewesen betreffende Uibereinkunft, die man als eine wahrhafte defensive Verbindung für die ganze Kriegszeit ansehen konnte, und die den durch Rußland aufgestellten Grundsäzen noch folgendes hinzufügte:

»Daß die neutralen Schiffe nur auf gerechte Gründe und unleugbare Thatsachen angehalten werden können; daß ihr Urtheil ohne Verzug erfolgen solle; daß die Prozedur immer gleichförmig, schnell und gesezmäsig sey, und jedesmal außer den Entschädigungen, die man denen bewilligt, welche ohne ihre Schuld Verlust erlitten haben, eine vollständige Genugthuung für den der Flagge Ihrer Majestäten angethanenen Schimpf ertheilt werde.«

Schweden, Holland, Rußland, Oestreich, Portugal und Neapel traten nach und nach dieser Erklärung, durch Akte oder Verträge bei, in denen dieselben Grundsäze wörtlich ausgedrükt sind.

Von Seiten der kriegführenden Mächte empfiengen Frankreich und Spanien die Erklärung auf eine Art, die mit der beleidigenden Aufnahme, die sie bei dem Hofe von Saint-James gefunden, in einem starken Widerspruche stand.

Man konnte wohl sehen, welche von den beiden Mächten den Interessen und Rechten der Neutralen am meisten entgegen war, wenn man ihre Antworten auf die Deklaration

von Rußland mit einander verglich. Der Ritter Harris vernahm den Inhalt der Deklaration erst einige Tage nach dem Abgang der Kuriere, welche dieselbe an die Höfe überbrachten.

Wir übergehen hier mehrere von dem Verfasser angeführte Zwischenvorfälle, um uns mehr über den Bruch Englands mit den Staaten von Holland zu verbreiten.

Sobald die Rede von einem Projekte der bewaffneten Neutralität im Norden war, hatte Holland, das die Vortheile desselben für seinen Handel erkannte, seine Absicht offenbart, demselben beizutreten, und der englische Gesandte bei Ihren Hochmögenden hatte nach und nach Versprechungen und Drohungen angewandt, um sie von diesem Beitritte abzuhalten. Allein endlich ließ ihnen die englische Regierung, die sie sehr entschlossen sah, eine drohende Erklärung übergeben. Sie berief sich darin auf einen mehr als hundertjährigen Vertrag, den England in den vorhergehenden Kriegen, wie im jezigen, durch vielfältige Verlezungen der holländischen Flagge und des holländischen Gebietes nur zu oft gebrochen hatte. *) Auf Seiten der Generalstaaten war die Uiberzeugung, daß ihnen der Beitritt zu der nordischen Neutralität mehr Vortheile verschafte, als die Allianz mit Großbritannien. Allein hier ist vorzüglich zu bemerken, daß man in England einen von dem übrigen Europa ganz

---

*) Zufolge des englischen Befehls vom 17. April 1780 wurden viele holländische Schiffe in den Häfen Englands aufgebracht und von der Admiralität nach dem seltsamen Grundsaze verurtheilt, »daß, da die französischen Häfen, »ihrer Lage nach, durch die englischen natürlich blokirt »wären, es nicht erlaubt sey, nach denselben Schiffahrt zu »treiben.«

verschiedenen Begriff von dem Recht der Neutralen hatte, oder vielmehr, daß man darauf keine Rüksicht nehmen wollte, wenn man sich nicht besonders und durch bestimmte Verträge (die nur zu oft vereitelt oder gebrochen wurden) dazu verbindlich gemacht hatte; und dieser Widerspruch der Grundsäze wird noch augenscheinlicher, wenn man den wörtlichen Inhalt des der vorhergehenden Deklaration beigefügten Reskriptes erwägt, »welches die Kommandanten »der Kriegs- und anderer Schiffe bevollmächtigt, alle den »Unterthanen der Generalstaaten angehörigen Schiffe und »Fahrzeuge wegzunehmen und in Verwahr zu halten, wenn »man fände, daß sie einige den Feinden Sr. brittischen »Majestät zugehörige Effekten an Bord hätten.»

Dieser Widerspruch gegen die von Frankreich und den andern Nationen allgemein angenommene Maxime ist hier förmlich und offiziell ausgedrükt.

Allein die brittische Regierung gieng noch weiter: sie eilte, den Generalstaaten den Krieg zu erklären, ehe sie sich durch die Unterzeichnung ihres Beitritts zu der bewaffneten Neutralität, in den Zustand von Bundesgenossen gesezt hätten.

Man kann nicht leugnen, fügt der Verfasser hinzu, wenn die nordischen Höfe nicht auf der Stelle Parthie für Holland nahmen, so konnte es nur wegen einer unbegreiflichen Zurükhaltung, oder aus der kleinmüthigen Furcht vor einem Kriege geschehen, dessen Erfolg nicht zweifelhaft war, und der sich zuverlässig damit geendigt hätte, in kurzer Zeit die englische Regierung zur Anerkennung der Grundsäze der Seegesezgebung, welche ganz Europa anerkannte, zu vermögen. Das dem Stokholmer Hofe von dem holländischen Abgesandten übergebene Memoire, um die Dazwischenkunft der alliirten neutralen Mächte anzurufen, zeigte offenbar, daß die brittische Regierung Holland, aus Haß wegen seinem

(schon voraus angekündigten) Beitritt zur bewaffneten Neutralität, so schleunig den Krieg erklart habe. Das Memoire des schwedischen Hofs an den von Petersburg, welches denselben Gegenstand betraf, enthält dieselben Ansichten, und den Vorschlag, Holland die verlangte Hilfe zu verschaffen, oder wenigstens an den Londoner Hof eine Erklärung zu erlassen, welche mit dem zwischen den vereinigten Provinzen und den nordischen Höfen bestehenden Vertrage übereinstimmte, »und sich zu bemühen, eine all»gemeine Friedensstiftung zu Stand zu bringen, indem »man beim Frieden den allgemeinen Seecodex für die Neu»tralen festsezte, dessen gemeinschaftliche Gründung die »Wünsche der ganzen Welt erfüllen, und den Ruhm der »Kronen, die dazu beigetragen hätten, aufs Höchste brin»gen würde.«

Dies war ohne Zweifel die Gelegenheit für die Kaiserin Katharina, den Grundsäzen, welche sie vor kurzem verkündigt hatte, eine feierliche Sanktion zu ertheilen. Es kam nicht darauf an, zu untersuchen, ob die Kriegserklärung dem Beitrittsakte um vier Tage vorhergieng. Man sah klar die Absicht des Londoner Kabinets; und als wenn es dem Ruhm Katharinens genügt hätte, diesen Seecodex verkündigt zu haben, so vereitelte ihr Minister jede Erklärung durch ein Reskript, worin mehr scholastische Subtilität als Freimüthigkeit und Würde sichtbar war; und von diesem Augenblik an kann man von diesem mit so viel Erhebung angekündigten Codex, wie von den Denkmälern Carthago's während dem Aufenthalte von Aeneas bei dem Hofe der Dido, sagen:

. . . . . Pendent opera interrupta, minaeque
Murorum ingentes aequataque machina coelo.

Der Verfasser erwähnt der von den Engländern auf der Insel St. Eustache gegen die Holländer begangenen

Greuelthaten, und bemerkt, die brittische Regierung habe ohne Zweifel Privatpersonen für das Rachgefühl, das sie gegen die Republik empfand, wollen büßen lassen. Ohne die Hilfe Frankreichs hätten die Holländer alle ihre Etablissemens verloren; ohne den Muth, mit dem es die Streitsache der Vereinigten Staaten behauptete, hätte England, troz der bewaffneten Neutralität, ohne Zweifel schon damals den Anschlag, den es seitdem zur Wirklichkeit gebracht hat, ausgeführt. Aber diese Unabhängigkeit, die es anzuerkennen gezwungen wurde, schien seinen ehrgeizigen Absichten ein neues Hinderniß entgegen zu sezen, und den Nationen die Mittel zu lassen, sich noch über die Grundsäze der Seefreiheit zu verstehen. Mehrere im Laufe des Krieges abgeschlossene Verträge hatten sie von neuem anerkannt. Frankreich selbst zwang England, sie anzuerkennen, oder wenigstens ihnen eine stillschweigende und unfreiwillige Huldigung, in den Verträgen von 1783 und 1786, zu zollen. Aber, indem es Frankreich diese Genugthuung verschaffte, gab es in der That wenig nach, weil es keinen Seekrieg giebt, worin Frankreich nicht bald gegen England eine feindliche Rolle übernehmen muß.

Uibrigens würde es sehr schwer seyn, izt zu bestimmen, welches die Seeansprüche der englischen Regierung in den Unterhandlungen vor dem Versailler Frieden waren. Es giebt keinen Akt von den damaligen Zeiten, woraus wir dies ersehen könnten. Man kann nur aus dem Widerspruch, den die brittischen Minister den Absichten und dem Systeme Rußlands bei allen Höfen entgegensezten, einen Schluß darauf machen.

Rußland, das in den Unterhandlungen, welche dem Versailler Frieden vorhergiengen, vermittelnd auftrat, war

von Schweden und Dänemark lebhaft angegangen worden, allgemeine, den Grundsäzen, die es verkündigt hatte, angemessene Stipulationen darin einrüken zu lassen. Fand man ein unüberwindliches Hinderniß in den Instruktionen des englischen Gesandten? Oder glaubte man, die von dem ganzen Kontinente anerkannten Grundsäze wären hinlänglich sichergestellt, um die brittische Sanktion entbehren zu können? Diese Frage läßt sich schwer entscheiden. Allein gewiß ist's, daß kein einziger von diesen Grundsäzen England anständig war. Es hat sich geweigert, sie in den Ausdrüken, die vor und seit dem amerikanischen Kriege, in den Verträgen zwischen den andern Mächten enthalten waren, anzuerkennen. Besonders hat es sich geweigert, über das Recht, auf das es Ansprüche macht, die Häfen seiner Feinde durch eine einfache Blokade-Erklärung zu schliesen, und über das, die ohne Eskorte fahrenden Kauffahrteischiffe zu visitiren, eine deutliche Erklärung zu geben.

Aus diesen verschiedenen Thatsachen glaubt der Verfasser schliesen zu dürfen, daß gleichwohl, aus der Uibereinstimmung der Kontinentalmächte, in den zwischen ihnen seit der Verkündigung der bewaffneten Neutralität abgeschlossenen Verträgen, eine Art von Seegesezgebung entstanden ist; und daß alle ihre Verträge, seit dem Versailler Frieden vom Jahr 1783 bis 1789, die Grundsäze derselben wörtlich wieder aufgenommen haben. Auch konnten diese Grundsäze, sagt er, die von allen Kontinentalmächten vollständig, und von England selbst zum Theil anerkannt wurden, als das Gesez der Nationen angesehen werden; und es gab keinen Gegenstand im Völkerrechte, der eine allgemeinere und förmlichere Beistimmung erhalten hatte, als auf einmal England anfieng, aus einigen Ereignissen der Revolution Mittel zu ziehen, um die Seemächte dahin

zu bringen, den Grundsäzen, die sie verkündigt hatten, zu entsagen, und seine Interessen über alle Rechte, und seinen Willen über alle Geseze zu erheben.

Dieses kühne Unternehmen wird in der folgenden Periode dargestellt werden.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Uiber eine Note im Moniteur: Voilà un bel éloge en peu de mots.

In dem vorigen Hefte haben wir eine Abhandlung über die Masregeln Napoleons gegen den englischen Handel eingerükt, worin wir behaupteten, daß darunter die Beförderung der Industrie und der Anbau der Kolonialwaaren auf dem Kontinente wohl die wirksamsten seyn würden. Dieses wird nun durch neuere Thatsachen bestätigt. In dem Moniteur finden wir eine Menge von Dankadressen der Industrie-Kommissionen aus den verschiedenen Departementen, welche das Aufkommen der Fabriken und Manufakturen in Frankreich nicht genug rühmen können. Ein ähnlicher Fortgang des Fabrikwesens und des Anbaues der Baumwolle wird in den öffentlichen Blättern auch in den östreichischen, sächsischen und westphälischen Staaten angegeben. Dazu kömmt noch das merkwürdige Dekret des Kaisers

Napoleon vom 10. Dezember 1810, wodurch Holland nebst der ganzen Nordküste von Deutschland mit Frankreich einverleibt wird.

Die Bevölkerung dieser Länder Deutschlands wird folgendermaßen angegeben.

	□ Meil.	Mensch.
Von Cleve der Emmericher und Nordweseler Kreis	15	40,000
Vom Münsterischen	30	80,000
Vom Salmischen und von den Aemtern Bocholt und Ahaus-Salm-Salm	18	35,400
Von eben diesen Aemtern ⅓ von Salm-Kyrburg	9½	16,000
Das Amt Meppen und Reklinghausen ꝛc.	33	31,900
Von Aremberg	12	18,000
Die Grafschaft Lingen	8	25,210
Teklenburg	5	20,000
Osnabrük	60	136,000
Die Hälfte von Minden	15	30,000
Oldenburg und Delmenhorst	98	126,000
Die Grafschaft Hoya	49	70,000
Die Grafschaft Diepholz	12	15,000
Das Herzogthum Bremen	96	180,000
Das Fürstenthum Verden	24	20,000
Ein Drittel von Lüneburg	70	73,000
Das Herzogthum Lauenburg	20	35,000
Die Stadt Hamburg und Gebiet	6	119,000
Bremen und Gebiet	9	53,000
Lübek und Gebiet	9	47,000
Von Schauenburg, Calenberg ꝛc.	10	15,000
Summa	608½	1,185,510

So wichtig ist dieses Dekret in politisch-statistischer Hinsicht, weit wichtiger aber in seinen kommerziellen Folgen. Nach dem Moniteur äußern sich die englischen Blätter folgendermaßen darüber:

»Man hat die Sendung des Kaisers an den Senat über »die Vereinigung der Hansestädte erhalten. Man hält »diese Vereinigung für eine so ungeheure Anmaßung und »eine so gewaltthätige Tyrannei, dergleichen man seit den »Tagen Karls des Großen keine gesehen hat.« Siehe hier das schönste Lob in wenig Worten, sagt der Moniteur in einer Note hierzu. Nach dieser Note scheint es, daß Napoleon sich das Reich Karls des Großen vorzüglich zum Muster seiner Gesezgebung gewählt habe.

Gleich bei dem Antritte seiner Kaiserregierung habe ich in den Staatsrelationen zwei Abhandlungen unter dem Titel: das Reich Karls des Großen und das alt- und neufränkische Kaiserthum *) einrüken lassen, weil ich mir aus den schon einmal gegebenen Prämissen nichts anders denken konnte, als daß das neufränkische Reich die nämliche Wendung, wie das altfränkische, nehmen müsse. Karl der Große wollte nämlich aus den damaligen Staaten der Christenheit ein großes Föderativreich bilden, worin zwar eine jede Nation ihre eigne Regierung erhielte, aber das Ganze doch durch ein gemeinschaftliches Kaiserthum zusammengehalten würde. Er theilte daher sein Reich in Gauen oder Grafschaften, in Herzogthümer, in Königreiche und Völker ab; aber alle stunden unter dem Kaiser des Occidents. Auch noch in seinem Testamente ist dieser Plan nicht zu verkennen. Ein jeder seiner

---

*) Siehe Staatsrelationen 2ter Band 1stes und 2tes Heft.

Söhne sollte ein eignes Reich zum Erbe erhalten, aber nur einer davon, und zwar der älteste, Kaiser seyn. Was dem großen Karl in einem noch rohen Zeitalter nicht ganz gelingen wollte, scheint Napoleon in einem gebildetern hinausführen zu wollen. Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, Deutschland, Pohlen, Dänemark und Schweden sind nun schon in seinem großen Föderativreiche, und erkennen ihn als ihren gemeinschaftlichen Kaiser und Protektor, obwohl ein jedes dieser Länder seine besondere Regierung hat. Sie sind in Departemente, Prefekturen, Herzogthümer und Königreiche eingetheilt; aber alle unter seinem Schuze und seiner Leitung. Sein Coder gilt als Gesezbuch für die meisten derselben, und ihre Verfassung gleicht mehr oder weniger der französischen. Gegen England und andere auswärtigen Feinde streiten sie in gemessenen Kontingenten gemeinschaftlich, und ihre Häfen werden jedem Volke verschlossen, das mit dem großen Kaiserreiche in Krieg verwikelt ist. Dagegen hat auch ein jedes den mächtigen Schuz des Kaisers zu erwarten, wenn es von einem auswärtigen Feinde angefallen werden sollte.

Dieses ist der Geist, dieses die Tendenz des großen Föderativreiches des Kaisers Napoleon. Ich will nun nicht gerade behaupten, daß es schon seine vollständige Organisation erhalten habe. Es wurde mitten in den Stürmen einer Revolution und im Kampfe mit mächtigen Gegnern gebildet; es konnte daher auch nicht gleich in seiner gänzlichen Vollendung dastehen. Viele Masregeln haben auch der Krieg und die Umstände nothwendig gemacht. Allein wenn es im Geiste Karls des Großen vollendet werden soll, so muß auch darin der Stufengang der Verwaltung und Unterordnung nach und nach eingeführt werden, welcher dieses Reich auszeichnete.

Wir haben in der Weltgeschichte zwei Muster von großen Reichsorganisationen, nämlich die altrömische unter dem Augustus bis Constantinus, und die altfränkische unter Karl dem Großen bis auf Conrad II. oder Heinrich III. In jener war die ganze Römerwelt in Munizipalitäten, Provinzen, Diözesen und Prefekturen abgetheilt, deren Geschäfte in der strengsten Subordination zu einem einzigen Senate und einem einzigen Kaiser oder obersten Regenten liefen. Eine so streng zusammengefügte Masse konnte nicht anders als durch einen strengen Despotismus regiert werden; daher war auch die Militärgewalt meistens mit der bürgerlichen vereinigt. Die Prefekten, die Präsides und die Prokonsuln in den Provinzen waren zu gleicher Zeit Generäle und Staatsverwalter. Das Reich Karls des Großen wurde nach einem andern Geiste verwaltet. Es war in Grafschaften, Herzogthümer, Königreiche und Nationen abgetheilt. Die Grafen und Herzoge hatten zwar auch zu gleicher Zeit die Civil- und Militärgewalt; allein sie waren durch die Schöffen- und geschwornen Gerichte, durch die Gau- und Nationalversammlungen, durch die Bischöffe und die Sendgrafen sehr gemäßigt, und jedes Volk, ja jeder Gau behauptete eine Art von Selbstständigkeit. Daher artete auch das römische Reich zulezt in einen unerträglichen Zank der Prokuratoren und Prokonsuln aus, da hingegen sich im Reiche Karls des Großen viele Freistaaten bildeten, worin ein jeder Bürger bei dem Seinigen geschüzt war.

(Die Fortsezung folgt.)



V.

Bruchstüke einer Rheinreise.

V.

Mainz, den 5. Oktober.

Ich habe den ganzen Nachmittag damit zugebracht, die verschiedenen Gefängnisse dieser Stadt, den Aufenthalt der Verworfenheit, des Verbrechens, und ach! nicht selten des Unglüks, zu besuchen. Uiber hundert und fünfzig Menschen habe ich gesehen, welche die Gesellschaft ausspie, und zur schreklichen Abgeschiedenheit von der Natur und den Menschen verdammte. Ich fand hier Greise, Kinder, Weiber, Mädchen und Männer, die dem Ausspruche des Gerichtshofs, der über ihr künftiges Schiksal entscheidet, entgegensehen, oder begangene Vergehen büßen, und die ganze einförmige Leerheit ihres künftigen Daseyns kennen, in welchem jeder Tag beginnt, wie er endete, und endet, wie er begon-

nen. Ein schrekliches Leben ohne Hofnung und ohne Furcht, das nichts zu gewinnen noch zu verlieren hat! Schweigend und langsam, wie im schleppenden Leichenzuge, geht die Zeit vorüber, und nur das einförmige Wiederkehren eines leeren Tags und einer leeren Nacht sagen dem Elenden, daß er gelebt.

Mit zitternder Hand sollte der beschränkte Mensch die Feder nehmen, um das eiserne Gesez zu schreiben, das entscheidet über das Schiksal des beschränkten Menschen, seines Bruders. Mit welchem Gefühle muß der Richter die Worte des einseitigen Gesezes fragen, um, mehr nach dem Geiste als dem Buchstaben desselben, das Urtheil zu sprechen über den vielseitigen Menschen? Geht an die Wiege das Kindes zurük, des künftigen Gliedes der bürgerlichen Gesellschaft! Das ewige Schiksal scheint das Loos bestimmt zu haben, das ihm wird, in den Anlagen, mit denen die Natur es karg oder freigebig ausstattete, und in dem Stande seiner Eltern. Hier erwacht der Säugling auf einem weichen Bette, und Uiberfluß umgiebt sein Daseyn. Dort wekt ihn der Hunger unter den Thränen einer hilflosen Mutter. Die Natur schafft nur Menschen; die bürgerlichen Verhältnisse aber Magnaten und Bettler, Sklaven und Herren. Verwechselt das willenlose Wesen, das erst zum Gefühle seines Daseyns reift; legt das Kind des Bettlers der Fürstin in die Arme, und den Fürstensohn der Bettlerin, und ihr habt, in einem Augenblike, das ganze künftige Leben von zwei Menschen umgetauscht. Was der Knabe seyn wird; liegt in der Anlage des Kindes und in seiner Bildung. Der Jüngling ist nur der entwikelte Knabe, und der Mann der reife Jüngling. Was er einst denken, fühlen und wirken wird, ist weniger das Werk seines Willens als das Resultat seiner Verhältnisse.

Wer je einen prüfenden Blik auf das schwer zu lösende Räthsel seines Lebens geworfen hat, mußte auch erkennen, wie das Schiksal ihn mit verhüllten Augen durch das Daseyn führte; daß ein flüchtiger Moment oft, wie ein Bliz in die Nacht, erhellend oder blendend in sein Leben fiel, und eine verhängnißvolle Sekunde einer langen Zukunft oft ihre Richtung gab. Denken muß der Mensch über sich, wenn er gerecht gegen andre werden soll. Der spricht oft ein strenges Gesez über den Schuldigen aus, über den es der Schuldige mit größerm Recht spräche, hätte er in dessen Verhältnissen gelebt.

Der böse Wille mag oft sündigen; aber öfter sündigen gewiß Mangel an Einsicht und Noth. Wer den Grad der Strafbarkeit eines Schuldigen messen wollte, müßte in die bodenlose Tiefe seines Gemüthes hinabzusteigen vermögen, um alle Fäden aufzufinden, die sich in der Zeit zu einem Neze verschlungen haben, das seinen Willen verstrikte. Nicht was der Mensch thut oder unterläßt, entscheidet nothwendig über seinen Werth. Mancher ist unter der Last seines Schiksals größer und unschuldiger gefallen, als tausende verdienstlos aufrecht blieben. Der prahlt mit einer unversuchten Tugend und sieht voll Stolz auf den bessern Schuldigen herab, den ein Augenblik der Leidenschaft überraschte. Wer mag sagen, wo die zarten Grenzlinien des Verbrechens und der Tugend, der Größe und der Verworfenheit sich berühren und scheiden! Welcher Vater ist der beßre, der, um die Tugend seiner Tochter zu retten, ihr Leben opfert, oder der sie der Schande verkauft, um sein und ihr Daseyn zu fristen? Wen nennt ihr den größten Verbrecher, den Unglüklichen, dessen hungernde Familie Brod verlangt, das er nicht geben kann, und der in der Verzweiflung nach der nächsten Landstraße eilt, wo er einen Wagen plündert, in dem ein Wucherer die Nachbarschaft besucht, um die vierzig

Prozent zu erheben, gegen die er wohlthätig seine Kapitalien leiht? Ist es der Räuber, der auf dem Blutgerüste stirbt, oder der reiche Angesehene, der die Noth dürftiger Familien belauscht, um ihnen unter dem Schein einer gefälligen Menschenliebe seine Hilfe anzubieten, und sie dann, bei dem Verfalle der Wechsel, gesezmäßig zu plündern? Vor diesem biegen sich, in glänzenden Zirkeln, geschmeidig alle Rüken; alle Gesichter lächeln ihm entgegen, und jeder nikt ihm, ehe er noch gesprochen, zuvorkommend Beifall zu, weil der reiche Mann doch einst zu brauchen seyn könnte. Wen fühlt ihr euch in eurer Uiberzeugung gezwungen, mit größrer Strenge zu verdammen, den Gerichteten oder wegen dem er gerichtet ward; die verführte Kindermörderin, die ihre Schande zu verbergen, und sich und ihr Kind von einer fürchterlichen Zukunft zu befreien sucht, oder ihren vermögenden Verführer, der ihrer Schande und ihres Elendes spottet, und der Getäuschten, wenn sie eine Foderung an ihn wagen sollte, mit Schandpfal und Zuchthaus droht? Ist es der Dieb am Pranger, der in der Noth sich für eine Mahlzeit stahl, oder der Mächtige, der von dem Ertrage des Schweißes der Gedrükten, von dem Erlöse verkaufter Geseze sich Palläste und Landhäuser bauet, und in öffentlichen Reden und Schriften die Stüze der Nothleidenden, der Beschüzer der Gerechtigkeit heißet? Warum giebt es denn unter den höheren Ständen keine Straßenräuber, keine Diebe, die verschmizt auf Märkten, oder Nachts mit gewaltsamen Einbrüchen stehlen? Der Grund ist so einfach; und doch hat ihn vielleicht noch kein Gesezgeber, kein Richter beherzigt. Ein behaglicher Lord würde sich schon wegen der Gefahr eines Schnupfens zu keinem nächtlichen Wagestük verstehen.

Man sage nicht, diese Bemerkungen vernichteten allen Unterschied zwischen Tugend und Laster! Ihre Reiche sind

streng geschieden; aber Handlungen allein bezeichnen ihre Grenzen nicht. Im Inneren des Gemüthes, in dem Willen, in den Verhältnissen, die den Menschen bestimmen, liegt seine Verdammung oder seine Rechtfertigung; und ein peinlicher Richter muß, wenn er Recht sprechen will, nach meiner Uiberzeugung eine tiefe Menschenkenntniß mit einer großen Menschenliebe verbinden; er sollte ein höherer Mensch seyn, mit allen menschlichen Schwächen bekannt, und doch über sie erhaben. Unter tausend gleichen verbrecherischen Handlungen giebt es keine zwei gleiche Verbrechen. Wenn demnach die Strafgeseze eine moralische Tendenz haben; wenn sie etwas mehr sind als ein organisirter Krieg gegen geſezwidrige Handlungen; wenn sie noch eine andre Bestimmung kennen, als die bürgerliche Gesellschaft gegen Verbrechen zu verwahren und von Verbrechern zu befreien, dann muß, so viel es möglich ist, die Schuld des Menschen, und nicht die Handlung bestraft werden. Ist die Kriminaljustiz aber eine bloße Wehranstalt, um den Staat im Innern gegen Exzesse zu sichern, wie der Krieg ihn gegen äußere sichern soll, dann braucht man nichts als Verbote, die untersagen, Richter, welche die Vergehen gegen dieselbe konstatiren, und Zuchthäuser und Scharfrichter, um sie zu bestrafen.

Sehr oft treffen die Streiche des Richters so blind, wie die des Schiksals; und das ist in vielen Fällen unvermeidlich. Ein Mensch könnte selten richten, wenn er sein Urtheil stets nach der Strafbarkeit des Beklagten bestimmen müßte. In sein Inneres sieht der Mensch nur selbst, und Gott. Aber leiten muß dieser Grundsaz doch den Richter, so oft er nur immer in das Gemüth des Schuldigen und in die Verkettung der Umstände, unter denen derselbe lebte, eindringen kann. Ein Richter, der dies vermag und thut, ist allein der erhabenen Stelle würdig, die er beklei-

det. Die allgemeinen Bemerkungen, die ich Manchem vielleicht zur Unzeit gemacht zu haben scheine, haben den Zwek zu beweisen, daß dies sogar die Pflicht des Richters sey, und daß eine gute Gesezgebung weniger darin bestehe, begangene Verbrechen zu bestrafen, als dem Begehen derselben vorzubeugen. Wenige Menschen werden das Böse wollen und thuen, ohne durch die Noth dazu gedrängt zu seyn. Sorgt der Staat durch Erziehung und Unterricht dafür, daß der Mensch das Böse als solches erkennt, und endlich dafür, daß er nie in die Lage kömmt, es zu seiner Erhaltung nöthig zu finden, dann hat er gewiß von hundert Vergehen neun und neunzig vorgebeugt.

Die Geseze, sagt Pope, gleichen Spinnengeweben; Fliegen fangen sich in ihnen, Wespen zerreißen sie. Wenn die Geseze die meisten Verbrechen in den untersten Klassen des Volkes finden, dann ist es nicht allein darum, weil Unwissenheit und Noth dieselbe am häufigsten erzeugen, sondern auch weil der Mann von Ansehen, Macht und Reichthum jeder gesezlichen Ahndung oft entgeht. Der berühmte Marschall Vauban, erzählt er selbst, drohte einem Lieferanten der Armee mit dem Strike, wenn er fortfahre, sich durch das allgemeine Elend zu bereichern. Das wäre das erstemal, erwiederte dieser unverschämt, daß es für einen Millionär einen Galgen gäbe. — Der Mensch, fügt Vauban hinzu, trieb sein Gewerbe fort, und ward wirklich nie gehängt.

Auch die Weltgeschichte, an welche so oft von der Gegenwart appellirt wird, richtet nach dem Erfolge. Eine Handlung, die das Glük gekrönt, bedarf keiner Rechtfertigung. Hätte Catilina gesiegt, dann würde Rom, mit dem Vater des Vaterlandes, zu seinen Füßen das Unrecht eines fruchtlosen Widerstandes gebüßet haben, und der Verbrecher Catilina hieße ein Held. Cäsar und Cromwell

wurden durch glüklich vollbrachte Thaten groß, deren Mislingen sie Leben und Ehre gekostet hätte. Nicht leicht macht man dem Starken ein Recht streitig, wenn er nicht einen Stärkeren findet, der es thut.

Das Urtheil der Welt über den Werth oder Unwerth eines Menschen ist so unzuverlässig, als das der Gerichte über seine Strafbarkeit. Indessen berechtigt dies nicht zu dem Glauben, es gebe keinen Unterschied zwischen Tugend und Verbrechen, und der glükliche Bösewicht seye dem verkannten rechtlichen Manne gleich. Hätte die Großmuth, die entbehrt, um andre zu bereichern, die sich versagt, um Dürftigeren zu geben, die den geborgten Theaterschmuk von Auszeichnung, welche die Laune des Menschen oder des Glükes giebt, verschmäht, wenn ihn auch nur eine zweideutige Handlung verdienen soll, nicht ihre Vorzüge und Genüsse, wäre dann der Mensch nicht ein Thor, der irgend ein Gut der Erde von sich stößt, wenn er es um ein verborgenes Verbrechen erkaufen kann? Warum sollte er das Sträfliche nicht thun, wenn er es straflos kann? Aber die Natur, Gott, die Vorsehung, nennt wie ihr wollt das Höchste, an das sich die unendliche Kette der Wesen und Welten anschliesen muß als an den lezten Ring, hat in die Brust des Menschen das ewige Gesez gelegt, Recht und Wohl zu thun, wie er es als solches erkennet, und an das Gute das beruhigende, beglükende Selbstgefühl geknüpft, das keine fremde Meinung aufwiegt, und in das Böse den nie ruhenden Stachel gelegt, der den Uibelthäter peinigt: das Volk nennt es das Gewissen.

Es giebt eine Harmonie in der physischen Welt; noch kenntlicher ist sie in der moralischen. Und wenn sich auch kein Himmel und keine Hölle zur Belohnung und Strafe erweisen läßt, dann ist es mir doch unmöglich zu glauben, das Instrument voll Kunst sey ein Werk des Ungefährs, weil

wir den Künstler nicht sehen, und jede freche Hand dörfe zerstörend in seine Saiten greifen, weil sie keine stärkere strafend zurükhält. Wer möchte leben, hätte dies Daseyn keine höhere Bestimmung, als diese flüchtige Existenz mit ihren seltnen Freuden, läge sein ganzer Werth in dem, was wir Genüsse nennen? Wer möchte die tausend Ungemache ertragen, den anhaltenden Tod eines siechen Körpers, die Entbehrungen der Dürftigkeit, den Verlust eines Freundes, eine untergegangene Liebe? Wer würde die Brutalität des Mächtigen erdulden, den Troz der Gewalt, den Uibermuth des Reichthums und die hungrige Kriecherei der Armuth, die giftige Verleumdung, den lächerlichen Stolz auf unverdientes Glük und die Anmaßung des eiteln Thoren? Wer den Triumph der rohen, gesezlosen Stärke und des kühnen Verbrechens, die Herabwürdigung der bescheidenen Tugend, die Wuth des Fanatikers, die Heuchelei des Andächtlers, den Neid, der den Glüklichen verfolgt, den Sieg der Lüge über die Wahrheit, die Albernheiten der sinnlosen Konvenienz des geselligen Lebens, in welchem der Mensch mit Worten bezahlt ohne Gedanken, und sich mit gleicher Münze bezahlen läßt, in welchem er einen fertigen Wunsch zu deinem Wohlbefinden auf der Zunge, und einen Fluch gegen dich im Herzen hat, und das ganze abgeschmakte Zeremoniel, das die Langweile erfunden, um Langweile zu machen, und die dumme Demuth vor der vornehmen Nichtswürdigkeit, und den Affenglauben der Menge, der für eigne, geprüfte Uiberzeugung gelten soll? Wer mögte dies Leben, das sich in der Erwerbung der Mittel seiner Erhaltung aufzehrt, hätte es keinen andern Zwek?

Das Daseyn eines höchsten Wesens, das erhält, was es schuf, läßt sich freilich nicht mit mathematischer Strenge beweisen. Aber ist darum der Glaube vernünftig, das Geschöpf habe sich selbst geschaffen, das Vergängliche und Zeit-

liche bestehe von Ewigkeit, und die stete Ordnung in dem Universum sey das Werk des ungewissen Zufalls? Niemand kann wissen, ob dies Leben mit einem künftigen zusammenhängt. Aber selbst wenn dies Daseyn am Grabe endete, was doch auch Niemand versichern kann, gäbe es vielleicht hier keine Pflichten zu erfüllen, keine Tugenden zu üben? Wenn das Laster jenseits keine Hölle findet, darf es darum diesseits wüthen; und wäre es einem bösen Buben erlaubt, frech in dieser Welt zu hausen, weil er nicht fürchten muß, in einer andern zur Rechenschaft gezogen zu werden? Wer die schüzende Egyde des Gesezes für andre nicht anerkennt, thut auch für sich Verzicht darauf; und wenn der Mächtige glaubt, er dörfe was er kann, dann macht er sich selbst zum Spielzeug der Gewalt, wird ein Sklave des Stärkeren, wo ihn dieser findet, und muß sich den ewigen Krieg gefallen lassen, den jeder Schwächere gegen ihn führt, um sein Herr zu werden.

Ein künftiges Daseyn läßt sich nicht beweisen. Aber was hat man je bewiesen, das nicht bezweifelt worden wäre? Was hat man nicht bezweifelt, für das man nicht auch Beweise gefunden hätte? Aber in die Seele ist mit unauslöschlicher Schrift das Pflichtgesez geschrieben, das der Mensch heilig halten soll; und was ihn besser macht ist wahr, und falsch, was ihn bestimmt Verbotenes zu thun. Gewiß hat das Leben eine heiligere Bestimmung, als die des sinnlichen Daseyns, und in ihm waltet ein höherer Geist. Epaminondas war von ihm beseelt, da er, im Gefühle des nahen Todes, seine Waffenbrüder fragte, ob die Sache des Vaterlandes gesiegt, und ruhig den Pfeil aus der tödtlichen Wunde zog und starb, da er seinen Sieg vernahm. Er führte Las Casas über gefahrvolle Meere zu entlegenen Völkern, um ihnen den Trost und die Hofnung eines göttlichen Glaubens zu bringen. Er lebte in Cato,

der seine Unterjochung und die seines Vaterlandes nicht überleben wollte. Er sprach zu Cäsar an dem Rubikon, und da er bei dem Anblike des Hauptes von Pompejus Thränen weinte, die ihn mehr ehren als die gewonnene Schlacht, welche ihn zum Herrn des römischen Reichs machte. Auch Alexander kannte diesen Geist, da er sich den Anblik der schönen Gemahlin des Darius versagte, und mehr noch Sokrates, der den Märtyrertodt für die Wahrheit starb; und welcher beßre Mensch kennt ihn nicht wenigstens von einem großen Augenblik, in welchem er über sich selbst einen Sieg gewann? Es gehören eben nicht welthistorische Staatsaktionen dazu, um groß zu seyn. Jeder, den eine böse That versucht, und seine beßre Uiberzeugung warnt, steht an seinem Rubikon; und wer seiner Pflicht opfert, was ihm theuer ist, es sey eine Krone, eine Feindschaft oder Liebe, ist ein Held.

Viele Menschen, welche die Geschichte groß nennt, verdienen diesen Namen nicht. Nach meiner Einsicht giebt es eine zweifache Größe. Wer mit beharrlichem Muthe die Hindernisse bekämpft, die sich der Erreichung seines Zwekes entgegensezen, der also die Kraft und den Willen hat, dem zu gebieten, was ihm zur Erfüllung seiner Absichten dienen kann, ist groß. Ihn schrekt die Gefahr nicht, mit der die Natur und der Mensch ihm auf seiner Laufbahn drohen. Den Blik auf das Ziel gerichtet, nach dem er strebt, nähert er sich ihm mit festem Schritte, gegen jeden Widerstand zum Kampfe gerüstet. Groß ist, was sich über andre Wesen seiner Art erhebt. Groß ist darum der Krieger, der in der Schlacht den Sieg erringt, groß der Staatsmann, der mit sichrer Hand die Zügel der Regierung führt. So ist auch der Künstler groß und der Gelehrte, weil sie alle den Widerstand äußerer Hindernisse zu bekämpfen haben, die ihnen die Natur oder der Mensch entgegensezt. In diesem Sinne

waren Alexander und Marius, und — so unähnlich sie auch diesen in andern Beziehungen seyn mögen — Phidias und Archimedes groß.

Die Geschichte spricht gewöhnlich nur von Helden, und mißt die Größe derselben an der Menge geschlagener Feinde und unterworfener Völker. Der Krieger darf sich nur der Leidenschaft seines Herzens, den Eingebungen seines Genies überlassen, um groß zu seyn. Zum Kampfe gegen den Feind treibt ihn sein Gemüth, der Ehrgeiz, die Ruhmbegierde zum Sieg. Diese Kampflust, diesen Muth, diese Verachtung des Todes, wo nur zwischen siegen und sterben zu wählen ist, theilt aber der Mensch oft mit dem Thiere. Der Herrschsüchtige kämpft, wie das Raubthier, um seine Beute, der Muthige, wie der Löwe, im Gefühle seiner Kraft. Ich glaube in dieser Zusammenstellung unserm Geschlechte nichts Beleidigendes zu sagen; manche Helden waren stolz auf sie, und mehr als ein Dichter dachte ihnen damit zu schmeicheln. Die Geschichte nennt berühmte Krieger, die um den Namen des Löwen und des Bären buhlten. Der Gründer des mächtigsten Reichs, das je die Erde quälte, hatte mit der Milch einer Wölfin jene Leidenschaft getrunken, die seinen Staat von Krieg zu Krieg, von Eroberung zu Eroberung trieb. Romulus, der Stifter der großen Roma, den sein Volk unter die Götter zählte, schämte sich seiner Pflegemutter nicht, und die welterobernde Legionen führte der Adler zum Sieg.

Diese Größe könnte man die physische nennen; um sie zu erreichen, darf der Mensch nur seinen Trieben, seiner Leidenschaft folgen. Aber es giebt eine edlere Größe, die moralische, die in der Herrschaft über sich selbst besteht. Nicht gesezlos, sondern dem Geseze gemäs, sollen wir wirken, und allenthalben das Rechte thun. Wer seiner Leidenschaft gebieten kann, die physische Größe der moralischen,

das heißt seiner Pflicht unterordnet, auf den unerlaubten Sieg verzichtet, nicht herrschen will, wo er es nur gewaltthätig kann, der, und nur der ist wahrhaft groß.

Hätte Alexander nicht einen alten Krieg zwischen den Persern und Griechenland fortgesezt; hätte er nur Völker angegriffen, um sie zu unterjochen, dann wäre die bekannte Antwort jenes Seeräubers in diesem Sinne sehr passend und wahr. Mit welchem Rechte, fragte ihn der mazedonische Held, machst du die Meere unsicher? Mit demselben, erwiederte der Pirate, das du auf die Verwüstung der Erde hast. Da ich aber das Gewerbe mit einem Schiffe treibe, und du mit einer Flotte, so bin ich ein Korsar, und du ein Eroberer. — In der That verändert die Masse der Mittel an der Rechtlichkeit des Zwekes nichts.

Ist ein wahrhaft großer Eroberer auch ein großer Gesezgeber — eine der seltensten Erscheinungen — dann wird der Donner der Schlacht für Völker, was die Gewitter für die Natur sind: Befruchtung und Erfrischung zum schöneren kräftigen Leben. Napoleon!

Ich sehe auf das, was ich geschrieben, zurük, und finde, daß ich, von meinem Gegenstande hingerissen, den ersten Zwek dieses Briefes aus den Augen verloren habe. Wer könnte aber auch diesem Gegenstande widerstehen, der das Höchste und Heiligste umfaßt, das der Mensch in diesem Leben kennt? Wem wären diese Betrachtungen fremd geblieben, der je über sein Daseyn und dessen Bestimmung dachte? Doch ich kehre in die Gefängnisse zurük.

Meine Aufmerksamkeit fesselte besonders die sogenannte Bande von Hessel. Unter den zahlreichen Juden, die von unsern Spizbuben die entschiedene Majorität bilden, war auch nicht ein einziger, der, nach seinen heiligsten Versicherungen, von Kindesbeinen an, nicht die reinste Unschuld geblieben wäre. Alle äußerten ihr Erstaunen, sich an einem

solchen Orte, in einer solchen Gesellschaft zu sehen. Es ist ein eigner Schlag Menschen, dessen Karakter die tiefen Spuren einer langen Sklaverei an sich trägt. So wird der Mensch unter dem Joche: lauernd, vorsichtig, und listig, übermüthig gegen Geringere, kriechend gegen Höhere, feig in der Gefahr, insolent im sicheren Hinterhalt, voll Tüke, Falschheit und Lüge! Die Juden sind nicht durch ihre Schuld, was sie sind; aber so sind sie in der Regel, von der ich ehrenvolle Ausnahmen zugebe; und es wird schwer halten, sie für die bürgerliche Gesellschaft zu gewinnen. An diesem Kunstwerke Mosis, dessen schlimmen Reste sogar die Größe seines gesezgeberischen Genies beweisen, werden noch manche Reformationspläne unsrer Staatsleute und Philosophen scheitern. Wenn Napoleon das Werk nicht gelingt, dann dörfen wohl manche seiner Nachfolger es aufgeben.

Hessels Bande ist eben nicht historisch- aber doch psichologisch-wichtig. Uiberhaupt kann man sich, nach meiner Uiberzeugung, in einem Gefängnisse oft mehr in einem Tage unterrichten, als in Bibliotheken während ganzer Wochen. Das vielseitigste Interesse bietet Streitmatter, oder Weiler dar, der Kühnste, Kälteste und Besonnenste von allen. Sein Leben ist lehrreich durch das Schiksal, das in ihm herrscht. Die Antworten, welche er auf die an ihn gerichteten Fragen gab, waren einsilbig, aber bestimmt und passend. Dieser schweigende, kalte, verwegene Mensch hätte, unter andern Umständen, eine große Rolle spielen können, weil sein Karakter aus jenen Bestandtheilen zusammengesezt ist, die gewöhnlich den Erfolg gewagter Unternehmungen sichern.

Von wohlhabenden Eltern in der Schweiz geboren, und frühe verheirathet, hätte Streitmatter verborgen, aber glüklich leben können. Der Zufall wollte, daß er ein Buch in seinem

Hause fand, das Geister zitiren, Gold machen und Schäze graben lehrte. Er vernachlässigte seine gewöhnlichen Geschäfte, opferte seine Wohlhabenheit geträumten Reichthümern, fiel einem Juden in die Hände, der ihn in der Noth unterstüzte, um ihn zur gelegenen Zeit zu Grunde zu richten, und ward — zum Bettler. Das mystische Buch, welches der Zufall ihm in die Hände gegeben hatte, ist der erste Ring, an den sich die ganze Kette seines künftigen Lebens anschloß. Die nächtlichen Geisterbeschwörungen, und die Schazgräberei führten die Unzufriedenheit und Dürftigkeit in seine zuvor ruhige und glükliche Wohnung. Der wuchernde Jude vollendete, was Weiler begonnen hatte, und brachte ihn um sein ganzes Vermögen. Die kriegerischen Ereignisse, deren Schauplaz damals sein Vaterland war, boten ihm ein Mittel dar, sich auf eine gefahrvolle, aber doch nicht mühselige Art zu nähren: er ward Spion; und, da dies Gewerbe endlich aufhören mußte, Dieb. Zweimal wollte er die Bahn des Verbrechens verlassen, und ein nüzliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft werden; zweimal stieß ihn sein böses Verhängniß in den Abgrund zurük, aus dem er sich zu retten suchte. Einmal stahl ihm ein Zigeuner seine ganze Baarschaft, beiläufig tausend Gulden, mit welchen er ein Geschäft anzulegen gedachte, das ihn in Zukunft ehrlich nähren sollte. Das zweitemal reisete er nach Frankreich, um daselbst in einer Fabrik zu arbeiten. Auf dem Wege nöthigte ihn die eingefallene schlechte Witterung, sich länger in einem Wirthshause aufzuhalten, als es seine Absicht war. Hier führte ihn sein böses Verhängniß in die Gesellschaft des berüchtigten Diebes Müller und dessen Beischläferin, die ihn zum Spielen lokten, ihm sein Geld abnahmen und dann betrunken zu einem Diebstahl verleiteten. Nun sah er sich abermal auf der Bahn des Verbrechens, die er auch nicht wieder verließ.

Wir sehen in dem Leben dieses Menschen ein gewisses Verhängniß walten, an welches er auch fest glaubte. Gewiß ist nur der kleinste Theil unsers Schiksals unser eignes Werk; und der muß wenig über sich und sein Leben gedacht haben, der von dieser Wahrheit nicht tief durchdrungen ist. Weiler zeigte unter den entscheidensten Umständen einen festen, unerschütterlichen Karakter, die Grundlage einer folgereichen Thätigkeit unter wichtigen Verhältnissen. Ich sah schaudernd von dem Thurme, durch die enge mit eisernen Stangen wohl verwahrte Oefnung in die Tiefe von beiläufig hundert Fuß, in die sich Weiler an einem schwachen Seile herabgelassen hatte. Um dieses Wagestük auszuführen, schnitt er den Uiberzug seines Bettes in Stüke, und drehte Strike daraus, die er zu einem Seile zusammenknüpfte. Schon da er sich an diesem unzuverlässigen Werkzeuge herabließ, pfiffen Kugeln um ihn, und doch wäre sein Anschlag höchst wahrscheinlich gelungen, hätte sich ein Jude, der sich mit ihm retten wollte, nicht verwundet, und durch sein klagendes Geschrei den Versuch vereitelt. Da sich Weiler endlich umrungen sah, ohne alle Hofnung zu entkommen, sezte er sich ruhig nieder, und sagte mit seiner gewöhnlichen Kälte nur die Worte: c'est ajourné.

Als die Diebe von derselben Bande in Mainz die Post bestehlen wollten, fiel in dem Augenblike, wo sie einzubrechen im Begriffe waren, ein Schuß, der den Juden Mayer Moses am Kopfe gefährlich verwundete. Da man von dem Vorhaben schon früher einige Anzeigen gehabt hatte, so waren zum Empfange der Diebe die nöthigen Anstalten getroffen, und der gefallene Schuß mußte auf der lebhaftesten Straße von Mainz, der Dunkelheit der Nacht ungeachtet, Lerm machen. Alle Diebe dachten, in diesem gefährlichen Augenblike, an eine schnelle Flucht. Auch Weiler floh,

kehrte aber, ohne die Besinnung zu verlieren, schnell zurük, nahm den verwundeten Juden auf den Rüken, und rettete ihn.

Aehnliche Züge finden sich viele in seinem Leben *), die beweisen, daß er unter günstigeren Umständen ein vorzüglicher Mensch hätte werden können. Stellt den besonnenen, entschlossenen Weiler an die Spize von Kriegern, wo er dieselbe Kühnheit, dieselbe Besonnenheit im Dienste fürs Vaterland, oder für seinen Fürsten zeigt, und ihr habt einen Helden. Weiler war es nicht, sondern ein Verbrecher; aber in ihm lag die Kraft, es zu werden; und die Anlagen, die sich zum Vortrefflichen hätten entwikeln können, erhielten eine Richtung zum Schlechten. Die Natur giebt nur Kräfte, die von den Verhältnissen, über welche der Mensch selten Herr wird, ihre Entwikelung und Leitung erhalten.

Ich rede nicht von dem gewandten, aber geschwäzigen Hessel, dessen Eitelkeit sich schon geschmeichelt fühlte, daß man ihn als Spizbuben auszeichnete. Alle seine Bewegungen und Reden verriethen die Absicht, eine günstige Meinung von seinen Talenten zu erweken, und eine gewisse Zelebrität — denn auch die Diebe haben ihren Ruhm — zu verdienen.

Ich sehe, daß meine Bemerkungen zu einem Buche anwachsen würden, wollte ich sie alle niederschreiben. Ich füge nur noch eine hinzu: Allenthalben fand ich in den Gefängnissen eine Reinlichkeit und ein menschliches Benehmen, das auch in dem Verbrecher noch den Menschen schont und ehrt, in wie weit es die Bestimmung dieser Anstalten verträgt.

---

*) Damian Hessel und seine Raubgenossen; 2te Auflage, Mainz bei Florian Kupferberg, 1811, enthält sehr interessante Notizen über Weiler und Hessel. Diese Schrift, die einen würdigen Beamten und beliebten Schriftsteller zum Verfasser hat, darf mit den gewöhnlichen Räubergeschichten nicht verwechselt werden.

VI.

Geschichte der Zeit.

Frankreich.

Geschichtliche Darstellung der Unterhandlungen zwischen Frankreich und England; aus offiziellen Aktenstüken gezogen. (Beschluß.)

Auch die vereinigten Bemühungen der beiden Monarchen von Frankreich und Rußland, der Welt den lang entbehrten Frieden wieder zu geben, waren fruchtlos, und die denkwürdige Zusammenkunft in Erfurt, von welcher man in dieser Hinsicht so große Resultate erwartet hatte, blieb, wie die früheren Schritte, die Napoleon zu einer Annäherung gethan, ohne Erfolg. England wollte den Frieden nicht, und wich jedem Antrage, durch eitle Einwendungen, aus.

Unter dem 28. Oktober 1808 antwortete Canning dem Grafen von Champagny, er habe Sr. Maj. dem Könige die von Erfurt aus gemachten Anträge mitgetheilt, und

dieser habe ihm befohlen, sie durch die beigefügte offizielle Note zu beantworten, und die Bemerkung hinzuzufügen, daß Se. Maj. nicht säumen würden, den König von Schweden und die Regierung von Spanien von den gethanen Vorschlägen zu unterrichten. Es seye übrigens nöthig, daß Se. Maj. unverzüglich die Versicherung erhielten, daß Frankreich die Regierung von Spanien zu den Unterhandlungen zulasse. Sobald der König auf diese Anfrage eine Antwort erhalten habe, und die Gesinnungen des Königs von Schweden und der Regierung von Spanien kenne, erwarte er von Sr. Maj. den Befehl, sich über die übrigen Punkte des Briefes, den ihm Herr von Champagny geschrieben, mit demselben in eine Korrespondenz einzulassen.

Die angeführte offizielle Note des englischen Ministers ist von demselben Tage, und enthält unter andern folgende wesentliche Stellen: »Wenn der Zustand des Kontinents ein Zustand von Gährung und Elend ist; wenn mehrere Staaten zertrümmert wurden, und andern dasselbe Loos noch bevorsteht, dann ist der Gedanke, daß die Konvulsionen, welche Europa erschütterten oder noch zu erschüttern drohen, auf keine Weise Sr. Maj. dem Könige zum Vorwurf gemacht werden können, für denselben ein Trost. Er gesteht gern, daß solche schrekliche Veränderungen der Politik von Großbritannien wirklich entgegen sind. Wenn die Ursache von so viel Elend in der Stokung der Handelsverhältnisse liegt, so darf man freilich nicht von Sr. Maj. erwarten, daß Sie mit Bedauern sehen sollen, wie das zur Zerstörung des Handels Ihrer Unterthanen erfundene System zum Verderben der Urheber und Werkzeuge desselben ausgefallen ist; aber es liegt auch nicht in den Gesinnungen des Königs, noch in dem Karakter des Volks, das er beherrscht, sich über die Entbehrungen und Unfälle der selbst gegen es verbundenen Nationen zu freuen.

»Se. Maj. wünscht das Ende der Leiden des Kontinents mit Sehnsucht. Indem sich Dieselbe in den gegenwärtigen Krieg einliesen, war die Nationalsicherheit Ihr unmittelbarer Zwek. Dieser Krieg hat sich nur darum in die Länge gezogen, weil Ihre Feinde kein Mittel darboten, ihn mit Sicherheit und auf eine ehrenvolle Art zu endigen. Aber in dem Laufe eines Kriegs, den Se. Maj. für Ihre eigne Sicherheit unternahmen, wurden Derselben neue Verpflichtungen gegen Mächte auferlegt, welche die Angriffe eines gemeinschaftlichen Feindes genöthigt haben, mit Derselben gemeinschaftliche Sache zu machen, und die den Beistand und die Unterstüzung Sr. Maj., zur Wiedererlangung ihrer Nationalunabhängigkeit, nachgesucht haben.

»Die Interessen der Krone von Portugal und die Sr. sizilianischen Maj. sind der Freundschaft und dem Schuze Sr. Maj. anvertraut, die auch durch die Bande der innigsten Allianz, und durch Stipulationen, die sie für den Frieden wie für den Krieg verbinden, an den König von Schweden geknüpft sind. Der König ist noch durch keinen förmlichen Akt an Spanien gebunden; aber er hat gegen diese Nation, im Angesichte der Welt, nicht weniger heilige Verpflichtungen übernommen, die, in der Uiberzeugung Sr. Maj., Dieselbe eben so sehr binden, als die feierlichsten Verträge.»

England verlangte demnach, daß auch die spanische Regierung, wie sich der Minister ausdrükt, welche im Namen Ferdinands VII. handelte, bei den Friedensunterhandlungen zugelassen werde.

Dieselbe Note wurde, nebst einem ähnlichen Schreiben, auch dem russischen Gesandten in Paris zugeschikt. In dem Briefe des brittischen Staatssekretärs an denselben ist folgende Stelle bemerkenswerth: »So geneigt auch, sagt Canning, »Se. Maj. hätten seyn können, Sr. Maj. dem Kaiser von

»Rußland unmittelbar zu antworten, so müssen Sie doch, »Herr Botschafter, fühlen, daß die ungewöhnliche Art, mit »der die von Sr. kaiserlichen Maj. unterzeichneten Briefe »abgefaßt waren, und die ihnen ganz den Karakter einer »besondern und persönlichen Eröffnung benahmen, Se. Maj. »in die Unmöglichkeit versezte, dem Kaiser von Rußland »diesen Beweis von Achtung zu geben, ohne daß Se. Maj. »zu gleicher Zeit Titel anerkannt haben würden, welche »Dieselbe nicht anerkannt haben.»

Auf die obige englische Note ertheilte der Graf von Champagny folgende Antwort:

Paris, den 28. Nov. 1808.

Der Unterzeichnete hat die Note Sr. Exzell. des Herrn Canning dem Kaiser, seinem Herrn, vor Augen gelegt. Wäre es wahr, daß nur das feste Land die Unfälle des Kriegs fühlt, dann würde ohne Zweifel die Hofnung, zum Frieden zu gelangen, nicht groß seyn.

Die beiden Kaiser hatten sich geschmeichelt, man werde sich über den Zwek ihres Schrittes nicht täuschen. Sollte ihn das englische Ministerium als eine Wirkung der Schwäche oder des Bedürfnisses angesehen haben, da jeder unpartheiische Staatsmann in dem Geiste des Friedens und der Mäsigung, der ihn eingab, den Karakter der Macht und wahren Größe erkennen muß? Frankreich und Rußland können den Krieg so lange ausdauern, als man zu London nicht zu gleichen und gerechten Gesinnungen zurükgekommen seyn wird; und sie sind dazu entschlossen.

Wie kann die französische Regierung den ihr gemachten Antrag ansehen, die spanischen Insurgenten zu den Unterhandlungen zuzulassen? Was würde wohl die englische Regierung gesagt haben, wenn man ihr einen gleichen Antrag zu Gunsten der katholischen Insurgenten von Irland gemacht hätte? Frankreich, ohne einen Vertrag mit denselben ab-

geschlossen zu haben, stund auch in Verhältnissen mit ihnen, hat ihnen Versprechungen gemacht, und oft Hilfe geschikt. Konnte ein solcher Antrag in einer Note gemacht werden, in der man sich nicht zu erbittern, sondern zu versöhnen und zu verstehen suchen sollte! England würde sich sehr täuschen, wenn es, gegen die Erfahrung der Vergangenheit, noch den Gedanken hätte, auf dem Kontinente gegen die französischen Armeen mit Vortheil zu kämpfen! Welche Hofnung könnte es besonders izt haben, wo Frankreich unauflöslich mit Rußland verbunden ist?

Unterzeichneter ist beauftragt, den Antrag zu erneuern, alle Bundesgenossen des Königs von England, den König, welcher in Brasilien regiert, wie den, der in Schweden und in Sizilien herrscht, zu den Unterhandlungen zuzulassen, und das uti possidetis als Grundlage derselben anzunehmen. Er hat den Auftrag, den Wunsch auszudrüken, man möge die nothwendigen Resultate der Stärke der Staaten nicht aus dem Gesicht verlieren, und sich erinnern, daß es zwischen großen Mächten keinen dauerhaften Frieden giebt, als der für alle gleich und ehrenvoll ist.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, u. s. w.

Unterzeichnet, Champagny.

Die Antwort des Grafen von Romanzoff, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten des Kaisers von Rußland, der sich damals in Paris befand, war in demselben Sinne abgefaßt. Er sagte, von den spanischen Insurgenten könne bei den Unterhandlungen um so weniger die Rede seyn, da der Kaiser, sein Herr, den König Joseph Napoleon von Spanien schon förmlich anerkannt habe. »Der Kaiser »von Rußland, heißt es in dieser Note, hat Sr. britti»schen Maj. erklärt, er seye mit dem Kaiser der Franzosen

»für den Frieden wie für den Krieg vereinigt, und Se. kai»serliche Maj. wiederholen es hier. Dieselbe sind entschlos»sen, Ihr Interesse von dem dieses Monarchen nicht zu »trennen; aber beide sind bereit, einen, für alle Theile »gerechten, ehrenvollen und gleichen Frieden zu schliesen.»

Auf die Note des französischen Ministers, vom 28. November, antwortete Canning folgendes:

London, den 9. Dezember 1808.

Der unterzeichnete erste Staatssekretär Sr. Maj. für die auswärtigen Angelegenheiten hat dem Könige, seinem Herrn, die ihm von Sr. Erzell. dem Herrn von Champagny überschikte Note, vom 28. November, vor Augen gelegt.

Se. Maj. haben ihm besonders befohlen, die für Se. Maj., für Ihre Alliirte und für die spanische Nation beleidigenden Gegenstände und Ausdrüke, von denen die offizielle von dem Herrn von Champagny überschikte Note voll ist, nicht zu rügen. Se. Maj. hätten nach den Grundsäzen einer gleichen Gerechtigkeit einen Frieden zu unterhandeln gewünscht, der die respektiven Interesse aller im Kriege begriffenen Mächte ausgeglichen hätte; und Se. Maj. bedauern aufrichtig, daß dieser Wunsch getäuscht wurde.

Aber Se. Maj. sind entschlossen, die Sache der spanischen Nation und der rechtmäsigen spanischen Königswürde nicht zu verlassen; und die Zumuthung Frankreichs, die höchste und Zentralregierung, die im Namen Sr. katholischen Maj. Ferdinands VII. handelt, von den Unterhandlungen auszuschliesen, ist von der Art, daß Se. Maj. derselben nicht beitreten könnten, ohne eine Usurpation anzuerkennen, von der man kein ähnliches Beispiel in der Weltgeschichte findet.

Der Unterzeichnete bittet, u. s. w.

Unterzeichnet, Georg Canning.

An den Grafen von Romanzoff überschikte der Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Canning, eine Note ähnlichen Inhalts; und so waren dann die Unterhandlungen abgebrochen, und die Hofnung, den Frieden wiederhergestellt zu sehen, verschwunden. In dem Namen des Königs von England erschien in dem Ministerialblatte, der Kurier, vom 16. Dezember, die bekannte Deklaration, in welcher das brittische Kabinet die Gründe auseinandersezt, aus welchen es den Anträgen von Frankreich und Rußland kein Gehör habe geben können. Da diese Deklaration zur Zeit in allen öffentlichen Blättern mitgetheilt worden ist, auch nichts enthält, was wir nicht in den Noten des englischen Ministers gefunden hätten, so übergehen wir sie.

In dem Februar 1810 wurde der Versuch, England zum Frieden zu bestimmen, erneuert. Man glaubte, es werde an dem Schiksale Hollands Antheil nehmen, und sich mäsiger in seinen Foderungen und nachgiebiger gegen die der Mächte des Kontinents beweisen, wenn man ihm die Möglichkeit zeigte, die Unabhängigkeit des Königreichs Holland zu retten. Die Schritte, welche in dieser Hinsicht bei dem englischen Kabinette gethan wurden, gründeten sich auf folgendes Schreiben des Königs Ludwig Napoleon:

Der König an seine Minister.

»Meine Herren, seit sechs Wochen, die ich um den Kaiser, meinen Bruder, bin, habe ich mich beständig mit den Angelegenheiten des Königreichs beschäftigt. Wenn ich auch einige ungünstige Eindrüke verwischen, oder doch wenigstens modifiziren konnte, so muß ich doch gestehen, daß mir es nicht gelungen ist, in seinem Geiste die Existenz und Unabhängigkeit des Königreichs mit dem Gelingen des Systems vom Kontinente und besonders von Frankreich gegen England zu vereinbaren. Ich habe mich vergewissert, daß Frankreich, aller Betrachtungen ungeachtet, fest entschlossen

ist, Holland zu vereinigen, und daß es die Uiberzeugung nährt, seine Unabhängigkeit könne bei der Fortsezung des Seekriegs nicht länger währen. In dieser grausamen Gewißheit bleibt uns nur eine Hofnung, nämlich die, daß Unterhandlungen wegen einem Seefrieden angeknüpft werden: dies allein kann die nahe Gefahr, welche uns droht, entfernen; und ohne den Erfolg dieser Unterhandlungen ist es zuverläßsig um die Unabhängigkeit von Holland geschehen, und kein Opfer kann diesem Ereignisse begegnen. Es ist demnach die offenbare und bestimmte Absicht Frankreichs, alles aufzuopfern, um Holland zu erwerben, und dadurch, was es auch immer kosten mag, seine Mittel, die es England entgegensezen kann, zu vermehren. Ohne Zweifel würde England von einer solchen Vergrößerung der Küsten und der Marine Frankreichs alles zu fürchten haben. Es ist demnach möglich, daß die Engländer ihr Interesse bestimmt, einem Ereignisse, das für sie so verderblich seyn kann, zu begegnen.

»Ich überlasse es Ihrer Sorgfalt, diese Idee mit dem ganzen nöthigen Nachdruk zu entwikeln, um der englischen Regierung die ganze Wichtigkeit des Schrittes begreiflich zu machen, den es thun können. Suchen Sie allen Gründen und allen Betrachtungen, die sich Ihnen darbieten, bei derselben Eingang zu verschaffen. Thun Sie diesen Schritt von sich selbst, ohne meiner dabei im geringsten zu erwähnen. Aber es ist keine Zeit zu verlieren; senden Sie unverzüglich einen sichern und klugen Menschen nach England, und schiken Sie denselben sogleich nach seiner Zurükkunft zu mir. Melden Sie mir die Zeit, in welcher er wieder da seyn kann; denn wir haben keine Zeit zu verlieren: es bleiben uns nur noch wenige Tage. Zwei Korps der großen Armee rüken gegen das Königreich vor; der Marschall Oudinot ist so eben abgereißt, um das Kommando derselben zu übernehmen. Lassen Sie mich wissen, was Sie zufolge dieses

Briefes gethan haben, und an welchem Tage ich eine Antwort aus England haben kann.»

Auf diesen Brief des Königs gab das holländische Ministerium einem Herrn Labouchère den Auftrag, sich nach England zu begeben, um dem Ministerium begreiflich zu machen, daß es von ihm abhange, die Unabhängigkeit Hollands, durch einen Frieden mit Frankreich, oder durch eine Modifikation der bis izt von ihm befolgten Grundsäze in Beziehung auf den Handel und die Schifffahrt der Neutralen, zu retten. Labouchère traf den 6. Februar in London ein, und hatte den folgenden Tag eine Audienz bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis von Wellesley. Das brittische Kabinet fand den Antrag zu keiner weiteren Erörterung geeignet, weil, wie der Minister bemerkt, Frankreich noch nicht die geringste Neigung gezeigt habe, einen ehrenvollen Frieden zu schliesen. Übrigens beschäftige auch die Hauptfrage über Krieg und Frieden das Publikum sehr wenig; die Gewohnheit habe es mit seinem gegenwärtigen Zustande ausgesöhnt, und die Folgen des Krieges seyen dem Privatinteresse mehr günstig als nachtheilig. Die Handelsbeschränkungen, bemerkt Labouchère, lägen im Geiste der gegenwärtigen Administration, und es sey nicht zu erwarten, daß sie auf die einmal angenommenen Grundsäze Verzicht thun werde. Eine feste Beharrlichkeit bei dem aufgestellten System scheine dem brittischen Kabinet das sicherste Mittel, die Hilfsquellen Frankreichs zu schwächen und seinen Einfluß auf dem Kontinent zu bekämpfen; und alle Versuche der feindlichen Nationen, Großbritannien auf andre Gesinnungen zu bringen, würden sehr wahrscheinlich nicht den geringsten Erfolg haben. Die Frage das Schiksal von Holland betreffend, seye eine untergeordnete Frage, die nur bei einem allgemeinen Frieden beantwortet

werden könne, und obgleich das Schikfal dieses Landes dem brittischen Kabinette sehr zu Herzen gehe, so könne es demselben doch seine Ehre und das Interesse seiner Nation nicht aufopfern.

Labouchère schrieb, unter dem 12. Februar, an das holländische Ministerium, und sezte ihm diese Gesinnungen der englischen Regierung auseinander. In demselben Berichte meldet er, unter solchen Umständen halte er einen längeren Aufenthalt in London für unnöthig, und werde demnach in einigen Tagen wieder nach Holland zurükkehren. So war dann auch dieser Versuch, zwischen Frankreich und England eine Annäherung zu bewirken, gescheitert.

VII.

Die neueste Staatskunst.

Ein vielgelesenes Pariser Blatt *) führt aus der Zeitung für die elegante Welt einige Anekdoten an, die den Geschmak der Berliner für die Metaphysik, und den seltsamen Gebrauch, den sie von dieser Wissenschaft machen, beweisen. Wenn diese Anekdoten wahr sind, dann verdienen sie mehr als die bittre Rüge dieses Blattes. Die Deutschen, sonst so achtungswerth wegen ihrem gesunden natürlichen Verstand, so einfach, wahr und nüchtern, sollten sich doch endlich bestreben, den Spott des Auslandes, wenn sie ihm auch nicht immer entgehen können, doch wenigstens nicht zu verdienen.

*) Journal de l'Empire du 27 Janvier 1811.

Ein junger Mensch, erzählt das angeführte Blatt, stellte sich zur Prüfung, um im Verwaltungsfache angestellt zu werden; ein Beamter, der ihn zu prüfen den Auftrag hatte, legte ihm folgende Frage vor: »Welches ist der beste Staat?« Die Antwort des Kandidaten war den gewöhnlichen Begriffen angemessen. Der Beamte, mit der gegebenen Erklärung keineswegs zufrieden, sagte, der beste Staat seye derjenige, in welchem sich der Organism der Natur offenbare. In demselben Tone wurden Fragen, Antworten und Verbesserungen fortgesezt, bis der Beamte misvergnügt den Kandidaten mit dem Bescheide abfertigte, er kenne auch nicht einmal die Anfangsgründe der Staatswirthschaft. Dieser Vorfall mag vielleicht erfunden seyn; aber gewiß ist, daß die neueste Staatskunst und Staatswirthschaft eine solche Sprache führt, und die Reformatoren dieser theoretischen Zweige der Staatsverwaltung und Gesezgebung Montesquieu und Adam Smith ihre schülerhafte Mittelmäßigkeit und platte Gemeinheit mit dürren Worten vorwerfen. Die Kunst, unter einem großen Aufwande von Worten die Armuth an Sinn, und unter dem Gepränge äußerer Würden den Mangel an innerem Werthe, wie unter einer glänzenden Schale den faulen Kern zu verbergen, ist so alt, als die Kunst zu betrügen. Die Eitelkeit, die um so mehr scheinen will, je weniger sie ist, hat dieselbe erfunden, und die allgemeine Schwäche schwacher Menschen, den Schein für die Sache zu nehmen, dieser Erfindung Eingang verschafft. Die meisten Menschen bezahlen mit Worten, und lassen sich auch mit dieser gehaltlosen Münze bezahlen, nehmen das representative Zeichen für die representirte Sache, glauben das Geglaubte ohne Untersuchung, und sagen das Gesagte ohne Prüfung nach. Die meisten gesellschaftlichen Unterhaltungen, die meisten Bücher sogar sind leichtfertige Kinder dieser Mutter. Die Dekoration des Adels gilt für

den Adel und die Insignien der Majestät für sie selbst. Der Schein beherrscht mehr die Erde als die Wirklichkeit, und aus dieser einträglichen Erfahrung wußten diejenigen, welche die Welt klug nennt, von jeher Vortheil zu ziehen. Die Wahrheit ist einfach in Gedanke, Gefühl und Ausdruk. Aber es ist auch schwerer, eine neue Wahrheit als neue Worte zu erfinden. Das wußten unsre Philosophen noch besser als die alten.

Indessen wäre es ein Glük, wenn die Sucht, das Wahre und Schöne an eine neue Terminologie zu vermählen, und es nur in dieser Verbindung und ihrer Abkunft zu finden, allein die sogenannten Philosophen und Poeten ergriffen hätte; der Wahn in der Schule erzeugt wäre auch in der Schule gestorben, und die übrige Welt hätte sich darum nicht besser und nicht schlimmer befunden. Aber die Aposteln des gelehrten Rothwelsch zogen auch praktische Wissenschaften in ihre neue Kirche, und das Schauspiel der so oft bestrittenen Sprachverwirrung bei dem alten Thurmbau von Babel erneuerte sich bei dem neuen Systemebau der Wissenschaften. Die Meister verstunden sich selten; also noch seltner ihre Jünger.

Die Arzneikunst war keine Kunst mehr, die zum Besten der Kranken Erfahrungen mit Fleiß zusammenträgt. Das Wort Erfahrung ward sogar aus dem Wörterbuche als der Wissenschaft unwürdig verwiesen, und der Arzt konstruirte die Krankheit wie seine Heilmittel a priori. Die Staatsleute, als Aerzte des kranken Staatskörpers, behandeln die bürgerliche und politische Gesellschaft in demselben Sinne.

Ich schlage die Elemente der Staatskunst *) auf, von denen eine gelesene Zeitschrift **) sagt, sie könne

*) Von Adam Müller.

**) Pallas; 3tes Stük, 1810.

diesem mit eben so religiösen und mathematischen Geiste verfaßten Werke, wegen seiner Vortrefflichkeit ihre ungetheilte Huldigung und Bewunderung nicht versagen; es zeichne sich doppelt aus, fügt diese Zeitschrift hinzu, da alle andere durch die heutige Zeit erzeugten Staatstheorien in größerm oder minderm Grade, entweder irreligiös oder unmathematisch seyen. »Der Zwek des Verfassers, sagt er selbst, sey, »den Staat als Gegenstand einer unendlichen Liebe darzu»stellen; er wollte zeigen, daß alle die ohnmächtig und hoff»nungslos zerstreuten Gedanken des Lebens, alles Interesse »und alles Gewissen zurükgeleitet werden müssen in den leben»digen Strom des gemeinsamen Lebens, daß alles einzelne »Recht und alles einzelne Glük sich anschließen müsse an das »gemeinschaftliche Recht und Glük, und von dorther em»pfange Bedeutung, Dauer und den ernsthaften Sinn, »ohne den ihr weder Etwas seyd, noch besizen könnt. Wer »sich mit seinem Herzen zu dieser gemüthlichen, bewegten, »lebendigen Betrachtung des Staates nicht hinaufschwingen »kann, wer in den Gesezen, nach aller meiner Rede nichts »anders sieht, als die Anordnungen einer gemeinen, welt»lichen, haushälterischen Klugheit, der glaube nur nicht, »daß er irgend ein Blatt in der Geschichte verstehen, und »noch weniger, daß ihm der eigentliche Sinn der Gesezge»bungen des Alterthums je aufgehen werde.»

Wollen wir wissen, was die Weltgeschichte ist, die vielleicht mancher von uns zu studiren glaubte, ohne zu wissen, mit was er sich beschäftigt hat? »Den unaufhörlichen Krieg des menschlichen Geschlechts mit der Erde nennen wir die Weltgeschichte, sagt der Verfasser. Wenn von Staatskunst die Rede ist, dann müssen wir vor allem den Gegenstand kennen, mit dem es diese Kunst zu thun hat.» Der Staat ist, nach dem Verfasser der Elemente der Staatskunst, die oft

unterbrochene, doch immer sicherer zu Stande gebrachte Allianz der menschlichen Individuen und Generationen unter einander gegen die Erde. Durch eine andre Stelle erfahren wir, daß der wahre Staatsmann und der ächte Staatsgelehrte vor Gott einander gleich sind, wie sie auch die Welt unterscheiden möge. Wer um eine Apologie des Adels verlegen ist, findet sie in folgender Stelle, die seine Bestimmung ausdrükt: Der Adel soll das Unsichtbare, die Macht der Sitte und des Geistes im Staate representiren, und so ist er in der Ehe, welche Staat heißt, was die Frau in der Ehe im gewöhnlichen Verstande. Der Verfasser theilt das ganze ökonomische Leben einer Nation in vier gleich nothwendige Grundgeschäfte ein: Landwirthschaft, Stadtwirthschaft, Bewirthschaftung des physischen Kapitals oder Handelschaft, und Bewirthschaftung des geistigen Kapitals oder Wissenschaft und geistliches Geschäft. (Lehr-, Wehr-, Nähr- und Verkehrstand.) Land und Arbeit, Adel und Bürgerschaft, in ihrer unendlichen Wechselwirkung, erzeugen das Nationale; Gott und Gold, oder Kirche und Handel, oder Geistlichkeit und Kaufmannschaft, vermitteln auf idealischem und realem Wege das Nationale mit dem näheren und entfernteren anderweitigen Nationalen, so, daß das wirklich Universale fortschreitend erzeugt werden kann.

Vergebens bemühe ich mich, den Verfasser, und mich mit ihm zu verstehen. Ich erkenne den Staatsmann so wenig in seiner Definition eines Staatsmannes als den

Staat in der eines Staates. Ich durchgehe die Weltgeschichte, die mir mehr den Kampf des Menschen mit sich selbst und mit andern, und den seiner Leidenschaften und Bedürfnisse als den mit der Erde zeigt. Ich richte meine Blike auf Rom und Griechenland und ihre Heroen, auf die großen Gesezgeber des Alterthums und der neueren Zeit, und begreife nicht, wie ich sie in der Geschichte, nach der Erklärung des Verfassers, aufführen soll. Kein neuer Gedanke schlieset sich, beim Durchlesen der Schrift, an einen bekannten Gedanken in meinem Geiste, kein neues Gefühl an ein älteres in meinem Gemüthe an.

Das kann aber auch meine Schuld seyn; und dann trifft der Tadel nicht das Werk und seinen Verfasser, sondern mich. Ich gebe es zu, und bitte nur um die Freiheit, meine Gedanken zu sagen, wie der Verfasser die seinigen geäußert hat. Der neue Philosoph und Staatsmann darf mir immer erwiedern: du stehst zu tief, als daß du dich aufzurichten vermagst zu meiner Höhe. Ich bestreite die Möglichkeit dieses Falles nicht, und könnte mich nur über die karge Natur beklagen, die mir stiefmütterlich den Sinn versagte, um das neue Licht zu fassen, das aufgegangen ist erwärmend und erleuchtend.

Indessen bin ich weit entfernt, die Reinheit der Absichten jener Männer anzuklagen, die der deutschen Litteratur und dem Geschmake diese Richtung gaben. Ich glaube an ihre Aufrichtigkeit und an die überlegenen Kräfte ihres Geistes. Auch haben ihre Jünger, die weder ihr Genie noch ihre Kenntnisse besaßen, das meiste dazu beigetragen, den deutschen Namen in dem Auslande herabzuwürdigen. Die Künste und Wissenschaften haben eine Epoche der Blüthe, auf welche, im Reiche der geistigen Natur, wie in dem der physischen, Unfruchtbarkeit folgt. Das Natürliche und Einfache befriedigt nicht mehr, und

Kunst wird Künstelei und die Wissenschaft artet in müßigen Wortkram oder todte Vielwisserei aus. In unsern Tagen ist es wirklich schwer geworden, bei dieser unendlichen Polyhisterei und bei der Menge von Systemen, den einfachen Sinn und den gesunden Menschenverstand zu retten; auch werden sie selten gerettet, und die ausgebreitetste Gelehrsamkeit, die weiß, was man zu allen Zeiten wußte, weiß gerade oft nicht, was in dem gegebenen Augenblike zu wissen Noth thut.

VIII.

Verschiedene Gedanken.

Die Kunst zu leben ist wichtiger aber auch schwerer, als die zu sterben; das Leben ist Handlung, der Tod ein bloßes Leiden.

Die Untersuchung, welche die Weisen so sehr beschäftigt hat, ob das Leben nämlich ein Gut oder ein Uibel, ein angenehmes oder ein lästiges Geschenk sey, ist vielleicht die unfruchtbarste und zweklosefte von allen. Der ist des Daseyns müde im Uiberfluß, da es jener auch in der naktesten Dürftigkeit noch zu erhalten sucht. Hier betrachtet einer den Tod als die schreklichste aller Strafen; dort wählt ihn ein anderer freiwillig. Wer hat Recht? Eine seltsame Frage! Das Leben ist jedem, für was er es hält. Wer sich unglüklich fühlt, dem könnt ihr unmöglich beweisen, daß er glüklich ist; wie alle Demonstrationen der Welt den, der des Daseyns froh wird, nicht überzeugen können, daß es eine drükende Bürde sey.

Der Mensch tritt, in dem Urtheil über andre, nicht leicht aus sich heraus. Der Gesättigte hält die ganze Welt für satt.

Der Gedanke an den Tod soll nicht wie ein Gespenst durch das Leben gehen, um den Menschen zu schreken, sondern wie ein aufrichtender und warnender Genius. Droht dem Manne von Ehre und Selbstgefühl unverdiente Schande, Sklaverei oder unvermeidliches Elend, dann hält ihn der Gedanke an den Tod aufrecht. Was vermag diese Welt, der er nicht angehört, über ihn? Ein fester Entschluß reiset mit Riesenstärke die tausend Bande, gleich Sommerfäden entzwei, an die Gewalt, Bosheit oder ein feindseliges Verhängniß ihn schmieden. Berauscht den Uibermüthigen sein Glük, schmiedet Habsucht den Geldgierigen an seine gefüllte Kiste, vergißt der Mensch Menschlichkeit und in seinen Wünschen und Genüssen ein bescheidnes Maas, dann sagt der Tod ihm: »Sieh, ich lege den Herrn der Welt friedlich und gleich neben seinen Diener. Wenn hundert Völker vor seinem Namen zittern, dann löset der Gebieter der Erde sich in eine Handvoll Staub auf, hauche ich ihn an. Nichts ist dein und bleibend; was strebst du thöricht nach Vergänglichem, als sey es ewig, du vergängliches Wesen!»

Nach den ewigen Klagen über dieses Leben, ist nichts widerlicher als die Art wie es von den Klagenden gelebt und ertragen wird.

Ist der Mensch Herr über sein Leben? Der eine stellt ihn in dasselbe, wie eine Schildwache an seinen Posten, den er folglich nicht verlassen darf. Der andere giebt ihm heilige Pflichten gegen den Staat, der dritte endlich noch heiligere gegen sich selbst, die er heilig achten muß. — Das

alles ist vortrefflich. So stellt ihr dann den Soldaten, der ausreist, vor ein Kriegsgericht, und der Staat macht, da er mächtig genug ist, seine Rechte geltend, und es ist geschehen, was geschehen kann. Seine Pflichten gegen sich kann er sich auch selbst erlassen. Omnis similitudo claudicat.

Das ist gewiß: viele Menschen wissen nur darum nicht zu leben, weil sie nicht zu sterben wissen.

Ist ein Selbstmord ein Beweis von Muth oder Feigheit, von Stärke oder Schwäche? Ich glaube gern, daß oft mehr Muth und Kraft dazu gehört, um das Leben als den Tod zu ertragen. Doch kann ich es nicht über mich bringen, Cato für feig zu halten. Die Todesstrafe gilt allenthalben für die härteste und schreklichste, und doch sollte das Leben noch schreklicher und härter seyn? Der Selbstmörder ist ein Feiger, sagt man; denn er entflieht einem Leben, das er zu ertragen nicht den Muth hat. Cäsar wollte dem römischen Senat beweisen, man müsse den Verräther Catilina leben lassen, weil er mehr verdiene als den Tod, nämlich das Leben. Cato sah den Sophisten durch, und bestimmte den Senat, sich mit der angeblich milderen Strafe zu begnügen; und die Verbrecher wurden hingerichtet.

Alle diese und ähnliche Demonstrationen lassen sich gut lesen und schreiben; und man kann auch alle Welt über diesen Gegenstand ohne Gefahr lesen und schreiben lassen; denn ich bin überzeugt, daß eine ganze Bibliothek von Gründen für oder gegen weder einen Menschen zum Selbstmorde bestimmen wird, der nicht dazu entschlossen ist, noch einen davon abhält, wenn er ihn will.

Von Cicero haben wir eine schöne Apologie des Alters. Es ist gut, wenn jeder für seine Lage Trostgründe findet.

Die Schrift ist mit Beredsamkeit von einem der größten Redner geschrieben; und doch, glaube ich, wird sie noch bei keinem Menschen den Wunsch erregt haben, die Jugend gegen das Alter zu vertauschen. Wie oft wird die goldne Mittelmäßigkeit von Menschen gepriesen, die doch nichts an ihr lieben als das Gold! Zieht von dem Geschriebenen das Nachgeschriebene, von dem Gesagten das Nachgesagte ab, und es bleibt nicht viel übrig. Ohne die sogenannten Redensarten wäre der Mensch beinahe stumm. Den hört man mit gähnendem Munde die Pracht der aufgehenden Sonne preisen, die er verwünschen möchte, daß sie ihn den köstlichen Morgenschlaf kostete; jene erhebt mit Begeisterung die Freuden des Landlebens, die vor Langweile an einem Orte sterben könnte, der ihr keine Visiten, Bälle, Konzerte und Schauspiele darbietet. — Es sind Redensarten; unsre Weisheit, unsre Tugend und unsre Höflichkeit sind oft nichts mehr.

Die Römer feierten das Andenken des goldnen Zeitalters, in welchem Freiheit herrschte, Eintracht und Gemeinschaft der Güter, an gewissen Tagen, die sie von Saturn Saturnalien nannten. Man rief die schönen Tage der Kindheit des menschlichen Geschlechts zurük, wo es keine Herren und Diener, keine Armen und Reichen gab. Ist es um das goldne Zeitalter wirklich eine so schöne Sache, und wünschten die Römer es aufrichtig zurük, dann durften sie das Fest der Saturnalien ja nur das ganze Jahr währen lassen. Oder gehört auch dieser Gegenstand in das große Kapitel der Redensarten?

Cicero hält sich sehr darüber auf, daß der Mensch sich ein langes Leben wünscht, und die bedauert, welche der Tod in der Blüthe des Alters, ehe sie noch am gewöhnli-

chen Ziele des Lebens eingetroffen sind, ereilt. »Die Natur, sagt er, giebt uns das Leben, wie man Geld, ohne bestimmte Termine, auf Zinsen leiht. Warum findet ihr es seltsam, daß sie das Kapital zurüknimmt, wann es ihr gefällt, da ihr es doch unter dieser Bedingung erhalten habt?» Den Prozeß kann man freilich der Natur nicht über die Art machen, wie sie ihre Kapitalien anlegt; aber die bescheidene Frage dürfte doch vielleicht erlaubt seyn, warum sie so ungleiche Termine sezt, den einen begünstigt, der es doch nicht mehr verdient, als der andre, dem sie den gemachten Vorschuß so frühe wieder abfodert? Wer bat sie dann um die Vorlage, die man so oft zur ungelegenen Zeit wieder abtragen muß? Sollte nicht wenigstens derjenige, welcher mit seinem Kapitale am besten wuchert, es nicht auch am längsten behalten, daß so das beste Leben auch das längste wäre? Aber omnis similitudo claudicat. Warum wollen wir auch alles erklären und beweisen? Es giebt tausend und tausend Fragen, die nie beantwortet werden. Warum bleibt das bescheidene Verdienst ohne Lohn, während dem die anmasende Mittelmäsigkeit sich geltend macht und ausgezeichnet wird? Warum wüthen die Pest und der Krieg? Warum verschütten Vulkane und Erdbeben Städte und Länder? Warum muß der Fleiß oft darben, wo der Müsiggang schwelgt? Warum brennt endlich das Feuer, und ist das Wasser naß?

Es ist eine große Kunst, andre zu errathen, ohne sich selbst errathen zu lassen; aber ich zweifle, ob die edelsten Menschen diese zweideutige Kunst besizen.

Ich habe oft gehört, die Libertins (den französischen Namen lasse ich gern stehen) welche Liebe heucheln können, ohne zu lieben, machten mehr Glük bei dem schönen Ge-

schlechte, als die, welche wirklich lieben. Ist die Thatsache ganz zuverlässig — was ich doch nur bei einer gewissen Klasse von Weibern gelten lasse — dann kann man sie vielleicht auch auf folgende Art erklären: Wer eine Leidenschaft heuchelt, borgt gerade so viel von ihrem Schein, als zu seinem Zweke nöthig ist. Er bleibt Herr seiner Empfindungen und Handlungen, da der, welcher wahrhaft liebt, von seiner Leidenschaft hingerissen, sich und andre nicht genug beobachten kann, um jeden günstigen Moment zu benuzen. Die Liebe, sagt man übrigens, mache den Mann von Geist albern, und den Albernen geistreich. Ich, ohne ein kompetenter Richter in der Sache zu seyn, glaube weder das eine noch das andre. Wäre die Behauptung wirklich wahr, dann müßte die Anzahl der Albernen viel geringer, und die der Geistreichen viel größer seyn, wenn jene wirklich lieben können, was vorausgesezt, aber darum nicht zugegeben wird.

Sollte die Liebe, wie einige versichern, eine Thorheit seyn, dann wäre es doch oft der Mühe werth, daß man seinen ganzen Verstand darum gäbe, um sie zu kaufen, wenn sie sich kaufen ließe.

Es ist kaum erlaubt, an der ewig fortschreitenden Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts zu zweifeln. Ohne die Thatsachen alle anzuführen, die diese glüklichen Fortschritte so evident beweisen, ist auch unsre Eigenliebe sehr bei dem Glauben interessirt; denn hat es mit dieser ewig wachsenden Vervollkommnung seine Richtigkeit, dann behaupten wir und unsre Zeit, wie billig, den ersten Rang unter allen Generationen und Zeiten; was wir, ohne unsrer Bescheidenheit wehe zu thun, auch zugeben werden.

IX.

Ein Schreiben aus Mainz.

Den 22. Jänner 1811.

Ich bin seit gestern in Mainz, mein guter Eduard. Achtzehn Jahre sind nun im Zeitstrome dahingerollt, und mit ihm manches Schöne und Gute, seitdem ich nicht hier war. Mainz in einer prächtigen Natur, an dem mächtigen Strome, der izt die Völker trennt, gelagert, war mit den köstlichsten Anlagen und Pflanzungen umgeben. Ein glänzender Hof, ein reicher Clerus und Adel, zu dessen Unterhaltung der Bürger nichts beitrug, spendete Wohlstand unter alle Klassen, ein Kunst und Wissenschaft liebender Fürst, eine ansehnliche Universität Bildung und Humanität über dieses Volk, das schon, wie alle Rheingegendbewohner, eine starke Tendenz zum jovialen Lebensgenuß hatte. — Wie human der prachtliebende Friedrich Carl gewesen, magst Du aus einem Zuge urtheilen. Vor dem Thore unter der herrlichen Kastanien- und Linden-Allee am Rheine war eine Kur-Anstalt, wo Morgens früh sich alle Stände mischten, Mineralwasser tranken und frühstükten.

Es war bei 4 Kreuzer Strafe jedes Etikette und namentlich das Hutabziehen untersagt. Der Kurfürst wurde eines Morgens von einem höflichen, des Kurgesezes vergessenen Bürger gegrüßt. Der Fürst zog dankend den Hut, und von beiden mußte izt jeder 4 Kreuzer Strafe geben. — Aber bin ich nicht toll, Dir, lieber Eduard, das alte Mainz zu beschreiben, statt des neuen? Nun sey ruhig. Ich sattle Dir gleich Dein Stekenpferdchen Musik. Denn ich will Dir tagtäglich erzählen, was ich sah, hörte, fühlte und urtheilte. Also höre. Gestern kaum angekommen erfuhr ich: heute ist musikalische Akademie. Von einem Mitgliede eingeführt hat man Zutritt in diese geschlossene Gesellschaft. Ich erhielt leicht durch Fürsprache ein Billet, und erschien noch in honetten Reisekleidern in dem eleganten Saale. Man sah mich darum nicht unfreundlich an. — Diesen Abend sollte das unterbrochene Opferfest von Winter mit vollem Orchester und alle Singparten von Liebhabern besezt als Concert gesungen werden. Ich lobe dieses. Obschon eine Oper in ihrem Effekt auf das Theater berechnet ist, so ist es doch das einzige Surogat für eine Stadt wie Mainz, wo kein gutes deutsches Theater mehr bestehen kann. Der Geschmak bleibt au courant mit den neuesten Meisterwerken, und bei ältern schon früher gehörten Opern wekt ein solches Concert die angenehmsten Reminiszenzen. Ja bei recht gutem Vortrage bringt es selbst durch die Folgereihe der Gesangstüke eine Art Täuschung hervor. An der Direktion der Musik steht Hr. Carl Zulehner, der schon durch seine gut gearbeitete Klavierauszüge der besten Opern rühmlichst bekannt ist. Wie ich allgemein hörte, verdankt Mainz ihm was es noch an Musik hat. Eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst, eine unermüdete Thätigkeit und ausharrende Geduld unterstüzen ihn mehr als die etwas sparsamen Opfer der sogenannten Kunstfreunde. Selbst das Detail des Stu-

diums der mehrstimmigen Gesangstüke und Chöre beschäftigen den thätigen Mann. — Izt begann die Ouverture. — Ach, lieber Eduard, die uns oft so köstliche Erinnerung an liebliche Vergangenheit wird uns im Genusse der Gegenwart oft recht fatal. Das war kein vormaliges Orchester, wo Schik, Jacobi, Kreußer, Freiholb, Scheidler und andere glänzten. Und da solche Meister fehlen, sind die Liebhaber, die zwei Drittel des Orchesters bilden, aus Schülern keine Meister geworden; denn einige brave Violinisten und Flötisten (der Name Schwind gilt auch hier, wie in Frankfurt durch einen Bruder des hiesigen Liebhabers dort im Orchester als Flötist engagirt, bei den Urtheilsfähigen seinen verdienten Werth) machen noch kein Ganzes. Vorzüglich schwach sind die Blasinstrumente. — Erfreulich war mir izt die Introduktion »Schön glänzt die goldne Sonne« von dreissig Stimmen recht zart, rein und fest vorgetragen. O ich möchte einmal das himmlische Licht in der freien erwachenden Natur von einem solchen Chore begrüßt hören; es müßte auf keinen dankbar fühlenden Menschen seine Wirkung verfehlen. Izt kamen, wie Du weißt, die verschiedenen Solostimmen, alle durch Liebhaber besezt. Nebst den hübschen, nicht ungebildeten Stimmen war mir das Bemühen eines deklamatorischen Vortrags im Geiste der Dichtung recht überraschend, und befriedigte den denkenden Zuhörer, der oft auf großen Theatern Töne ohne Sinn und Geist vernimmt. Eine Münze ohne Gepräge; Niemand weiß, was er daraus machen soll. — Daß ich von den Liebhabern einige auszeichnen mußte, begreifst Du selbst; aber ich will als wohlaufgenommener Gast, wenn ohngefähr diese Zeilen durch Zufall oder eine wohlgemeinte Verrätherei von Dir ihnen zu Gesichte kämen, keinen Samen der Unzufriedenheit und der Misgunst streuen. Doch eine Liebhaberin, deren Name Dir als Künstlerin durch die musikalische Zeitung bekannt ist, Dem. Heilmann,

muß ich Dir anführen. Dieses liebliche Mädchen in der Blüthe seiner Jahre erhielt nach einer mehrjährigen Vorbildung ihre endliche Ausbildung bei Mad. Lange in Frankfurt am Main. Ihre Eltern (der Vater ist der wohlbekannte geschikte Instrumenten-Arbeiter) hatten den weisen Endzwek, das ausgezeichnete Talent der Tochter so zu kultiviren, daß sie in dieser glükwechselnden Zeit selbstständig dem Zufall trozen könnte. Sie hatte auch zeither öftere ehrenvolle Anträge aus Holland und Deutschland, die sie ausschlug, da der Sinn für's häusliche Leben ihr die Lorbeeren des Orchesters und Theaters weniger wünschenswerth machten. O, lieber Eduard, ich liebe den Drang des Genies zur öffentlichen Thätigkeit, ohne die wir arm an Genuß und ausgezeichneten Menschen wären; aber ich ehre auch dieses weibliche Zartgefühl, und mag's mit aller Liebe für die Kunst keine Schwachheit nennen. — Sie sang die Myrha. Unbeschreiblich schön war ihre Aria »Ich war wenn ich erwachte«, der himmlischmilde Ton ihres Organs — Eduard! es war ganz das unschuldige Mädchen, das den fremden schmerzlichen Zustand des jungen Herzens in naiver Wehmuth klagt. Wohl unterschieden hatte sie, wovon ich schon auf guten Theatern das Gegentheil sah, daß alle Verzierungen und Kunstausstellungen der Stimme hier am unrechten Orte sind, und wie der Karakter der Myrha auch hier der Gesang seyn müsse. Hätte die junge Künstlerin nicht die Noten in der Hand gehabt; denn das warme Gefühl des Herzens stund deutlich in dem lebendigen Gesichte, ich wäre bei aller heterogener Umgebung in der größten Täuschung des Theaters gewesen. — Aber in den Folgestüken ihrer Partie, dem Quartett und dem Finale »Laßt mich, man führt ihn zum Tode« entwikelte sich auch die Kraft und Kunst der geübten Sängerin, die mit dem umfassenden Organe die lieblichsten Manieren und kräftigen Vortrag verbindet. — Ich will die

Myrha nie besser hören. Das Ganze gewährte mir einen genußreichen Abend. Fahre fort du kleines Häuflein kunstliebender Menschen, rief ich im Herzen, in deinem edlen Bemühen; laß den hohen Sinn für's Schöne, das Herzerhebende dieser Kunst in deiner Brust nicht untergehen!

Zum Schlusse muß ich Dich noch, lieber Eduard, mit einer Stimme aus dem Volke bekannt machen, deren Vorwürfe ich als Fremder nicht beurtheilen kann. — Sie sind ein Fremder, redete mich mein Nachbar an, dem ich schon während dem Concerte an dem auffallenden Muskelspiel seines Gesichts bald Aerger, bald Zufriedenheit, genug sein hohes Interesse an Musik ansah, und müssen eine abominable Idee von unserer Musik bekommen; und doch ist es die rechte, denn hier ist alles was nur Kehle, zwei Arme hat und eine Note versteht. Aber wo liegt die Ursache, fuhr er fort, nachdem er meine gemüthlichen Aeußerungen für Kinder der Höflichkeit erklärte, in der gesunkenen Kultur und dem erwachten groben Egoismus. — Sie kannten das alte Mainz. Daß ächte Künstler mit unserm Fürsten davonflogen und sich als willkommne Gäste in Deutschlands kriegverschonten Gegenden niederließen, war natürlich — aber den Rest der braven Musici, denen die Flügel ihres Genies und ihres Beutels etwas beschnittener waren, und den ungewissen Flug ins Ausland nicht wagen mogten, trieb endlich der Hunger von dannen; denn an Unterstüzung ist da nicht zu denken. Und nun durch das tägliche Hören und Sehen des Gemeinen fiel der Geschmak. Denn das Urtheil muß sich durch den Vergleich schärfen, und fremde Künstler sind Kontrebande für uns wie für die Chinesen, mit dem Unterschiede daß wir sie gern hörten, wenn sie die Ehre von uns gelobt zu werden für das Honorar annähmen. Der Unzufriedene gieng noch ins Detail, womit ich Dich verschone. Sehen Sie, rief er mir beim Schlußchor nach der Thüre

deutend, wo, ich muß es gestehen, zu meinem Befremden schon ein Theil des Publikums, einer bekannten Theatersitte gemäß, sich entfernte, sehen Sie, man ist so satt wie nach einer vierstündigen Mahlzeit. Mein Herr, die Straßen von Mainz werden Sie noch finden, aber die alten Mainzer nicht, die vor achtzehn Jahren drin wohnten. — —

Nächstens mehr, mein Eduard, ich umarme Dich von Herzen.

— — — m

I.

Gedichte.

Der Philippseich, *)
meinem Geburtsorte.

Trauter Siz der Einsamkeiten,
Den die Ruhe sich erkohr,
Tönten nie noch meine Saiten
Dir ein Lied des Dankes vor?
Von dem erstgebornen Sohne,
Den dein Schoos Apollo beut,
Würde dir zum Mutterlohne
Kein Gedächtnißlied geweiht?

*) Philippseich, drei Stunden von Frankfurt gelegen, ist die Residenz des Grafen von Isenburg-Büdingen-Philippseich.

Nein! ich fühl's: in deinem Schoose
Ward ich, was ich war und bin!
Wie so gern denk' ich zur Rose
Deiner stillen Flur mich hin!
O wie gern zu deinen Bäumen,
Wo mich noch die Ruh' umfieng,
Wo ich schwärmend noch an Träumen
Edler Ideale hieng!

Meinem Aug' entrollen Thränen:
O, der Kindheit Augenblik
Kehrt lebendig meinem Sehnen,
Meiner Phantasie zurük.
Jener Kranz von Scherz und Spielen,
In der Unschuld Siedelei,
Schwebt, in wonnigen Gefühlen,
Zaub'risch meinem Blik vorbei.

O du Wäldchen dunkler Tannen,
Eingeweiht zu Phantasien,
Sorgenfrei und heiter rannen
Tage, wie Minuten, hin.
Eiche, unter deren Wipfel
Spielend ich so froh gehaußt,
Eh' Orkane deinen Gipfel
Schmetternd in den Staub gebraußt!

Süße Veilchen, an den Heken
Meines Gärtchens aufgeblüht,
Vöglein, die ihr unter Deken
Meiner Stauden einst gebrüt'!
Maienblümchen in dem Thale,
Die mit Jubel ich gepflükt,
Quelle, deren Silberschaale
Unter Schatten mich entzükt.

Schäfer jener stillen Heerde,
Mit der lieblichen Schalmei,
Ach mein kindlich Herz verehrte
Dich für jede Melodei!
Stunden, einst bei dir verflossen,
Flossen mir arkadisch hin;
Blüten, damals mir entsprossen,
Kennet nur der Kinder Sinn! —

Stille Villa, wo der freie
Geist zuerst in mir entglüht,
Du Erzeugerin, ich weihe
Tiefgerühret dir dies Lied!
War es nicht in deinem Haine,
Wo mein erstes Lied gelang,
Wo ich in des Spätroths-Scheine
Meine erste Liebe sang?

War es nicht in deinen Hainen,
Wo mein Herz zuerst das Band
Von verschwisterten und reinen
Seelen — Plato's Lieb' — erkannt?
Wo noch unter allen Bäumen,
Unter jedem jungen Grün,
Noch in allen meinen Träumen
Urania mir erschien?

Wo im Kuß von Psyches Lippen
Meine Jünglings-Seele schwoll,
Wo der Trank von Aganippen
Jeder Quelle noch entquoll.
Wo noch keine von den Sorgen,
Die izt meine Kraft verzehrt,
Meinen unumwölkten Morgen,
Meines Abends Ruh gestört.

Villa, könnt' ich wiederkehren,
O ich kehrte nur zu dir,
Und ein Wohnsiz von Cytheren
Und von Musen wärst du mir.
O des Friedens und der Stille,
Die auf deinen Fluren liegt:
Hätt' ich nicht — wär's Gottes Wille —
Ewig mich an dich geschmiegt?

Wie beglükt ich im Gefilde
Meiner Jugendzeiten bin,
Wall' ich, wie zum heil'gen Bilde
Fromme Pilger, zu dir hin!
O, könnt' ich in jenen Gründen,
Wo der Vorzeit Stimmen weh'n,
Ein Asyl vor Stürmen finden
Und in Frieden untergeh'n!

II.

Liebe und väterliche Härte.

Eine Erzählung.

Unter den vielen wilden und zahmen, gebildeten und ungebildeten Marssöhnen, die gleich der wandernden Gallerie einer Optik im Laufe dieses ewigen Krieges unser Haus durchzogen, mußte ich kürzlich einen jungen Mann von 27 Jahren auszeichnen, einen Italiener von Geburt. — Der innere Werth des Menschen ist unabhängig von seiner äußeren Gestalt; das Gegentheil zu glauben, ist Versündigung an der Menschheit, — Vorurtheil jeder Zweifel an dem von der Natur äußerlich vernachläßigten, jede Erwartung innerer Vortrefflichkeit bei ihrem Günstlinge. — Bei aller Evidenz dieses Sazes spricht doch uns sinnliche Menschen die schönere Gestalt auch freundlicher an, und unwillkührlich neigen wir das Herz vertrauend hin. Auch ich war beim ersten Anblik meinem jungen Gaste wohlwollend. Von

schönem Wuchs und edler Haltung hatte er die sprechenden, ausdruksvollen Züge des feurigen Italieners, die noch interessanter durch eine gewisse unverkennbare Schwermuth wurden. Diesem Aeußern entsprach der Anstand, das feinere Benehmen, das den Mann von Erziehung und Welt beurkundete. Dabei verflochten sich in die erste unbedeutende Conversation des Unbekannten so manche treffende, ungesucht wizige Bemerkungen, die Kopf und Herz bewiesen. Er war mir eine freundliche Erscheinung, und doppelt interessant, da er kein Sohn des blinden Glüks (er war als Aide bei den Magazinen angestellt) gewesen. Denn berechtigt sind wir doch nur bei Reichthum und hoher Geburt, Bildung und feine Sitte zu erwarten, oder wären es sonst: denn häufig hat die stürmende Zeit das Unterste zum Obern gekehrt, und brüstend geht mancher neue Reiche, der Strandrecht an Gesez und Staat, an seinen Mitbürgern oft selbst geübt, izt einher, und möchte gerne durch seinen Aufwand, seine Feste, seine lächerliche Zeremonien, die Geselligkeit und Freude nur verbannen, glauben machen, er habe mit dem Reichthum auch Anstand, feine Sitte, guten Ton erbeutet. Der Pöbel glaubt es ihm, drum sey er mit der Mehrzahl der Bewundrer nur zufrieden. Vielleicht daß seine Enkel einst — die Kinder nicht — den fetten Boden seines Wohlstands urbar machen, und jene Früchte tragen heißen, die er dem Namen nach nur kennt. —

Mein junger Italiener fand sich gut bei uns. Wohl that dem Fremdling das freundliche Willkommen, und besser noch ward's ihm, da er sah, daß unsere Freundlichkeit nicht falsche Münze war. — O wie oft, ihr groben Egoisten, entbehrt der rechtliche und feinfühlende Mensch, den Zwang, Verhältnisse, vielleicht auch nur der Jugend ungestümmer Drang zu leicht erträumten Thaten, in des Krieges rauhe Bahn

geworfen, bei euch das freundliche Willkommen! — »Führt ihn hinauf in seine Stube« hört er, und weiß nicht woher, schallen; wenn nicht gar euer Haus von unsichtbaren Dämonen ihm bewohnt scheinen muß. — Da schleicht der arme müde Fremdling der mürrischen Dienstmagd nach, der sich die Arbeit mehrt, und die doch bei diesen bedürfnißreichen und geldarmen Wandrern auf das seltene Trinkgeld nicht rechnen mag. Vielleicht ist er auch so glüklich, beim ersten Eintritt euch begrüßen zu dürfen. Er entschuldigt (dazu, wenn er ein Franzmann ist, die Tapferkeit und Höflichkeit wie ächte Krieger paaren) die euch ohne seinen Willen verursachte Beschwerde. Da liest der Unwillkommne des verhaltnen Unmuths Kanzleischrift in euren Zügen, und wie ihr ihn, stünd es bei euch, gleich wieder gehen hießet. Er birgt den Aerger, der ihm im Innern kocht, greift kalt und höflich nach der Klinke, und wohnt izt, wie ein Feind in der erstürmten Stadt, in eurem Hause. — Kennt ihr Menschen denn nicht die Macht der Freundlichkeit und Herzlichkeit auf eure Brüder, die weit von Vaterland und Freunden, der Freundschaft und der Liebe Freuden entbehren? — Wie traulich schlug jeder mir in die herzlich ihm gereichte Hand zum freundlichen Willkommen! Wie bescheiden waren diese Menschen in ihren Forderungen, die zu fordern sonst gewöhnt sind! Und wenn ich meinen Gast ohne Umstände und Vorbereitung bat, im Kreise der Meinen die Suppe mitzuessen, und wir traulich wie alte Bekannten zusammen schwazten, ich wette: er war vergnügter, als wenn ihr den euren zu einem Bratenfeste, wenn sichs gerade traf, geladen. — Wie oft sah ich beim Abschiede der Rührung Thräne glänzen, und schwoll mir jedesmal das Herz hoch im Busen, den lieben Fremdling wieder hinaus in die Stürme wogen zu sehen, wo ihm Menschen hart wie Felsen, Noth und Krankheit und der Tod fern von der lieben Heimath drohen!

Oft saß auch ich zusammen mit meinem jungen Italiener im traulichen Gespräche, und so auch eines Abends. Der kalte Nordwind schlug klirrend an die Fenster unsrer Wohnstube. Wir rükten näher zu dem warmen Ofen und schwazend dampften wir recht gemüthlich unsre Pfeifchen. Es rollte das Gespräch vom Krieg auf seine Uibel, auf so vieler Tausenden gestörtes Glük. In diesem Schauergemälde, das unsere Phantasie sich hier entwarf, wurde natürlich der Liebenden herbe Trennung nicht vergessen; und hier bemerkte ich sichtbarlich die innere Bewegung meines jungen Freundes. Warum, sprach ich, rührt Sie dieses lezte Bild so sehr? Ist's Eigenheit der Jahre oder — (ich fühlte etwas zu spät, daß mich Neugierde und Theilnahme an meines Freundes Rührung zu weit geführt, und wollte schweigen.) Doch war ihm auch nicht meine kleine Verlegenheit, die es entschuldigen mochte, entgangen. Ich verstehe Ihre Frage, und gab ja selbst den Anlaß, erwiederte er. Gern will ich sie befriedigen, diese freundschaftliche Neugierde; denn meinem Herzen wird es wohl thun, einmal durch Mittheilung sich zu erleichtern. Ich bin nicht glüklich, und nie kann ich es mehr werden. Hören Sie meine Geschichte.

In P. im obern Italien bin ich geboren. Mein Vater war Beamter; treue Redlichkeit, unermüdeter Diensteifer gaben ihm, wie allenthalben dem Verdienste, das spärliche Ein- und Auskommen. Zärtlich liebte er meine gute Mutter, und mich den einzigen Sohn. Was er an Zeit den Berufsgeschäften erübrigen konnte, schenkte er meiner Erziehung. Er machte meinen Privatlehrer, und selbst der einsame Spaziergang, die Erholung des genügsamen Mannes, war meinem Unterrichte gewidmet. So erreichte ich die reifern Jahre, wo ich die Universität in meiner Vaterstadt bezog. Kaum ein Jahr später, wo ich den höhern Studien mich geweiht, erkrankte mir der gute Vater. Was die Kunst der

Aerzte, was die Liebe der treuen Gattin nur vermogte, das theure Leben zu erhalten, geschah; aber sichtbar und unerbittlich nahte sie heran die Stunde, wo Gatte und Vater uns verlassen sollte. Und wenn ich aus dem Lethe tränke, und Gedächtniß für Freude und Leid und selbst der Geliebten Bild mir schwände, der Abschiedsstunde bittere Rükerinnerung würde mir doch bleiben. — Mein guter Sohn, sprach er, und reichte mir die kalte Hand, ich verlasse dich und deine liebe Mutter. Gern lebt' ich noch, um die Zukunft euch zu sichern, bis du als Mann, wenn auch in kleinem Amte, dich und die Mutter nähren könntest. Denn Vermögen konnt ich euch, ihr Guten, wie ihr wißt, nicht sammeln. Doch hat mein Bruder mir versprochen, bis zu jener Zeit für euch zu sorgen. Mein guter Sohn, nüze die Zeit deiner Studien; bewahre dir das redliche, menschenfreundliche Herz und den seltnen Schaz — Genügsamkeit; sie wird dir, wie deinem Vater, Zufriedenheit und sicheres Glük bescheren. Ja sie verläßt mich nicht in dieser Stunde, und gelassen sehe ich, daß mir die Jahre sind sparsam zugezählt. — Was weint ihr meine Lieben! Freut euch des Lohns der Tugend; stolz darf ich mit dem Redlichen in dieser Prüfungsstunde sagen: mein Tod ist der Tugend Feier. — Komm, gutes Weib, Gefährtin meiner Tage in Freude und Leid, küsse mich zum Abschiede, und auch du mein Sohn, auf frohes Wiedersehen. Izt laßt mich. — Da führte ich die Mutter halb ohnmächtig in die andere Stube, und nach einigen Minuten war er nicht mehr, der Redliche.

Der heftige Schmerz war izt vorüber, da kehrt ich mit neuer Liebe, gestärkt von dem hohen Beruf, der Mutter Hoffnung und einzige Stüze zu seyn, zu den Wissenschaften wieder. In dieser Zeit war es, wo ich meinen Ferdinand kennen lernte. Er war der Sohn des Hofmarschalls unsers Fürsten, Baron O., von gleichem Alter, ein Jüngling von

dem besten Herzen, von den schönsten Anlagen. An Temperament zwar verschieden, war doch Herz und Seele sich verwandt; und wir schlossen den Bund als Freunde, den nur der Tod einst lösen sollte. Er führte mich in sein Haus ein. Sein Vater, ein rauher stolzer Mann, dem Adel die edelste Race der Menschheit galt, sah doch gern, daß ich als Freund dem feurigen Jüngling zur Seite gieng, und lud mich ein, den Sohn im väterlichen Hause recht oft zu sehen. Auch die Gräfin, seine Schwester, der personifizirte Ahnenstolz, empfieng mit herablassender Güte den bürgerlichen Freund des geliebten Neffen. Izt führte Ferdinand mich zu der Schwester (die ältere war damalen bei einer Tante auf dem Lande) im untern Geschosse des Hauses, das an den Garten stieß. — Hier, liebe Schwester, mein guter Freund, den du früher schon sehen wolltest. Sie hatte nicht die Leiseintretenden bemerkt, und überrascht erhob sie von der Stikrahme, auf des Bruders Rede, das liebliche Gesicht. Ja, mag immerhin Liebe bei Vielen durch längern Umgang erst gewekt und gepflegt werden, sie ist doch eine Treibhauspflanze, an Geruch, Geschmak und innerer Kraft vom Sprößling der Natur höchst verschieden. Ich sah und liebte, und mit meinem Leben wird nur dies Gefühl ersterben. Es war Ahndung des innern Werthes des Mädchens, der später sich erprüfte, und Liebreiz der Gestalt.

Sie mochte 16 Sommer zählen. Von mittlerer Größe war Ebenmaß in allen Theilen der lieblichen Gestalt. Dunkelbraune Loken wallten zu dem vollen Busen, dem Barometer der ungekünstelten Empfindung. Süße Schwermuth sprach aus dem Blike, aus der blassen zarten Farbe des Gesichts. Das dunkle seelenvolle Auge, die sanften Züge bürgten laut für des Herzens Güte. Melodisch klang der süßen Rede Ton aus dem schönen Munde, von der Liebe wie zum Kuß geformt. — Des lieben Bruders Freund, begeg-

nete sie seiner Rede, ist der Schwester herzlich willkommen, und reichte mir die schönste Hand zum Kusse. Von nie gekannten Empfindungen bestürmt, drükte ich mit Heftigkeit sie an die brennende Lippe, und das sanfte Mädchen, von ähnlichen Gefühlen überrascht, zeihte mich dieser Sünde gegen den Wohlstand nur durch ein himmlisches Erröthen und einen bittenden Blik. — Der muntere Bruder sah mit schadenfroher Lust unsere wachsende Verlegenheit. Ach! ihm ahndete nicht die Gewitterwolke, die zerstörend an diesem heitern Himmel bald erscheinen würde. Schalkhaft umarmt er das liebe Geschöpf. Daß du, sprach er, mich so liebtest, theure Schwester, hab ich wahrlich nicht gewußt. Heute schlägst du mir nichts ab; komm Liebe, singe uns etwas. Unser Freund ist musikalisch, er kann dir, wenn du es ihm erlaubst, dein Spiel künftig mit der Flöte begleiten. Sie sezte sich an den Flügel und wählte eine liebliche Romanze: Unglükliche Liebe. — In leichtem Tanze flogen preludirend die schönen Finger auf den zartgeschlagenen Tasten. Lebhaft sprach aus dieser eignen Phantasie der volle Geist der Dichtung, und füllte das Herz des aufmerksamen Hörers mit banger Ahndung. Sie hatte izt geendet, da erhob sie sanft bewegt vom Schiksale ihrer Helden, im Tone der Erzählung die himmlische Stimme, und izt, so lautete die Dichtung, klagte die Geliebte den tiefen Schmerz bevorstehender Trennung, schwur ihm den Schwur der ewigen Treue. O des wonnereichen Augenbliks! es waren Töne wie aus Himmelshöhen, den eignen Schmerz nur klagend, den Schwur der Treue mit eignem zerrissenen Herzen aus tiefer Seele dem Geliebten schwörend. Nur des Bruders Gegenwart mochte mich abhalten, diesem süßen Geschöpfe zu Füßen zu fallen. — So schön, sprach der Bruder, hast du noch nie gesungen. Ich danke dir von Herzen, liebe Schwester. — Wir vermogten wenig mehr zu sprechen, und dieses

Schweigen ist wohl bei Liebenden das beredte Geständniß der Gefühle. Ich erhielt die Erlaubniß bald wieder zu kommen, und entfernte mich. — Was ich empfand! — es war meine erste Liebe. Nur deutlich war mir in diesem Sturm der Seele der Gedanke: du mußt sie besizen, wie der Schiffbrüchige das Leben sucht. Die öftern wiederholten Besuche fielen von dem geschäzten Freund des Bruders und unter dem Vorwand musikalischer. Uibungen nicht auf. So näherten sich die Herzen der Heißliebenden ohne deutliches Geständniß, bis unter so reizenden Gelegenheiten auch diese Stunde der höchsten Wonne uns beschieden ward. O könnt ich sie ausmerzen aus dem Tagbuche meines Lebens mit meinem Leben selbst! Die Familie war zum Besuche auf ein benachbartes Gut gegangen. Die Geliebte, meinen Besuch vermuthend, hatte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit es abzulehnen gewußt. Ich erschien. In eine gewisse Verlegenheit waren wir beide schon über diese heutige Sicherheit gekommen. Aber den rein Liebenden ergreift eine heilige Scheu vor dem entscheidenden Augenblike des Geständnisses, und was das Herz so sehnlich wünscht, hat er den Muth nicht sich selbst herbeizurufen. Nur der Zufall webt gemeinlich jenes Nez, worin sich die verwandten Herzen fangen. Auch uns geschah dies. Jene Arie, die bei meinem ersten Besuche die holde Sängerin und mich den Hörer in ein Meer neuer Gefühle getaucht, sie fiel mir izt zufällig in die Hände. Ich legte sie ihr vor. Wenn damals der Geist der Liebenden in ihrem Vorspiel wehte, so stürmte izt die eigne Empfindung des hochbewegten Busens in das Spiel der Saiten, und als sie des Herzens Trauer klagte, der Wehmuth Perlen aus dem Auge thauten, das den Himmel beim Schwur der Liebe zum Zeugen anzurufen schien, und dies dunkle Auge izt thränenschwer voll Zärtlichkeit sich auf mich den Glüklichen senkte, da stürzte ich bewußtlos zu des Mädchens Füßen.

— Helene! — Mein Wilhelm! — Und der Bund für dieses Erdenleben war unter den Heißumarmenden geschlossen. O mein Freund! wenn Sie je geliebt haben, die Wonne eines ganzen Erdenlebens ist in diesem Moment der Seligkeit in einen Punkt gedrängt. Halb bewußtlos trug ich das bebende Mädchen auf den nahen Sofa. Mein Mund bedekte mit glühenden Küssen die reinen Lippen, den nie entweihten jugendlichen Busen, der selbst die lezten Fesseln in stürmischen Wogen sprengte. Verrätherisch irrten die entflammten Blike auf nie gekannten Reizen. Mit steigender Ahndung höherer Genüsse erschlaffte jeder Zügel der Begierde, dem Sinnetrunknen war selbst das Heiligste nicht mehr heilig, und der Unschuld Genius verhüllte traurend sein Antliz über die Gefallenen. — Schreklicher tönt nicht dem Verbrecher die Sterbegloke, als wir beim hellen Schlag der nahen Pendeluhr aus diesem Schlaf erwachten. Zermalmt, zernichtet lag ich zu ihren Füßen und alle Furien peitschten mein Gewissen. Da schlang die Himmlische mitleidend den Arm um meinen Naken. Wilhelm! sprach sie mit Thränen, was du verbrochen, ich habe Theil an deiner Schuld. Du bist ein guter Mensch, mein Schiksal ist auf ewig mit dir vereint. Den Tod will ich leiden, aber nicht die Trennung von dir. — Sie können denken, daß ich diese hohe Liebe mit tausend Schwüren ewiger Treue erwiederte. Izt kehrte Ruhe und Heiterkeit und alles Glük der Liebe wieder. Hundert Pläne durchkreuzten unser Gehirn, wie unsere Verbindung möglich zu machen wäre, hundert mußten wir verwerfen. Aber wir zweifelten nicht an dieser Möglichkeit, ja Gewißheit, wenn wir im äußersten Falle sie auch durch offnes Geständniß, unter Freundes Beistand, des Bruders und ihrer Schwester, und selbst durch Flucht erzwingen müßten. — Wer einmal aus dem Becher verbotner süßer Lust gekostet,

wird schwerlich unter unsern Umständen sich den Genuß freiwillig versagen. Das Schlafgemach meiner Geliebten stieß an den Garten, zu dessen kleiner Pforte sie mir einen Schlüssel verschaffte, und so schlich ich allnächtlich auf dem geheimen Wege zu meinem Glüke, das ich durch Verbrechen mir gesichert hatte. Drei Monden waren dahingeschwunden, ohne daß wir es wußten, was einst aus uns werden sollte, denn das theure Mädchen fühlte schon die Folgen verbotner Genüsse. Da erfuhr der Vater durch einen Bedienten die Verrätherei, die ich an heiliger Gastfreundschaft begangen. Der Alte schäumte vor Wuth und Rache, und hatte nur so viel Kraft, sich zu eigner Uiberzeugung auf die Nacht zurükzuhalten. Sie erschien, und alles Unglük seit dieser Stunde über meinem Haupte. — Es war späte Nacht, als wir zu unserm Befremden mancherlei Bewegungen im Hause spürten, die uns mit banger Ahndung füllten. Helene rieth mir sie zu verlassen; aber welcher Liebende verläßt in solcher Zeit sein Mädchen, wenn ihn nicht etwa die Gefahr alles zu verlieren nöthiget? Aber sie schien zu kommen; denn wir hörten wie es sich mit leisen Tritten von der Stiege herab unserm Zimmer näherte; und als wir izt einen Lichtstrahl durch eine Thürspalte blizen sahen, da drükte ich einen heißen Kuß, ach! den lezten, auf die süßen Lippen, fuhr rasch nach den abgelegten Kleidern, und sprang mit diesen auf dem Arme durch das offne Fenster auf wohlbekanntem Wege nach der kleinen Gartenpforte. In der Sicherheit wo ich war, und gedrängt von Angst um die Geliebte, wagt ich mich so weit zurük, daß ich die Schrekensszene sehen und hören konnte. Um keine Zeit zu verlieren hatte der Vater die verschlossene Thür mit einem Fußtritt gesprengt und stürzte mit dem Degen in der Hand zu dem Bette des erblaßten Mädchens. — Wo ist der Bube, der Schänder meines Hauses? (der vergeßne Hut, das offne Fenster

zeugten laut.) Und dir verworfnen Meze folgt Fluch und Schande. Von meinem Herzen hast du dich losgerissen, von dem Herzen des Bösewichts will ich dich losreißen. Die Hand soll verdorren die euch den Segen giebt, aber ihrer Rache sollt ihr nicht entgehen. Die überspannte Wuth hatte ihn entkräftet; er sank auf den Sofa; Ferdinand war auf den Lerm herbeigeeilt, auch die Tante. Die Unglükliche lag zu des Vaters Füßen ohne ein Wort stammeln zu können. Ich floh betäubt nach Hause. —

Wer schildert meinen Zustand! — Das erwachte Gewissen, die Angst und Thränen der Verzweiflung des armen Mädchens, das gestörte Glük einer Familie, die mich gastfreundlich aufgenommen, von der ich geliebt war, die Verachtung meines Ferdinands, meine heiße Sehnsucht. — — Nach einigen Tagen war ich gefährlich krank, und zu meinen glüklichsten Stunden seit jener Zeit rechne ich die, wo ich besinnungslos gelegen. Ferdinand kam einmal in jener Krankheitsepoche zu mir, seitdem nicht mehr; sein Vater sandte ihn gleich darauf nach Neapel. Er stund, wie mir die Mutter später erzählte, weinend an meinem Bette, sprach kein Wort, hielt meine fieberglühende Hand in der seinen, und drükte beim Weggehen den Kuß der Freundschaft auf die Lippen des unwürdigen Freundes.

Du guter Mensch, schwer hab ich an dir gesündigt; auch du bist hinübergegangen, wo kein Wahn die Menschen trennt. Du blikst Milde lächelnd auf den Freund, der noch die schwere Bürde dieses Lebens trägt. O laß mich bald an deinen Bruderbusen sinken! Meine Jugend, die Pflege der treuen Mutter und die Kunst der Aerzte, die meinen Zustand auch als Seelenzustand behandelten, stellte mich wieder her. Vergebens suchte ich auf allen Wegen durch Briefe Nachricht von der Geliebten zu erhalten; der Vater

hatte sie durch seine Getreuen so umgeben, daß zwei dieser Briefe in seine Hände kamen. —

Ich wand mich schriftlich an die Schwester, die Helene zärtlich liebte, bat und beschwor sie um Nachricht, da ich der Verzweiflung nahe wäre. Sie antwortete mir: »Ich sehe wenig Hoffnung. Ihr Name darf nicht genannt werden. Meine Schwester wird Sie ewig lieben, sie kann Ihnen nicht schreiben, es ist unmöglich. Vertrauet auf Gott und die heilige Jungfrau, sie wird Euch Armen ja auch helfen.» — O mein Freund, wie ich unglüklich war! Ich wollte das Unsinnigste unternehmen. Was mir noch alle Hoffnung der Aussöhnung mit dem Vater raubte, war der tollkühne Streich, daß, nachdem ich ihn ins Theater hatte gehen sehen, ich ihn beim Ende erwartete, und beim Weggehen, wo man durch einen Vorhof mußte, auf die Seite zog. Ich lag zu seinen Füßen, was ein Vaterherz nur erweichen konnte, die thränenvolle Reue seiner Kinder, das zermalmte Glük so vieler durch seine Härte, daß ich ja nichts als das Mädchen wolle, daß er alle Güter seinen andern Kindern geben solle. — Er grinzte mich mit einem Tygerlächeln an, und nicht eine Silbe entfuhr ihm. Da riß der Faden der ergebensten Geduld, es sprangen mir alle Fesseln der empörten Eigenliebe. Der eigne Mensch, der sich bis izt wie ein Wurm vor dem andern gekrümmt hatte, erwachte furchtbar in mir. Ich sprang mit Wuth auf. »Mensch! wenn du ein Mann von Ehre bist, so räche die Schande deiner Tochter mit dem Degen! Da schallte ein satanisch Lachen aus dem wuthverzerrten Munde, und der Unmensch ließ mich stehen.

Diese lezte Verwegenheit mit den Zeitbegebenheiten verbunden bestimmte ihn auch wahrscheinlich, schnell die Residenz zu verlassen, und mit Helenen und der ganzen Familie nach seinen Gütern zu reisen. — Denn um diese Zeit

wüthete aufs neue der würgende Krieg in Italiens Gefilden. Vor Galliens glorreichen Fahnen flohen betäubt die öſtreichiſchen Heere, und das Siegespanier, von dem Genie getragen und dem Tapfern geſchüzt, wehete ſchon am Geſtade des Po. Da tönte, wie ſo vielen andern Herrſchern, auch unſerm Fürſten des mächtigen Schikſals Ruf in dem nahen Donner des Geſchüzes. Er floh vom väterlichen Throne, um nie ihn wieder zu beſizen. Und was vom Size der Majeſtät abgehangen, zerſtäubte wie Spreu in alle Winde. Die Franken beſezten bald Land und Reſidenz, und ließen eine proviſoriſche Regierung die verlaſſenen Zügel ergreifen. Die Laſt meines Unglüks, das mich ſo ſchwer beugte, wurde noch durch häusliche Verhältniſſe vermehrt. Mein Oheim, der väterlich ſeitdem geſorgt, verlor ſeine Stelle, und wir dadurch jede Unterſtüzung. Der guten Mutter allein erhielt ich ein Leben, das ich freuden- und hoffnungslos gewiß als eine unerträgliche Bürde weggeworfen hätte. Aber das heilige Gefühl der Kindesliebe ſtund feſt in der Bruſt des Dankbaren, den ſich die liebende Mutter, der unvergeßliche Vater erzogen. — Ich ſuchte einen Dienſt, und ward bei den Magazinen angeſtellt. In der unbeſchreiblichen Herzensangſt, in der ich lebte (es waren ſieben Monate ſeit jenem unglüklichen Abende, der über unſer Schikſal entſchied, verfloſſen), erhielt ich einen Brief von Helenen. Hier iſt er. Ich trage dies theure Andenken ſtets bei mir in meiner Brieftaſche. »Mein guter Wilhelm! Ich bin ſehr unglüklich, und Du biſt es auch. O mein Gott! was haben wir verbrochen, daß die Menſchen ſo hart mit uns umgehen! Ich bin eingeſperrt, mein Vater läßt mich nicht vor ſein Angeſicht. Nur meine Schweſter, meine liebe Schweſter und mein unendlicher Schmerz ſind meine Geſellſchaft. Mein Wilhelm! mein Gatte! ſoll ich Dich denn nicht mehr ſehen? Ich bin ja Mutter in zwei Mon-

den, und darf nicht einmal meinen Tod wünschen! O mein Wilhelm! verzeih mir, daß ich Deinen Schmerz noch vermehre. Bete wie ich. Stundenlang knie ich vor der heiligen Jungfrau und meiner Schuzpatronin und bete für Dich und dein Kind, das ich unter meinem Herzen trage. Mein Geliebter! ich kann nicht mehr schreiben vor meinen Thränen. Ich liebe Dich ja ewig. Deine treue Helene.»

Der Einsender dieser Erzählung muß izt den Faden der Geschichte selbst ergreifen. Mein junger Freund war durch diese lezten schmerzlichen Erinnerungen erschöpft, seine Thränen flossen unaufhaltsam, und mit einer angstgepreßten Brust, die seinen Seelenzustand deutlich schilderte, erzählte er mir nicht sehr zusammenhängend den Verfolg seiner Geschichte. Helene wurde nach zwei Monden Mutter von einem Mädchen. Der unmenschliche Vater nahm den Säugling von ihrer Brust und sandte, ohne daß man wußte wohin, ihn in ein Hospital. Wilhelm erfuhr es, berief sich auf sein Vaterrecht, und empfieng das Kind, welches er seiner Mutter übergab.

Es ist wahrlich eine schmerzlichsüße Mitempfindung, einen guten Menschen mitten in seinem höchsten Schmerze von einem heiligen Naturgefühl durchglüht zu sehen. Als er in seiner Erzählung an den Moment kam, wo er das Kind, das Ebenbild der Geliebten, aus dem Hospital empfieng, und auf seinen Armen seiner Mutter zutrug, da sprach verklärte Vaterfreude, wie ein Sonnenblik am trüben Himmel, aus dem thränenden Gesichte. Alle Hoffnung möglicher Versöhnung war verschwunden; er machte sein Begehren, die Mutter zu ehelichen, an den Gerichten anhängig. Im Laufe dieses Prozesses erhielt das Kommissariat Befehl zum Aufbruch. Gedrängt von Nahrungssorgen, von der eignen liebenden Mutter und seinen Freunden, die bei seiner schwindenden Gesundheit seinen gewissen Tod fürchte-

ten, und mögliche Rettung in der Entfernung unter andern Menschen und Verhältnissen hofften, beschwichtiget von dem Oheim, der seine Sache vor Gericht wie seine eigne zu führen versprach, folgte er seinem Berufe, und wurde im Laufe der Kriege bis nach Mainz verschlagen. Ohne Nachricht, nur seinem Schmerze überlassen, brachte ihm eines Morgens sein Freund, der Kommissär, einen Brief, der mehrere Monden dem umschweiflichen Weg der Armeen und dem Bureau nachgekommen war. Er war, wie ich sah, mit zehn verschiedenen Poststempeln versehen. Helenens Schwester hatte ihn geschrieben. Die Parze hatte entschieden, Helene war nicht mehr. Der Unmenschlichkeit des Vaters, der heißen Sehnsucht nach dem Gatten und ihrem Kinde war die zarte Natur erlegen. Sie hatte ihres Wilhelms noch in ihrer Sterbestunde gedacht, und hoffte dort den Lohn der treuen Liebe, wo Unmenschen die heiligen Bande nicht mehr lösen können. Der gute Wilhelm zeigte mir izt noch ein heiliges Andenken, eine Haarloke Helenens, die er auf dem Herzen trug; aber in diesem Augenblike brach auch das eigne Herz dem Liebenden. Lautes Schluchzen tönte aus der gepreßten Brust, seine Augen starrten gen Himmel, und verzweifelnd rang er die Hände. O mein Gott, mein Gott! rief er, und stürzte aus dem Zimmer nach seiner Wohnstube. — — Einige Tage blieb er noch bei mir; aber alle Gemüthsruhe war von ihm gewichen. Das arme Herz blutete durch die wiederaufgerissene noch nicht geheilte Wunde. In sich gekehrt und still saß er noch oft an meiner Seite, und jeder Anklang von Scherz und Freude gieng an dem verstimmten Gemüthe verloren. Herzlich weh that mir der Abschied von dem guten Menschen. Ich denke Ihrer, sprach er gerührt, Sie sollen von mir erfahren. — Ich habe nichts seitdem von ihm gehört. Vielleicht daß das müde Herz die lang ersehnte Ruh gefunden.

III.

Vollständige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Besize des Erzstifts Mainz zwischen den beiden Erzbischöffen Diether v. Isenburg und Adolf v. Nassau geführten Fehde, und der damals von leztern verrätherischer Weise geschehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz.

(Fortsezung.)

Underdess alß die sachen also gestanden sein, hat Pfaltzgraff Friderich Churfürst rc. einen tag gen Oppenheim bestimpt, ob sie konten zwuschen beyden strittigen partheyen ein Vertrag vnd Vergleichung treffen; daruff der von Isenburgck seine Ret dahin gesantt, alſ nemblich graff Emichen von Leyningen, vnd noch einen genant Diether von Huben seinen kemmerling. So hat der von Nassaw auch einen, genant Adolff von Nassaw, gen Oppenheim

gesantt, vnd hat dem Pfaltzgrauen antzeigen lassen, wie Ire sachen vertragen vnd gesünet seyen, Ime auch frundlich lassen dancksagen, welichs den Pfaltzgrauen sere befrembt hat; vnd ist deshalben vß dissem vergleichßtag nichts worden, vnd seint beyderseittß widder heymb geritten. Zuuor aber vnd ee deß von Isenburgck Rete von Oppenheim widder abgeschieden seint, haben sie dem Rat nach Mentz geschriben, daß sie kein glauben solten geben dem vorgeben, das die sach verglichen sey, sonder sie solten bey dem abscheyd pleiben, welchen sie zu Steinheim von Irem Hern dem von Isenburgck verstanden haben; so wölten die Hern Isenburgck, Pfaltz, vnd Catzenelbogen vff den nesten montag dornach zu Hemspach an der Bergstrassen zusamen komen, vnd die sach furter beslieſſen, darby sollen der Rat vnd gemein zu Mentz die Irigen auch erscheinen lassen, damit sie selbß konnen zuhoren, was durch die Fursten vnd Hern beslossen würt.

Heruff hat sich der Rat vnd gemein besprochen vnd vereinigtt, vnd haben ettlich vß den Irigen nach Hemspach abgeuertigtt. Alß sie nu dohin komen, haben obgemelte Hern beslossen, sich in diesser sachen mit nichten abzusündern, sonder alß buntgenossen zusammen zu halten, den von Isenburgck beym Ertzbisthumb zu erhalten, oder mit gewalt widder einzusetzen; haben derwegen an die von Mentz begertt, daß sie sich auch zu Inen slagen vnd In Iren Bunt begeben wöllen, mit hulff vnd bystant zu Inen setzen, dan sie soliche absetzung des von Isenburgck in dissen landen mit nichten gestatten vnd zugeben; sie wollen auch deßwegen Ire Rete gen Mentz schicken, vnd mit dem Rat weitter von den sachen reden lassen rc. Also sein sie von eynander gescheyden, vnd haben die gesantten des Ratß vnd Gemein, solichs alles dem Rait vnd Gemein zu Mentz vorpracht; die habent sich berett vnd beslossen, das sie die Irigen widder

zu den hern schicken wölten, noch weiter von den sachen zu redden; welichß dan auch kortz dornach gescheen ist. Eß seint auch der drey Hern Rete nachmailß zu den gesantten gen Mentz komen, vnd haben vil gesprech vnd Handlung miteynander gepflogenn, hat wol acht tag gewhert, das sie sich der sachen nit haben vereynigen können.

Hirzwuschen alß sie also wegen disser sachen ab vnd zugingen, waren die drey Hern, als Isenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen zu Oppenheim, vnd begaben sich one wissen des Rats gen Mentz, deß sich der Rat nit wenig verwundert, weil die Clerisey oder Pfaffheit zu Mentz ußgab, daß der von Isenburgck excommunicirt vnd Im bann were nach Inhalt der Bepstlichen Bullen, vnd weill man auch in seiner gegenwertigkeit müste Interdikt halten, das ist, Stillstant mit allem gottesdinst. Alß nu die Hern gen Mentz kamen, vnd durch den dhum gingen nach dem Hoff zu, zum hauß, das man nennet zum alten Schultessen *), das geschach vff den Abent, eben als des Rats vnd der Gemein gesantten den künfftigen morgen solten zu der Hern Rete geen, vnd mit Inen fürterß vß den sachen reden, die sich bißher verlengertt vnd gestosen hatten, vnd als sie in den Dhumb kamen, do sahen vnd horten sie, das man in gegenwerticheit der drey Hern vnd der Irigen sang, vnd Messe laße, wie auch in allen Stifften vnd Cloistern in Mentz geschach; also gingen sie furters zu der dryen Hern Reten, verrichten aber nichts, sonder verschoben die Zusam-

---

*) Der ehemalige v. Weiherſche Hof auf dem Baalplaze. Er war im 14ten Jahrhundert ein Eigenthum des Mainzer Schultheißen Emercho, welcher ihn auch wahrscheinlich erbauet hatte, wovon er noch sehr spät den Namen zum alten Schultheißen vff dem Kylstock fortbehielt.

ckunft vff ein ander zeitt, dan die Hern wollten nu selbst doby seyn. Eß ist auch also gescheen; eß hat sich aber doch die sach noch acht gantzer tag vertzogen, daſ man sich derselben nit vergleichen kunt, biß zuleſt, daß der new Her Adolff von Nassaw alleß gewar wart, do schrieb er an den Rat, daß sie ettlich vß dem Rait vnnd gemein zu Jme gen Eltuil schickchen solten, dan er hab nöttige sachen mit Jnen zu redden, welches Jnen sunst nit fuglich könnte zu wissen geton werden; doruff der Rat vnd Gemein geratslagt vnd sich verglichen, ettlich vß Jnen hinab zu schicken; wie dan pald gescheen. Alß sie nu gen Eltuil kamen, hat Her Adolff von Nassaw ein lang gesprech mit Jnen halten lassen, antreffent eine Nachredde vnd Verlumbdung, die Jm war nachgesagt worden, daß er dem Bapst solt versprochen haben, Jme zu vergunnen, in teütschlant eine schatzung vffzuheben, dorumb Jn die Jsenburgische mit schrifften vnd andern vfflagen solten verlumbdt haben. Diesser sachen haben die gesanden des Rats vnd der gemein von Mentz ein vertzeichnuß mit Jnen heimpracht, welche der Rait vnd ein mergliche antzal vß der gemein gelesen vnd angehortt, dieselb vff ir selbs lassen besteen, auch des schreibenß vnd werbung Hern Adolffs von Nassaw nit vil geacht. Hierzwuschen hat der Rat mit den dryer Hern Reten alltzeit uß den gemelten sachen redden vnd handeln lassen, aber doch kein entlichen Besluß gemachtt.

Vnderdeß ist her Adolff von Nassaw verstendigt worden, daß der von Jsenburgck der statt Mentz die Zollfryhung, die Pfaffenrachtung, das Vngelt der Pfaffheit, vnd anderß zu geben sich erpotten haben solt, hat derhalben zu dem Rat gen Mentz gesantt graff Philipsen von Nassaw, der hat mundlich mit dem Rat geret, vnd sich von seins Hern wegen erpotten, der statt volliclichen zu tun, als der von Jsenburgck. Doruff habent sich der Rat vnd

gemein besprochen, vnd sich vereinigt der meiste teil, das sie still sitzen, vnd deß von Nassaw erpieten annemen wöllen. Alß dieß ettlich im Rat vnd vß der gemein gehort, stunden sie vff, vnd gingen uß dem Rat, vnd begaben sich in dhumb zu Hern Raban von Liebenstein, vnd Hern Rosenberger *), vnd begerten von Inen, daß sie vff das Rathuß gingen, vnd redeten dem Rat inn, dan der Rat vnd gemein wolten nit vff Isenburgs seyten zuslagen, sondern wolten bey dem von Nassaw halten. Also gingen her Raban von Liebenstein, vnd Her Johan Mönch von Rosenberg, vnd her Johan Specht von Bubenheim von stunt an vff das Rathuß, vnd sprachen zu dem Rat vnd der Gemein, welche noch versamblet waren, sie solten zusehen, was sie theten; dan was Inen der von Nassaw zugesagt vnd verschrieben, das hett er nit Macht, vnd die dhumbhern die vff seiner seytten hielten, die hetten Inen Ir sigel gestolen, vnd auch das Heyltumb; darumb widderriefen sie das, vnd hettens auch kein macht, one sie ettwaß zu tun; sagten auch, der Pfaltzgraff solt sie wol bey Iren rechten erhalten, vnd solt der Rat wol zusehen, daß sie weißlich handelten. Mit dissen vnd dergleichen redden enderten sie die mainung des Burgervolcks, das sie anfingen, sich noch einmal zu beredden, vnd wante sich endlich der meiste hauff vff des Isenburgs seiten, vnd machten sich der Appellacion, die er von Bapst an ein Concilium getan, anhengig, vnd vereynigten sich, by dem von Isenburgck zu halten gegen den von Nassaw, auch widder das gebott des Bapst vnd Keyserß.

---

*) D. i. dem wackern Mönch v. Rosenberg, Domherrn und damaligen Kämmerer des weltlichen (Stadt-) Gerichts zu Mainz.

Alß nu soliche Verwilligung vnd vereynigung der statt Mentz gescheen war, hat der von Isenburgck die Clerisey oder Pfaffheit ersuchen lassen, begerent, das sie Innerhalb drey tagen sich bedencken, vnd seiner appellacion sich auch anhenckig machen wolten; weill aber die Pfaffheit in disser sachen zwyspeltig war, vnd der ein teil uß Inen dem von Isenburgck günstig, der ander teil dem von Nassaw, so theten sich vil von den Stifften, prelaten, Canonici, vnd andere vß der statt, vnd wolten seiner appellacion nit anhangen, liessen vil ehe ir Narung, vnd was sie hatten, dohinden. Die andern aber plieben in der statt, vnd wurden des von Isenburgcks appellacion anhengig, vnd leisten Im gehorsamb. Also ist der von Isenburgck in der statt plieben, vnd hat die ihenige, die Im nit wolten gehorsamb sin, mit recht ersucht an irm gut, vnd lassen anklagen nach inhalt der obgemelten vergleichung vnd vereynigung.

Der von Isenburgck nam auch mit hulff des Pfaltzgrauen volck Castel, Flerßheim, vnd Hocheim Inn, vnd vff den freytag vor sant Niclaustag Anno 1461. verprannten sie Schirstein, Mospach, Cloppenheim, Erbenheim, alle Nassawisch wisbadische dorffer, Wicker, vnd noch vil ander dorffer dem graffen von Konigstein zustenndig, vnd raubten was sie funden, vnd leggerten sich des Abentß gen Castel, Costheim, Hocheim, vnd Flerßheim, vnd plieben also acht tagck still ligen biß uff den Montag nach sant Lucientagck; vff denselben morgen zogen sie uß mit einem grossen volck, welichs dieselbig nacht den Rein vnd Main zu schiff herab komen war, vnd zogen vor das Ringaw oben an Walloff, vnd leggerten sich by die Kirch zum Rodichin genant, hart an das gebück oder Lantgewehr, lagen doselbs die nacht biß an den morgen. Isenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen waren schon vor vier tagen dahin komen, vnd war gar

böß wetter; das volck obgemelt, so von Castel, Costheim, Hocheim &c. dahin getzogen war, plieb nit lenger alß die selbe nacht do, deß morgenß zogen sie widder von dannen; die vhrsach kunt niemant wisßen, doch sagt vnd maint man, weren sie fortgetzogen vber den lantgraben, es hette Inen niemant widderstant gethon; man sagt auch, die Ringawer weren zuruckgewichen biß gen Eltuill; dargegen ging auch das geschrey, der Pfaltzgraff hette in der nacht daß gebück besehen, vnd hett befunden, daß es starck verbolwerckt wer, dorumb hette er das volck gewarntt, vnd verbotten, sie solten sich nit vber den lantgraben wagen, dan eß wer gewiß ein vffsatz darhinter.

Alß sie nu widder von dannen tzogen, leggerten sie sich widder gen Castel, der mainung, wie man sagt, sie wölten mer volcks samlen, vnd wölten dan widder vor das Ringaw ziehen zu wasser vnd zu lant, vnd liessen dartzu bereitten grosse Schiffung, als nemblich zwo franckfurter marckschiff, ettlich bocken- vnd annder schiff, mit schirmen vnd brustwehren vnd schießlöchern; neben waren die schiff mit dannen bauholtz behenckt. Zu lest wart nichtß vß dissem tzug, aber waß die Verhinderung, kunt man nit wissen; hernach aber sagt man, daß die Ringawer vil volcks beckomen hetten, nemblich eß were dohin komen der Marckgraff von Baden, Hertzog Ludwig von Veldentz, auch anderr Oberlentische vnd Niderlentische Hern, ritter, vnd knecht, Insonderheit deß Hertzogß von Burgundi fanen solt man do gesehen haben, vnd vermaint man daß solt die vhrsach sein, daß sie nit widder vor das Ringaw zu ziehen begertten. Also brachen sie noch vorm Christag uff, vnd tzogen samptlich widder heimbwertß.

Do nu disses volck hinweg kam, do zog ein groß reyssig volck vß dem Ringaw vff Dinstag nach der vnschuldigen Kindlein tag, vnd kamen vor Hocheim; eß lagen aber

deß von Isenburg reyßigen dorinn, dorvmb konten sie den flecken nit In bekomen, dan dieselbe thetten starcke gegenwer; also tzogen sie widder zuruck nach Costheim, vnd verprannten dasselbig, plunderten nachmalß Castel, vnd zünttenß auch mit fewr an, vnd verbranntenß, zogen lestlich widder in das Ringaw; Her Adolff von Nassaw aber nam hiezwuschen Gawbeckelheim Inn, vnd tet dem Pfaltzgrauen vil schadenß doselbs herumb.

Nu komen wir widder zur vorigen Handlung. Eß hatte der Rat an Isenburgck ein werbung getan kortz vor wyhennachten, solichermaßen, daß, nachdem die statt mit Isenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen in ein Vertrag gangen, dorin vnder andern gemelt sey, daß die Pfaffenrachtung ab- vnd crafftloß sein solt, vnd daß die Pfaffheit der statt Mentz furbaß zu ewigen tagen vngelt geben sol, daß nu sein gnad doran sein sol oder wöll, daß demselben vffrichtig nachgangen werde, dan die zeitt der huldigung, so die Burger iehrlich den burgermeistern vnd dem Rait zu tun plegen, sey nummer vorhanden; deswegen der Rat gern gewiß sein wölt, wie eß an sant Steffanßtag, doran dan die huldigung geschicht, mit der paffheit soll gehalten werden. Vff solichs anhalten deß Raitß ließ der von Isenburgck ettlichen vß der Phaffheit vorgepietten, vnd legt Inen das begern des Raitß vor; dieselben brachten solichs ein yder an sein Capittel, gaben entlich auch vß yedem Capittel dem von Isenburg ein antwurtt; es kunt aber die Antwurt niemant gewar werden; er sagte auch dem Rait vff sant Thomastag, die Paffheit hett Im ein antwurtt geben; was aber, vnd wie sie geantwort, sagt er nitt. Er sagt weitter, er hette der Pfaffheit diß vermeltt, weil sie den von Nassaw vor ein Hern vffgenomen, vnd seine (verstehe des Isenburgcks) Appellacion am ersten nit gestanden hetten, so muste er sich deshalben zu dem Pfaltzgrauen, dem graffen von CatzenElnbogen, vnd zu der

Stat Mentz tun, vnd ſie zu Byſtand ſeines rechten zu hilff nemmen, vnd die ander, die ſunſt ſich mit Inen verglichen; dorumb wer ſein mainung, vnd eß hieße: quod scripsi, scripsi, dem wölle er nachkomen, der Rait möge Irem verſchreiben an diſſem orth auch nachkomen, vnd des vngeltß halber mit der Paffheit anheben ꝛc.

Alß ſolich antwortt in den Rait kam, wurde die ſach beraitſlagt, vnd mainten glimpflich mit den ſachen vmbzugeen, wofern ſie konten, vnd wolten lieber das ſelbig mit willen von der Paffheit nemen, als mit vnwillen; dorumb ſchickt der Rat zu der Paffheit, vnd ließ ein Conuocation oder zuſammenforderung tun vff Dinſtag nach St. Thomastag, vnd legten Inen vor, daß ſolicher Irthum In dem Ertzſtifft Mentz dem Rait leyd ſey, nu aber weren ſie durch die dry Hern, alß Iſenburg, Pfaltz, vnd Catzenelnbogen erſucht worden, welche an ſie begertt, daß ſie deß nunmehr vom Bapſt entſetzten Ertzbiſchoff Diet̄herß von Iſenburgck appellacion adheriren vnd anhangen, vnd In diſſer ſachen zu Inen ſich ſlagen wölten; do hab der Rait angeſehn, daß die Phaffheit in gegenwart Ertzbiſchoff Diethers von Iſenburgck mit eröffneten Kirchenthüren die Empter herlich geſungen vnd den gottesdinſt begangen haben, vnd daſ der Rat ſchon vor ſolicher Irrung in gutlicher Verſtendtnuß, Verſchreibung, vnd Vereynigung mit genantten dry Hern geſtanden; auch hab der Rait angeſehen den Rinſtraum vnd Maynfluß, vnd anderß, welche der Statt vß diſſer Hern landen geoffnet vnd auch beſloſſen werden mochten, vnd haben alſo deſſen von Iſenburgck appellacion adheriret vnd angehangen, vnd ſich zu Inen allen dreyn getan vnd geſlagen nach lautt einer verſchreybung, ſo da[illegible]er vffgericht, darinn vermelt, daß neben andern auch die Pfaffenrachtung abe ſein ſol, vnd die Phaffheit zu Mentz wie ander Burger vngelt geben ſollen; dorumb bitte der Rait, daß ſie anſehen

schutz vnd schirm, vnd den grossen Costen, den der Rait vnd die statt in dissen krigßleufften haben müst, vnd wolten sich doch in dem guttwillig erweysen, vnd Inen das nit swere fallen laissen, vff daß der rait hinfurter sie vnd sich selber desto besser schützen vnd schirmen möge; vnd es sey der Rait der zuuersicht, sie werden sich hier Inn guttwillich ertzaigen; wereß aber sach, das ymant auß Inen her widder seyn, vnd diss nit Ingeen noch tun wölt, dessen sich doch der Rait zu keinem versehe, dieselben sollen vff nehst Donerstag vff das Raithuß komen, vnd dem Rait ir mainung persohnlich zuuersteen geben.

Vff solich begern deß Raitß kamen der paffheit abgesantten vff genantten Donerstag vff das Raithuß, vnd begerten dilacion vnd vertzog biß nach den Cristfeyertagen, vnd gaben vor, daß ietz die heylige zeitt nahe, vnd sich ein yeder mit dem gottesdinst zu bekümmern hett. Doruff der Rait antwurtten ließ, sie hetten zwar Inen ir begern vorpringen lassen, vnd hetten doruff von den jhenigen, die nit willig weren, ein antwortt begert vff dissen tag; weill sie aber nu kein antwurt geben, sonder vff dilacion vnd vertzog bestünden, so müste der Rait doruß verstehen, das sie alle sampt nit darinn willigen, sonder ir gegenteil vnd widdersacher sein wölten. Also seint der Phaffheit gesantten von dem Rathuß widder abgeschieden.

Denselben Donnerstag nachmittag hat der Rat seine gesantten zu dem von Isenburg geschickt, vnd Ime der Paffheit mainung antzeigen lassen, vnd ein raht von Ime begert, wie sich zukünfftigen Steffanßtag mit der huldigung zu halten were, nach lautt der rachtung rc. Doruff hat der von Isenburgck die paffheit vor sich gepieten lassen, vnd so weit mit Inen gehandelt, daß die paffheit bewilliget hat, daß der Rait vff sant steffanßtag die rachtung hindan stellen, vnd nitt solt lesen lassen, wie sonst breüchlich war; aber das

Vngelt belangent, do solt der von Isenburgck die paffheit, vnd der Rait seine gesantten zusamen komen lassen, daruß fruntlich sich mit eynander besprechen. Diß ist also von beyden teilen angenomen, vnd ist die phaffenrachtung vff sant steffanßtag nit gelesen, noch gesworen, sondern von den Burgern ist allein gehuldigt worden.

Vff diß hat der Rat an den von Isenburgck begert vnd gesunnen, wie auch zugleich an die Phaffheit, nachdem der Marckgraff von Baden der statt Mentz feindt worden, vnd derselben fientlich abgesagt, vnd vil Krigßvolck im Ringaw liege, was man sich In solchem Fall mit hulff vnd bystant zu der Phaffheit vertrösten sol; doruff die phaffheit zur antwurtt geben, sie wöllen dem Rait vnd der statt In disser sach bystendig vnd beholffen sein. Solichs ist widder an den Rait gepracht worden vff Dinstags vff sant Johans evangelisten tag In den Wyhennachten; do hat der Rait besloſſen, daß die paffheit angeloben, vnd zu Gott vnd den heylgen sweren sollen, den Burgermeistern vnd dem Rat bystendig vnd gehorsam zu sein mit leib vnd gutt In diesser phede, vnd die statt vor allen schaden zu warnen; desgleichen sol Ir gesinde auch tun. Daroff seint des Raits abgesantten widder zu der paffheit gangen, vnd Inen solches vorgelegt vff donerstag darnach, das war vff den newen Jarß abent. Also seint sie des eydtß halben vber ein komen, daß die Phaffheit denselben des Ertzbischoffs Vicario tun sollen, doch in Geinwertigkeit der Burgermeister.

Den tag hernach, das was den heyligen newen Jarß tag, solte die Paffheit dem Vicario den eydt tun, haben aber glich dauor gepetten, wie auch der von Isenburg selbs von Irentwegen gepetten, sie deß eyds zu erlassen; also ist eß des swerenß halber vertzogen worden biß den andern tag hernach, das war vff den samstag, vnd der Rait wolt sie des eyds nit erlassen, dorumb dan die Phaff-

heit sweren müssen vff das heyl. Euangelium im Creütz-gang im dhumb samstag nach dem new Jarstag Anno 1462. zu 2. vhren nach mittag vngeuerlich.

Bald hernach haben sich ettlich vß der Phaffheit vber solichen eyt beswert, das Irig vereüssert, sich vß der statt Mentz begeben, vnd sich zu dem von Nassaw geslagen; deßgleichen haben sich das mererteil vß der Paffheit auch gein des von Nassaw richtern vnd Commissarien schriftlich erclert, vnd soliche erclerung ins Ringaw, do sich dan dieselben zur zeitt vffhilten, geschikt, vnd weil allen den, so dem von Isenburgck anhengig plieben, von dem von Nassaw die entsetzung Irer empter, auch daß sie aller Irer beneficien solten priuirt werden, gedrawet war, haben sie gepetten, den termin vnd zeitt der gedrawten priuirung zu erlengern, vnd sie absoluiren zu lassen; sobald die Kelt vorvber, der Rein offen vnd widder zu wandern sey, wölten sie sich vß der statt, vnd vff deß von Nassaw seytten begeben. Soliche schreiben sein von den weppenern, so die statt pfortten verwachten, von den jhenigen, die sie heimlich vß vnd Intrugen, genomen, vnd fur die Burgermeister getragen worden.

Hiezwischen ist der von Isenburg vnd Pfaltzgraue Friderich gewar worden, daß die paffheit also zum teil sich vff des von Nassaw seyten begeben haben, vnd die andern auch derselben Mainung seyn, haben derhalben ein gemeine zusammenkunfft oder Conuocationem cleri, wie man nennt, machen laßen, vnd vff den Donnerstag nach sant Dorothee Ao 1462. in die Capittelßstuben im Dhumb zu 3. vhr nachmittag ist alle Phaffheit zusamen komen, vnd es haben die Rete der dry Hern, als Isenburgck, Pfaltz, vnd Catzenelbogen vngeuerlich vff volgende weyß zugesprochen, nemblich, wie Ire Hern verstanden, daß ettlich vß Inen sich

nach tewern geſwornen eyt vnd zuſag, welchen ſie dem von Iſenburg vnd dem Rait getan haben, vß der ſtatt begeben, vnd Irs eyts, glübd, vnd zuſag vergeſſen haben, ünderſteen ſich auch noch teglich ettliche dergleichen zu tun, welches Inen nit wenig frembd zu hören ſey; dorumb wer Ire mainung, daſ ſie deſſen ein gewißheit haben wolten, wie ſie ſich hinfur dar Inn zuuerhalten geſynnet ſeyen, vnd weren doch in vnzweifenlichen vertrawen zu Inen, ſie ſolten von dem von Iſenburg nit weichen, ſonder Ime biß zu ende diſſer ſachen anhangent pleiben, In maſſen ſie ſolichs angeuangen, vnd verſprochen hetten, vnd wan ſie das thetten, vnd das zu tun geloben vnd ſweren wolten, ſo wolten ſich die dry Hern mit der widerpart nit verſünen laſſen, ſie weren dan gnugſam verſorgt vnd verſichert, daß ſie by iren pfrundten vnd beneficien pleiben möchten; wer aber das nit tun wolt, der möcht dauon ziehen, als ſie diß vorgehalten; begerten von der Paſſheit ein richtige antwortt. Die Paſſheit ging zuſammen, vnd beredeten ſich, vnd kamen widder, vnd gelobten dem Vicario, vnd ſwuren zu den heyligen, by dem von Iſenburg zu haltten; aber man ſagt, daß ein teil vß der paſſheit gern vß der Capittelßſtuben geweſt wer, ſo wolt man ſie nit vßlaſſen, ſonder muſten ſweren.

Vff denſelben Donnerſtag nach S. Dorothee hat der Pfaltzgraff, der Graff von Catzenelbogen, vnd Iſenburg ire geſantten In den Rait geſchickt des morgendß vmb 8. vhr, dorby war ein mergliche tzal vß der Gemein, vnd haben vnder andern dry ding an den Rait begert, zum Erſten, daß der Rait ſeine geſantten vmb 3. vhr in die obgemelte zuſammenkunfft ſchicken wölle, vnd hören laſſen, was da gehandelt werde. Das hat der Rait zugeſagt, vnd auch getan.

Zum andern, daß der Rait deß von Nassaw vnd siner Anhenger feint sol werden, vnd dagegen dem von Isenburgck vnd den seinen bystant vnd hulff tun wölle.

Zum dritten, ob eyncher vß der paffheit solich ir glubd vnd eyt nit halten, sonder von Jnen abfallen wölt, daß der Ertzbischof Isenburgck dieselben alſ dan greiffen vnd der gebur nach dorumb straffen moze.

Solich zween artickel, nemblich den andern vnd dritten, hat man an die zünfft gelangen lassen, die haben soliche abgeslagen, vnd mit nichten wöllen Ingeen; vnd hat man dem von Isenburgck vnd dem Pfaltzgrauen solichs angetzaigt vff den samstag vor sant Valentinj des heyl. Bischoffstag.

Alß nu Isenburg vnd Pfaltz solichs verstanden, beraitslagten sie, vnd mit den gesantten vom Rat, die Jnen die antwortt bracht hetten, liessen sie durch Jre Rete ein gesprech halten, vnd begertten von dem Rat, daſ man Jnen doch vergünnen wölt, daß sie sich der statt Mentz gebruchen mögten, vß vnd In zu reitten, vnd zu straiffen vff Jre feindt, vnd daß sie Jnen wölten ein Oeffnung geben, das ist, daß sie zu tag vnd nacht, wan sie kemen, mochten In die statt one hindernuß Ingelassen werden; doch wolten sie das Fußvolck vsser der statt, als zu S. Victor, zu S. Alban, vnd vff dem Jacobsbergck lassen pleiben. Daruff haben des Ratß gesantten bedacht genomen, solichs zuruck an den Rat vnd gemein zu pringen; vnd ist der Pfaltzgraff damalß widder vß der statt geritten.

Alß nu die gesantten des Raitß obgemeltte werbung der Fursten an den Rait vnd gemein bracht, haben sich dieselben verglichen vnd rahtsam befunden, daß Jnen soliche zumutung der fursten nit zu tun, sonder vß erheblichen vhrsachen abzuslagen sey; sein aber doch vff voriger vereynigung, so zwuschen Jnen vnd den Hern eingangen, verplieben, vnd haben diß begern hofflich vnd gutlich abgeslagen; vnd ist die

antwurt vnd abslagung gescheen dem von Isenburg vff dem Hoff zum alten Schultessen, vff vincula petrj Anno 1462.

Eß war aber der zeitt ein kalte winterßzeitt, vnd war der Rein vnd Main fast 6. oder 7. Wuchen nach wyhenachten voller eyß, also daß beyde partheyen deß kalten winterß halben nit vil schaffen kunten. Eß kam aber doch disser winter Lantgraffen Ludwig von Hessen, dem von Nassaw zu Hulff, vnd zog dessen von Isenburg bruder graff Ludwigen von Isenburg inß Lant, verbrannt Im ettliche Dorffer, zog dornach nach Wisbaden, vnd schrieb der statt Mentz, daß sie ettliche vß dem Rait vnd Gemein zu Jme gen Wisbaden schicken wölten; der Rait zu Mentz aber slug Im sein begern rund ab. Alß Ertzbischoff Adolff von Nassaw dissen Abslag vernam, schrieb er dem Rait vnd Gemein der statt Mentz einen feintlichen Absagßbrieff, vnd erclert sich Iren feint.

Bald doruff zogen Ertzbischoff Adolff von Nassaw, vnd Lantgraff Ludwig von Hessen ins hessenlant, vnd namen Frideslar, Ameneburg, vnd die Newstatt ein; aber daß Eychßfelt mit der statt Erffurt die wolten sich nit ergeben, vnd wolten neütral pleiben, wie man damailß sagt, biß zu Ußtrag der sachen. Also blieb der von Nassaw drinnen im Lant biß vff oculj in der vasten, vnd wurt nichts sunderlichs von Im gehort.

Darzwuschen kam ein Bott an die Gawpfortt, der hatt hertzog Ludwigs von Veldentz bottenbüchß an, der bracht ein Bepstlichen Briff, den lieffert er den weppenern oder den thorwechtern; derselbig Bepstlich brieff aber war in ein ander papier geslagen, vnd war die vberschrifft: den Ersamen Burgermeistern vnd Rat rc. mit zweyn siglen versigeltt, damit man nit merken solt, daß eß ein bepstlich schreiben were; vnd es wurt den burgermeistern geliffert vff dinstag

den 9. Martij Anno 1462. Dorinn ermanet der Bapst die statt Mentz, daß sie vorigen Ertzbischoff Diethern von Isenburgck vß irer statt treiben sampt dem pfaltzgrauen, vnd Hern Adolffen von Nassaw von stunt an vur Iren Ertzbischof annemen vnd halten sollen. Die burgermeister brachtenß den Donerstag darnach an Rat, der Rat aber beuahl, denselben Briff vß dem latein zu verteütschen, vnd ließ solichen den nesten Sontag der Gemein vorlessen. Dornach ist der Rait von den Rechtßgelerten vnderwiessen worden, daß eß gut wer, daß man von solichen bepstlichen Bullen vnd beswernuß appelliert, domit die Phaffheitt zu Mentz nit vrsach neme, wo villeicht ein beswernuß hernach kem, Interdict zu haltten, vnd nit zu teüffen vnd begraben. Disse mainung hat man auch der Gemein vorgehalten, die neben andern erclerungen, die sie doruff getan, auch zulest zur antwurtt geben, das sie, biß vff 12. oder 14. zunfft vßgenomen, der mainung weren, daß man appelliren solt. Also ist die Appellacion angeslagen in festo annunciationis St. Marie Virgis In der vasten Anno 1462.

Vff den Dinstag aber vor diessem Fest zog pfaltzgraff Friderich mit einem grossen Volck, welches Lantgraff Heinrich von Hessen der iung, der deß graffen von Catzenelnbogen tochter hatt, mit sich gebracht hett, vor Gawbickelheim. Diß volck hatt hiebeuor, als sie durch die wetteraw getzogen, dem Graffen von Königsteyn, weil er des von Nassaw schwager war, ettlich Dörffer abgebrant. Alß nu der pfaltzgraff mit dissem vnd seinem volck, darunter woll 1500. reysige waren, vor Gawbickelheim kame, ließ er dasselbig berennen; dorinnen war Heinrich Faut, ein Her von Honstein, sampt andern edlen vnd reysigen, bey sechzig pfert, vnd hundert vnd sechtzig werhaffter knecht; vff den Mittwoch gewunnen sie es mit sturmender Hant, namen das volck alleß geuangen, vnd warffen mawern vnd thurn

zu hauffen, vnd machtenß der erden gleich. Vff vnser liben Frawen tag Annunciationis lagen sie still doselbs. Der zeitt war her Adolff von Nassaw noch im Lant zu hessen.

Vff den freytag nach vnser lieben frawentag hatt der Rait ein conuocation oder zusammenckunfft anstellen lassen, vnd Ire abgesantte dohin geschickt, vnd an die paffheit begert, daß sie irer offtgedachten appellacion sich beypflichten vnd anhengig machen wöllen ꝛc. It. daß sie dem Rait ein antwurtt geben wollen, ob sie die vereynigung der dry hern, alß Isenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen mit der statt, sofern die selbig sie antrifft, nemblich das Vngelt vnd die rachtung betreffent, bewilligen, vnd vor Ir personen das zu halten wolten versigelen, wie dann solichs der Rat mermailß an sie begertt hab. Doruff hat die paffheit geantwurtt, sie wölten solichs zuruck an Ir Capittel pringen, vnd wolten nochmalß nesten montag, das war Montag nach Letare oder halbvasten, dem rait ein antwurtt geben.

Zuuor den samstag letare war in den Rat komen her Raban von Liebenstein, vnd her Johan von Rosenbergck von der dumhern wegen, on wissen der anndern stiffter vnd gemeiner paffheit, vnd gaben dem Rait zuuersteen ettlich sachen, vngeuerlich solichß inhaltß: nachdem die dry hern sterblich weren wie auch alle menschen, vnd sie als das Dumcapittel, vnd die statt desto besser wissen, wie sich ein parthy gegen der andern halten sol, ob villicht der dry hern eyner mit thod abging, also begerten sie, daß der Rait uß Inen ettlich zu einem gesprech aberdenen wolt, desglichen wölten sie auch tun, damitt vß den sachen freüntlich gehandeltt vnd geret werden möcht; vnd baten solichß von Inen Im besten zuuersteen, dan sie eß sünderlich gutt mainten, vnd daß man doch nichts anfahen wolt, die paffheit hette dan vff gedachten montag die antwurtt geben; man solte auch dauon nit reden, sonder die sach verswigen halten.

Vff solichß begern vnd ansinnen besprach sich der Rat, vnd gap Inen zur antwurtt, daß sie hirtzu gantz willig die Irige dartzu zu ordenen, von den sachen reden zu lassen ꝛc.

Vff gemelten montag nach Letare hat die paffheit ein antwurtt geben vff vorgemeltt begern der statt, alß, daß sie der appellacion adheriren vnd anhangen sollen, in dem vertrawen, ob Inen villeicht auch der glichen beswernussen durch den Bapst zugefugt wurden, daß dan der Rait auch Irer appellacion anhangen, vnd sich Inen beypflichten sollen; vnd vff die verschreybung die rachtung betreffent, haben sie geantwurtt, es sey vurmailß auch vff disse mainung mit Inen gehandeltt worden, vnd deßhalben der abscheydt gewest, daß Ertzbischoff Isenburg sein gesantte vnd Rait, die paffheit Ire gesantten, vnd der Rait die Irigen auch dartzu schickhen sollen, vß den sachen fruntlich reden zu lassen, dan sie hetten auch ettwaß darinn zu redden ꝛc. vnd haben also gepetten, daß man noch hute by tage dartzu tun wölle, so wöllen sie die Irigen gern dartzu schickhen.

Zwuschen disser zeitt, vnd auch dornach hat der Rat offt an den alden Ertzbischoff Isenburgck geuordert vnd begertt, daß er die paffheit dortzu halten vnd vermögen wölle, daſ sie die verschreybung, die rachtung vnd das Vngelt betreffent, vor Ire personen virsigeln vnd verwilligen wöllen, dan dem Rait werde von ettlichen vß der paffheit vnuerholen vnder augen gesagt, die verschreybung solte der statt nimmer gehalten werden; doruff hat der von Isenburg geantwortt, also, Ir wöllet mir nit gestatten, daß ich die paffheit dartzu pringen möge, vnd ir wolt es auch selbß nit tun; gunnet mir, daß ich In ewerer statt mit Inen redden möge, daß sie eß tun, vnd wan sie eß nit tun wollen, daß ich sie griffen, vnd dartzu zwingen möge ꝛc. Der Rait aber hat solichß nit wöllen gestatten, vnd ist auch also ansteen plieben.

Vnderdeß hat pfaltzgraff Friderich ein entschuldigungß schreiben an Bapst geton wegen deß, das er dem abgesetzten Diether von Isenburg hulff vnd bystant leist ꝛc.; doruff Bapst Pius 2. ein Vermanungßschreiben an Pfaltzgrauen abgeen lassen sub dato Rom den 23. Februarij Ao 1462. wie solichß uß dem lateinischen inß teütsch versetzt volgentß Inhaltß:

»Pius Bischof, ein knecht der Knecht gotteß, dem edeln »Friderich pfaltzgraffen, des hey. reichß Churfürsten. Daß »wir dich nit, alß gewönlich ist, einen Son nennen, »dir auch den segen nit wünschen, das verorsachen deine »thatten vnd werck, der du dich nit schemest, die gutter »der Mentzischen Kirchen an dich zu ziehen, vnd dem ab»gesetzten Diethero mit waffen byzusteen, vnd zu ver»teidingen, der doch In der verfluchung des bannes ist, »vnd diß wiedder die gebottßbrieff des romischen stulß; »daß du auch durch offentliche edickt vnd verpott bey leib »vnd lebenß straff vnsere brieff in deinen landen anzuschla»gen vnd zu publiciren verhindert, welchs alleß nichtß »anderß ist, alß dem obersten stul vnd Jhesu cristi statt»halter sich widdersetzen; von welcher sachen wegen du, »wiewoll noch nit von vnß, doch von rechtßwegen In »Bann vnd excommunicirt bist, vnd ausserhalb der Kirchen »Christi, kanst auch kein geliebter Son genennt »werden, noch des segenß fehig seyn. Eß werden dich »auch deine edickt vnd gepott nit schützen, noch die ver»pott, das man kein apostolisch Decret dir vberlieffern »sol, weder die Wasserfluß, noch die hohe Berg, nit die »Mawern, noch einiche Vestung können verhindern, das »die excommunication vnd verbannung nit zu dir komme; »deß ist ein Donnerstral gotteß, vnd ein apostolischer fluch, »welchem keine waffen können widderstant tun. Du hast »ein langen brieff an vnß geschriben, dorinn du deine

»thatten entschuldigst, aber wie wichtig das sey, so du »sagst, das weiß gott, vnd du selbß weist eß, vnd wir »wissen solichß auch; dein gewissen vrteilt dich; waß dich »auch bewegt hat, dem Diether, der doch vorhin dein »feind gewesen, hulff zu leisten widder recht, das versteht »yederman; du kanst vil sagen, aber die warheit pleibt »doch an Irem ortt. Du begerst, wir sollen deinen fein»den nit glauben geben, dir auch kein vrsach geben, mittel »zu suchen, durch welche du dich könst beschützen, vnd lest »sich ansehen, daß du auch noch vermessentlich ettlich »betrawung daran hengest; wir glauben allein dein wer»cken, vnd die Ding, die wir offentlich sehen, die können »wir glauben. Deine verbrechen sint Lantkundig, vnd »ist ein offentliche Widderspennigckeit vnd rebellion. So »du dich wöllest bessern, wie einem frommen son zustett, »vnd den apostolischen gebotten gehorchen, so wöllen wir »auch gebrauchen eineß gutigen vatterß ampt, vnd den »widderckernden son nit verachten, sonder vilmehr ein »gemestes Kalb vffsetzen, wie wir im ewangelio lesen das »geton hab der frumme vatter gen den verlornen son; »wan du aber fortuarn wirst, widder den apostolischen stul »zu streitten, vnd desselben gebott vnd satzung zu ver»schmehen, so soltu entpfinden, daß die romisch kirch »grosser ist alß du, oder kein ander, der dir Hulff bewei»sen. Du bist versichtig, vnd weist vnd verstehst genug, »waß widder dich gescheen kan, dan die warheit kan nit »vberwunden werden, daß auch dem, der vnrecht handeltt, »keine gnugsame beschutzungen erfunden werden. Geben »zu Rom den 23. Februarij Anno 1462.» —

Her Diether von Isenburg ließ auch ein offen brieff hin vnd widder anslagen, darinn er sich hoch beswert seiner absetzung halben, welche er alß vnrechtmessig beclagt, erpeüt sich rechtenß, vnd einer appellacion, vnd seint vil exemplar

getruckt worden von dem ersten Buchtrucker zu Mentz Johan Gutenbergck, des Inhaltß wie volgt: *)

»Allen vnd ieglichen Fürsten, Graffen, Herrn, Prela-»ten, geistlichen vnd wertlichen, vnd allermenlich, in waß »standt, wurden, oder wesen sie seindt, entpietten Wir Die-»ther von Gotts gnaden deß heyligen Stulß zu Mentze »Erwelter vnd bestettigter rc. des heyl. Romischen Reichß »durch Germanien Ertzcantzler vnd Churfürst rc. vnser freünt-»lich Dienst, günstigen Gruß, vnd alles Guts. Nachdem »in kurtz vergangen zeiten vnser heyliger Vatter der Babst »vff vnwarhafftig vorpringen, seiner heyligckeit von vnß an-»pracht ist, in einer seiner bapstlichen Büllen vnß hohe »schuldigung In vnschulden zugemessen, vnd vber daß, Wir »nach abgang weylant des Erwurdigen in Gott vatterß vnd »Hern Dietherich Ertzbischoffs zu Mentze loblicher ge-»dechtnus, in rechter vnd nemlicher zeitt vnd statt, nach »außweysung der gesetz, von vnserm Capittel zu Mentz zu-»sammenberuffen vnd versamblet, alß von Alter herkomen »ist, mit einer göttlichen, rechtlichen, vnd bestendigen Wahl »zu einem Ertzbischof vnserß stifftß zu Mentz eintrechtiglich »erwöhlt, vnd mit loblichen gesengen erhaben, alß daß alleß »der gezeügnusbrieff derselben vnserer Wahl, den man nen-»net decretum electionis, clerlichen schein gibt, vnd wir »darnach vff dasselbig Decret von seiner Heyligckeit loblichen »in crafft der berürten Wahl bestettigt vnd confirmirt wor-»den sein, vnd vnß von seiner heyligckeit vff solch sein Bepst-»lich Confirmatif vnd bestettigung vnser pallium durch Vol-

*) Ich besize davon ein Exemplar, welches mehrere Schuhe lang ist, und aus zusammengeleimten Bogen bestehet. Bn.

»prechten von Derß der zeit Schulmeisterß vnsers »dhums zu Mentz zugesandt, das wir auch mit gantzer an»dacht vnd billicher ersamckeit entpfangen, vnd den gemelten »vnsern stifft Jar vnd tag in gerulichen genoß vnd besesß »herbracht vnd Ingehabt haben, vnß vnuermanet, vnersucht, »vneruordert, vnerclagt, vnuerhört, vnd vnuerantwortt, »dartzu vnerlangt vnd vnerwunden aller gericht vnd recht, »sonder alle gerichtß vnd rechtß ordnung furgenomen vnd »vnderstanden hat, vnserr furstlichen eren, wurden, vnd »vnsers stifftß zu entsetzen, in dem, vnd besunder nach dem »freüntlichen Abschiedt seiner Heyligckeit Oratores, nemblich »Meister Rudolff von Rüdeßheim Dhumbdechan zu »Wormbß, vnd Franciscus von Tolet von vnß abge»scheiden sein, wir vnß solichs zu seiner heyligckeit nit verse»hen, auch solche schwere vngnad, seine heyligckeit zu vnß »gewendt, nie verschult oder verdient haben, vnd vngern »verschulden wolten, vnbedacht der form vnd anweysung »seiner heyligckeit, von dem himlischen Babst, deß Vicari »vnd nachuolger in disser ritterlichen Kirchen ist gegeben, »der den vbertretter deß ersten gebottß vnuerhort mit vrteilen »oder verdammen woltt, auch in vergesß geordneter gesetz »vnd recht, seine heiligckeit in dem schrein seiner brust tra»gent ist, vßweisende, daß seiner Eren niemant vervrteilt »oder verwiesen werden soll, eß erfunde sich dan, daß nach »gnugsamer verantworttung so volliger schein, der sonnen»klantz im mittag vbertroffen sey, haben wir zu der zeit »vnß solicher schuldigung, vnß mit Vnwarheit zugelegt, »genug verantwortt, der artickel vnß zugemessen entschuldigt, »vnd vß der sachen, vnd solicher gewaltiger, vnrechtlicher »vnd vnbillicher Beschwerung vnd furnemenß durch vnser »gottlich rechtlich vnd bestendig appellation wir getan, zu »rechtlicher verhorung an sein Heyligkeit getzogen vnd erpot»ten, gantz vngezweifelt, wo wir der ding zu rechtlicher

»verhörung gelassen würden, daß wir alleß, das vnß von »seiner heyligckeit vnd meniglich zugemessen werden möcht, »in warlichem schein nach notturfft vnser furstlichen eren mit »genugsamen beybringen wissen volliglichen zuuerantwortten, »vnß deſ zu entschuldigen vnd zu entnemen; wiewoll, ob »alles in der berurten Bebstlichen bullen bestimpt nach seinem »inhalt also were, das doch mit warheit nimmer bybracht »werden mag, were dannoch nit formlich, billich, oder »recht, vnß der ding vnerfordert vnd vnuerhört, vnser Eren, »würden, vnd stifftß zu entsetzen, dan all göttlich, natürlich, »bebstlich, vnd keyserlich recht vnd gesetz solichs verbieten; »aber bey zeitt vnsers regimentß vnd fürstenthumbß haben »wir nie anderß gehandelt, furgenomen, oder gethan, dan »einem christlichen frommen fürsten, der zu wolfartt, nutz, »Er, vnd friden gemeiner lant von gantzem gemüt geneigt »ist, wol zustett vnd zu tun gepurt; deshalben wir In seiner »heyligckeit vngnad gefallen sein mogen; dan wolten wir »vmb genoß, so vnß daruß entstanden were, in die vffsatzung »vnd schatzung des zehenden, zwanzigsten, vnd dreissigsten »pfennigß, von seiner heyligckeit vff teütschland geschlagen, »verwilliget, vnd vnß verbunden haben, vnser Mitchurfür»sten bey zeitt vnsers lebenß one seiner heyligckeit wissen vnd »geuallen nit zu versamblen, vnser Bischöff vnd Suffraga»nien, vnd Pfaffheit, die vnter vnß sein, nit zu beruffen, »vnd kein gemein Concilium vorzunemen gestatten, alß das »an vnser bottschafft, die wir zu seiner heyligckeit gesantt »haben, zu mermalen gesonnen ist, zweiffelt vnß nit, wir »weren solicher vnbillicher beswerung vertragen; wir haben »aber solichß nit wöllen zugeben, sonder angesehen vnd be»tracht, waß hohen schlagß vnd grosser Beswerung teütscher »nation vnd gemeinen Lant, wo wir darInn verwilligt »hetten, daruß entsprossen vnd geflossen wer; sein heyligckeit »hat auch Adolffen von Nassaw, Thumhern vnsers

»Thumbß zu Mentz, der solichs alleß vorberurt zu halten, »zu tun, vnd zu uolnziehen nit allein zu den heyligen ge- »sworn, sondern auch sich deß mit andern bey hohen pflichten »verbunden hat, mit vnserm stifft zu Mentz vnderstanden zu »uersehen, derselb von Nassaw sich auch gewaltiglich mit »der gethatt, vsserhalb aller gerichtßordnung vnd rechtenß, »desselben vnsers stifftß vnderstanden, über hohe gelübt vnd »eyd, er getan, vnd liplich zu den heyligen gesworen hat.

»Zum ersten, In annemung seiner Thumbpfrund, vnd »darnach, da er zu Capittel gelassen wart zu mentz, das er »von vnserm heyligen vatter dem Bapst keinerley erwerben »oder erlangen welt, daß wider einen Ertzbischoff oder »einigen Prelaten vnsers thumbß zu Mentz sein möcht *), »vnd ob ihm vnser heiliger Vatter der Bapst von eigenem »willen vnd bewegnuß geben, leihen, oder verhengen würde, »wider einen Ertzbischoff oder Prelaten vnsers vorberurten »Thumbß seyn möcht, das er das nit annemen, oder sich »gebrauchen soll oder wöll; — vnd In vnser erwöhlung »hat er mit anndern Capittelhern vnserß Thumbß zu Mentz, »der wir der zeit auch einer gewest sein, liplich zu den hey- »ligen geschworn, wer durch eynmutige whal zu eynem »Ertzbischoff zu Mentz gekhoren, den getrewlich darbey nach »seinem vermögen helffen behaltten, vnd hanthaben; oder

*) Durch diese Eide der neu zu Kapitel aufzunehmenden schützten sich seit dem 14ten Jahrhundert die Stiffter hohe und niedere, gegen die Eingriffe des päbstlichen Stuls in die Stiftsstatuten und Herkommen, und es heißt darin durchgehends: item, quod non impetrabo vel impetrari faciam apud sanctam sedem contra capitulum Ecclesie N. vel ejus prelatos, nec acceptabo, aut utar eis, que proprio motu à predicta sede contra capitulum, prelatos, vel singula membra fuerint ordinata etc.

»solich sein gelübt vnd eyt derselb von Nassaw durch sein »vnrechtlich, vnpillich, vnd vngepurlich vornemen vnß, vnsern »Stifft, vnd die vnsern mit Nahm, Raub, Brant, vnd »Mord swerlich beschedigt hat, vnangesehen, daß vnß vmb »die schuldigung, vnß zu verschulden, in den bebstlichen »Bullen vnwarlich zugetzogen wirt, vber das wir vnß deß »durch vnser vorbestimpte appellation zu rechtlicher verhörung »an vnsern heiligen Vatter den Bapst getzogen, auch vmb »alleß, derselbe von Nassaw an vnß zu langen oder zu for»dern haben mag, zu recht erpotten haben vff den Durch»luchtigsten Fursten vnsern gnedigsten Hern den romischen »Keyser, die erwurdige in gott vetter vnd hochgeporne fur»sten, hern Dietherichen Ertzbischouen zu Cölln 2c. »hern Johan erwölten vnd bestettigten zu Trier 2c. wiewol »derselb von Trier sein gelübt vnd Eyd gegen vnß In vergeß »gestellt, vnd dem gedachten von Nassauw seines vnerbaren, »vnrechten vornemenß hilff vnd bystant getan hat 2c. Hern »Friderichen Pfaltzgraffen bey Rein 2c. Hern Fride»derichen Hertzog zu Sachssen 2c. vnd Hern Frideri»chen Markgraffen zu brandenburg 2c. alle des hey. reichß »vnd vnser mitchurfursten 2c. Hern Georgen Bischof zu »Bamberg, Hern Johansen zu Würtzburgck, Hern Rein»hardten zu Wormbß, Hern Johansen zu Speyer, »vnd Hern Johansen zu Eychstett, Bischoffen, vff alle »Hertzogen zu Beyern, zu Oesterreich, vff die ersame Bur»germeister vnd Raht der Stett Collen, Mentz, Wormbß, »Speyer, Nurnberg, Franckfurtt, Rotten»burg, Winnßheim, Haylbrunn, Fridberg, »Geilnhusen, Coblentz, Boparden, Wesell, »vnd vff die Neun stett vnserß stiffts zu Mentz *),

---

*) Diese waren: Aschaffenburg, Amorbach, Bischofsheim, Külsheim, Miltenberg, Düren,

»vor den allen, oder Irer einem, welche der gedacht von
»Nassaw, vnd der sich dessen annemen wolt, wir Im rech-
»tenß seyn, vnd keins widderrechten an ihn gesynnen, vnd
»was da nach seinem furbringen, vnser antwortt, erkennt
»wurt, wir tun oder nemen solten, daß wir dem vffrechtß
»on alle Weigerung nach komen, das gentzlich halten vnd
»volnziehen wolten; solich vnser gnuglich entschuldigung vnd
»vollig rechtsgebott wir in gantzer Zuuersicht waren, der
»gemeltt von Nassaw angesehen, betracht, vnd daruff sein
»vnpillich gethat abgestalt, vnd sich an rechtlichen Außtrag
»genugen lassen sollt; das er aber alles verschlagen, vnd vnß
»vnd die vnsern mit seinen anhengern ie mer vnd mer zu
»beschedigen vnd schaden zuzufügen vnderstanden hat, als er
»auch noch teglichß mit stettiger vbung vndersteht, vnß vnd
»die vnsern zu beschedigen; zu welchem seinen vnrechtlichen,
»vnerbarlichen, vnd vngöttlichen gewalthen, vornemen, vnd
»freuentlichen verhandlung Ime der erwölt vnd bestettigt zu
»Trier, Hertzog Ludwig Graff zu Veldentz, Marckgraff
»Carle zu Baden, vnd Graff Johan zu Nassaw nit
»kleinen bystant getan, vnd vnß vnd den vnsern merglichen
»schaden zugefugt haben, gantz vnbewahrt, vnuersorgt, vnd
»in hohem vergeßß Irer gelübde, eydt, Manschafft, ver-
»schreibung, Siegell vnd brieff, damit sie vnß verpflicht vnd
»zugewandt seint, wir von Inen versigelt Inhaben; nemb-
»lich der erwölt zu Trier ist mit vnß in der gelopten vnd

Buchen, Wohrt und Steinheim. Sie bildeten die dritte Bank der erzstiftlichen Landständen, und erhielten im 14ten Jahrhundert viele Gesammtfreiheiten, welche sie aber wegen ihrer Theilnehmung am Bauernkriege im Jahr 1525 verloren. Ihr Versammlungsort war Aschaffenburg. Umständlich von ihnen zu einer andern Gelegenheit.

»geswornen Churfürstenennung, die er, wir, vnd
»vnser iglicher dem andern mit Handgegebenen trewen gelobt,
»vnd zu den heyligen gesworn, hat zu halten, der wir In
»auch ermanet, ersucht, vnd recht vff In gebotten haben,
»im anfang also lauteut:

»Zum ersten, sollen vnd wöllen wir obge-
»nante Hern, alß lang wir geleben, eynan-
»der, vnd vnser iglicher den andern mit gu-
»ten, rechten, vnd gantzen trewen meynen,
»haben, vnd halten, vnd wir sollen auch
»vmb keinerley sachen oder geschicht willen,
»wie sich die den fugen oder machen mögten,
»mit eynander nummerme zu krig vnd vient-
»schafft komen, in keynerley weiß, on alle
»geuerde;»

»Vnd darnach in dem andern artickel:

»Werß auch, daz yeman, wer der were, nie-
»mant vßgenomen, einen vnder vnß von
»seinem Churfurstentumb, Fürstenthumb,
»Herrlichkeitten, Herschafften, Fryheit-
»ten, Pfandschafften, Gerichten, geistlichen
»oder werltlichen, Emptern, Zollen, Ge-
»leyten, oder Rechten tringen, oder mit
»gewalt vberziehen, bekriegen, verunrech-
»ten, oder verbawen wolt, vnd derselb doch
»des rechten vor vnß andern gehorsam wolt
»sein, vnd bietig vor vnß were, nach vnser
»vnd deß mererteilß vnder vnß erkanttnuß,
»so sollen vnd wollen wir eynander, vnd
»vnser Iglicher dem andern darwidder trew-
»lich beraden vnd beholffen sein, vnd auch
zuziehen zu stunt vnd vnuerzoglich, so vnser
»einer von dem andern darumb ermanet

»wirt, one alleß widdersprechen, Intrag, »vnd sawmnuß, vnd dartzu tun zu glicher »wyse, als ob daz vnser yglichen selbß an»ging, vnd sin eigen sach wer, ane alle Ge»uerde. Vnd ob ymant vnser fursten eynen »oder mee vff sein straß oder geleyt, zu was»ser oder zu Lant, es wer mit Vientschafft, »Zugriff, oder beschedigunge thette, vnd »ob yman dieselbigen, die solichs thetten, »wissentlich hausete oder enthielte, der »oder die solten In vnser, vnd vnser Igliches »Slossen, Stetten, gerichten, Landen, vnd »gebieten kein geleyt haben, oder gehaust »oder gehalten werden; sonder wir sollen »vnd wöllen vnser Iglicher den andern, »dem solichß noit geschee, zu stunt, wan wir »deß ersucht vnd ermanet werden, getruwe»lichen beholffen sin, daß solichs gestrafft »werde, vnd vnß darinn von eynander nit »scheyden, noch scheyden lassen.»

»Vnd im Besluß, also inhaltende:

»Alle vnd ygliche vorgeschrl. stuck, puncten, »vnd artickel haben wir obgenl. Churfursten »yglicher dem andern mit Handgebener »trew gelobt by vusern furstlichen truwen »vnd Eren, vnd haben die dornach liplich »zu den heiligen gesworen, yglicher dem »andern die wahr, stede, vnd vnuerbruchlich »zu halden, zu uolnfuren vnd zu tun, vnd »auch darwidder nit zu suchen oder zu tun, »geistlich oder werntlich, heimlich oder of»fentlich, in keyne wyße, alle argelist vnd »Geuerde gentzlich vßgescheiden.»

»Hertzog Ludwig Graff zu Veldentz ist mit vnß der »Graffschafft halben von Veldentz in einer versigelten »Erbvereynung, Inhaltende, daß er vnß mit ganzen waren »trewen haben, halten, vnd widder vnß nit sein sol; dartzu »ist er vnser Leenman, vnd hat vnß in eigner persohn mit »trewen globt, vnd liplich zu Gott vnd den heyligen ge- »sworn, vnß trew vnd holt zu seyn, vnsern schaden zu »warnen, vnd bestes zu werben; solch sein glubd, eydt, »vnd Manschafft er vnß nie vffgesagt oder abgeschriben hat.

»So ist marckgraff Carle zu Baden mit vnß in »einer fünfftzigierigen einung, bey vnser beyder furstlichen »Würden vnd eren, sie gegen eynander getrewlich vnd »vngeuerlich zu halten, der nachzukomen vnd gnug zu tun »gelobt, versprochen, vnd versigelt ist, in Irem anfang »also Inhaltent:

»Zum ersten, sal vnser yder den andern in »guden vnd rechten waren trewen mainen, »Eren, vnd furdern zu billichen Dingen an »allen stetten, da er das mit glimpff getun »mag, ane geuerde; so sollen wir wider »eynander nicht sein ader tun mit wortten »ader Wercken, noch den vnsern, der wir »mechtig sin, vngeuerlich zu tun verhengen »durch kein sach, die ymant mocht erdencken. »Eß sal auch vnser keine des andern offene »feindt, die ytzunt weren, ader hinfur wer- »den, noch auch die, die vff vnser eyns scha- »den koment, in seinen Slossen, Landen, »vnd gepieten wissentlich husen, halten, »hilff ader zulegung Ine tun. Wir obgenl. »Hern von Mentze vnd Baden han vnß auch »nemelich geeinet also, daz hinfur vnser »keyner sein vorgenl. Nachkomen vnd Erben

»mit keinem Hern ader statt, noch nieman
»anders sich vereynen ader verbinden sal,
»er neme dan darin, vnd gegen denselben
»lutter vß sein gegenwertige eynung, daz
»er der fünfftzig Jar vß nachkomen, vnd
»gnug tun sal vnd wöll ꝛc.»

»So ist graff Johan von Nassaw vnser gelobter geswornet »Leenman, derselben seiner Glübd, eyt vnd Leenpflicht er »vnß nie kein vffgesagt oder abgekunt, sonder vber dieselbe »sein eydt vnd glübt vnß vnd die vnsern vnbewart vnd vnab»gesagt beschediget hat. Auß allem solichen wir nit zweiffeln, »ein yeder wol abnemen vnd gepruffen mag, wie gar vngött»lich, vnerbarlich, vnrechtlich vnd vngepürlich an vnß mit »der gethatt verhandelt ist, vnd wir wider alle göttlich, »natürlich, Bäbstlich, vnd Keyserlich gesetz, ordnung vnd »recht, auch widder Gott, Ehr, vnd alle Billicheit furgeno»men vnd vnderstanden worden seint, vnser furstlichen Eren »und furstenthumbß zu entsetzen, deß wir vnß doch hoffen »mit hilff des almechtigen, Raht vnd Bistant vnser Herrn »vnd frunt, durch die gerechtigkeit vffzuhalten vnd zu weren. «Eß kan auch ein Jeder wol gemercken, daß den gemelten »von Trier, Hertzog Ludwigen, vnd markgraff Carlen »soliche ire Verhandlung an vnß, vnd den vnsern mißhan»delt, mit nichten geziemet, sondern das alles widder billich, »vnd in Vergeß irer vorbestimpten gelübt, aydt, Brieff »vnd sigell begangen haben; vnd ob sie in bedeckung vnd ver»schönung solichs Ires mißhandelß vorhalten vnd zu erkennen »geben wolten, daß vnser heyliger Vatter der Bapst sie von so»lichen gelübten vnd aydt absoluirt vnd entbunden hett, mag »ein yeder vermercken, nachdem in dissen teütschen landen ent»lösung vnd entbindung vber gethon, gesworn, vnd gegeben »gelübt, aydt, brieff vnd sigell, daruff man alle glaub vnd ver»trawen disser Lant »bißher gesetzt, von allem erbarn state hoch,

»veracht vnd nie gebraucht worden ist; wo nun semelichß von
»Fürsten vnd Hern geübt vnd furgenomen werden solt, was be-
»trangnuß vnd Vbelß allem geistlichen vnd werltlichen stand
»teütscher Landen dauen entsteen würden; dan durch solichß
»alle verbriefft vnd versigelt schult, privilegia, Freyheit, vnd
»löblich verschreibung einem Jeden entzogen vnd vernicht
»werden mögen; das alles, wir getrawen, niemant gefallen,
»sonder von einem ieden vernünfftigen menschen vbell vnd
»nit recht getan geacht werden solt. Vnd nachdem wir vmb
»die obgerurte schuldigung, auch vmb daß der dickgemelt von
»Nassaw vnß zu suchen oder zu sprechen hat, in obgerurter
»maß rechtß noch gehorsam sein, vnd daruber der sachen halb
»gegen den von Nassaw, auch vmb waß der vorbenant von
»Trier, hertzog Ludwig, graff zu Veldentz, vnd markgraff
»Carle zu Baden an vnß zu sprechen, oder zu langen
»haben mögen, vnd vmb daß wir an demselben von Trier,
»Hertzog Ludwigen, vnd marckgraff Carlen der vorge-
»rurten Vberfarung irer gelübt, aydt, brieff vnd sigell an
»vnß verhandeltt, vnd das sie vnbewahrt vnd vnuersorgt
»vnß vnd die vnsern mit der thatt beschediget han, zu spre-
»chen haben, mit Jnen zu rechtlichem Vßtrag Komen wöllen,
»vff den Durchluchtigsten hochgepornen Fursten vnd Hern,
»Georg Konig zu Beheim rc. dem hochwurdigen Hern
»Peter, der hey. Ro. Kirchen Cardinal vnd bischoff zu
»Augsburgck, vnsern lieben Hern vnd freünt, die Erwurdige,
»hochgeporne, vnd Wolgeporne Hern, Dietherichen
»Ertzbischoff zu Cölln rc. Hern Friderichen Pfaltzgrauen
»by Rein rc. Hern friderichen hertzog zu Sachssen rc.
»Hern friderichen Markgrauen zu brandenburg rc. alle
»des hey. Reichß vnd vnser mittchurfursten rc. Hern Geor-
»gen zu Bambergck rc. Hern Johanßen zu würtzpurgck
»rc. Hern Reinhardten zu wormbß rc. Hern Johan
»zu Speyer rc. Hern Ruprechten zu Straßburg rc. vnd
»Hern Johansen zu Eychstett rc. bischoffe, Hern Wil-

»helm Hertzog zu Sachssen, lantgraffen in Thuringen »vnd Marckgraffen zu Meyßen, Hern Ludwigen Hertzog »in ober- vnd nider Beyern, Hern Albrechten Ertzher- »tzogen, vnd Hern Otten, Hern Hansen, vnd Hern »Sigmunt, Hertzogen in Beyern, Eberharten graff »zu Würtenberg, Lantgraffen zu hessen, graffen zu Leynin- »gen, die ersamen Burgermeister vnd Reth der statt Cölln, »Straßburg, Wormbß, Mentz, Speyer, Nürn- »berg, Franckfurt, Augsburgck, Vlm, Erffurt, »Trier, Coblentz, Boparden, vnd Wesell; vnd »wöllen vor der eynem oder mee, welcher In vnd Ir iglichem »geuellig ist, Ine zuuor recht tun, vnd darnach von den »gemelten, dem Erwölten von Trier, Hertzog Ludwigen, »vnd marckgraff Carlen gethan nemen, also, daß ein »recht mit dem andern zugehe; alß wir vnß des hiemitt er- »pietten, vnd ein ieder vnser dem also, vnd was alda nach »beyder teyl vorpringen erkantt würt, vffrecht vnd one wei- »gerung nachkomen, gnug tun, vnd zuuolenziehen mechtig »sein sol; solichß wir hoffen sie billich von vnß vffnemen, ir »angenommen vnbillich gethatt abstellen, vnd sich der Ding »an rechtlichen Vßtrag gegen vnß genugen lassen sollen; »wolten sie aber soliche vnser gottliche, rechtliche, gnügliche, »vßtregliche, vnd billiche rechtgebott in verachtung setzen, ir »eydt, glübt, vnd sigell hindan stellen, vnd vndersteen, in »irem vornemen zu beharren, vnd vnß vnd die vnsern furter »zu beschedigen, so heischt vnser notturfft, vnß das gegen »Ine, mit hilff des Almechtigen, vnd vnser Hern vnd »frunt Zuschub vnd bystant mit der Gegenwehr vffzuhaltten, »das wir vngezweiffelt sein, vnß von meniglichen vnuerkerli- »chen zugemessen werden sol; vnd ob wir demnach ichtß »vndersteen wurden, die benanten Hern, oder das sie inha- »ben, zu uberziehen, oder zu beschedigen, so bitten wir einen »iglichen, so fruntlichst, gutlichst, vnd flissigst wir können »oder mogen, daß er zu hertzen nemen vnd betrachten wöll,

»wie gar vnrechtlich, vnerbarlich, vnd vnpillich, widder »Gott, Er, vnd alleß recht an vnß gehandeltt vnd begangen »würt, vnd vnß zu hilff vnd trost der gerechtigkeit daran »kein hinternuß sein, sonder solich vngottlich, vnrechtlich »vnd gewaltig furnemen zu straffen, vnß hulff, bystant, vnd »furderung tun wölle; das wollen wir vngespart alles vnsers »vermögenß vmb ein ieden nach seiner gepur fruntlich verdie»nen, günstlich beschulden, vnd gnediglich erkennen vnd be»dencken. Geben zu Hoeste vnter vnserm vffgedruckten In»sigel, am dinstag nach dem sontag Letare, Anno Dni 1462.»

Durch diß getruckt Patent vnd offen Brieff vermeint her Diether von Isenburgck Jederman zu beredden, daß er durchaus vnschuldig seins Ertzbisthumbß enttsetzt sey, derwegen man Im billig beyfallen, vnd In bey des Ertzbisthumbß possession soll helffen erhalten; aber es halff Im nit viel, sonder vnter disser handlung vnterstunde sich Ertzbischoff Johan von Trier, des geschlechts ein Marckgraff von Baden, nach des Bapsts Mandat den von Isenburgck vß dem Ertzbisthumb helffen zu vertreiben, vnd die Vnderthanen dem von Nassaw gehorsam zu machen; dorumb zog er mit herescrafft vor das stettlin Lanstein, ein Meill wegß ober Coblentz gelegen, beleggert dasselbig, dan die burger des Ortß hingen noch an Isenburgck, vnd welten dem von Nassaw nit gehorsam sein, noch In vor Irn hern annemmen; weil aber dasselb mit Mawern, thurmen, vnd graben woll verwart war, vnd die burger sich hefftig zur wher stellten, kunt er eß nit gewinnen, sonder must mit schad vnd schand wider abtziehen. Nit lang dornach rüst sich der von trier widderumb, vnd beleggert Lanstein noch einmal; weil aber die besatzung vnd burger darinn mit gleicher gegenwher Im Widderstant theten, must er wie das erstmal widderumb abtziehen.

(Der Beschluß folgt.)

IV.

Denkschrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. *) (Beschluß.)

(Ein Auszug.)

Dritte Periode.

In der zweiten Periode hat man England, allein, in einem beständigen Widerspruche mit den von den Kontinentalmächten angenommenen Grundsäzen der Seegesezgebung gesehen. Die ganze Welt fühlte die Nothwendigkeit dieser Gesezgebung; England allein weigerte sich, sie anzuerkennen, und diese Streitfrage beschäftigte alle Gemüther, als sich die französische Revolution auf einmal der allge-

*) Im Original: Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres. Paris 1810.

meinen Aufmerksamkeit bemächtigte: sie schien der brittischen Regierung eine ihrem Interesse günstige Diversion zu seyn, und sie that alles, um Vortheil daraus zu ziehen.

Die konstituirende Versammlung beschäftigte sich einen Augenblik mit der Freiheit der Meere; sie sprach von Abschaffung der Kaperei; sie wollte die Rechte des Seekrieges denen des Landkrieges gleich machen, und eine Unterscheidung des Privateigenthums von dem Staatseigenthume als Grundsaz aufstellen. Diese Idee wurde von den Hansestädten, den Vereinigten Staaten und Holland bereitwillig aufgenommen; allein der Einfluß des brittischen Kabinets verhinderte, daß man diesem wohlthätigen Versuche Folgen gab. Unter der gesezgebenden Versammlung, gab ihr das französische Ministerium eine neue Festigkeit in einer Note, die Herr von Chauvelin, damaliger Gesandte in London, dem Lord Grenville, in Bezug auf die zwischen den Seemächten zur Abschaffung der Seekaperei zu nehmenden Masregeln, zustellte. Dieser Vorschlag wurde von der brittischen Regierung so aufgenommen, als wenn die Rede davon gewesen wäre, ihre Marine zu vernichten. Weit entfernt, ähnliche Maximen anzunehmen, hatte sie noch kurz vorher den Vereinigten Staaten verweigert, was sie Frankreich in dem Vertrag von 1786, Artikel 20, bewilligt hatte. Man hatte in einem, im Jahr 1791, an den geheimen Rath gemachten Berichte gesagt, niemals würde man der amerikanischen Flagge die Befreiung für die feindlichen Waaren zugestehen, die der französischen Flagge bewilligt worden, und der offenbare Grund dieser Verweigerung war »das angebliche Recht, die amerikanischen Schiffe zu visitiren, zu »behaupten; die ausländischen oder einheimischen Matrosen »darauf zu pressen, um den Handel durch Bedrükungen »und Frevel zu hemmen, welche eine Folge der Eifersucht »und Rache werden können.«

Diese Schwierigkeiten verhinderten den Abschluß des Handelsvertrages zwischen England und den Vereinigten Staaten. Die brittische Regierung wagte noch mehr. Im Dezember 1792, wo sie noch eine neutrale Macht in dem Kriege war, der sich auf dem Kontinent entzündet hatte, verbot sie den Neutralen das Einlaufen in die französischen Häfen; und von dieser ersten Verlezung rührte es her, daß »alle Akte, Dekrete und Befehle, die nach und nach bekannt »gemacht wurden, und einander wechselseitig hervorriefen, »die Neutralität so weit gebracht haben, daß sie nichts »mehr als ein Wort ohne Sinn ist, und die Neutralen »entweder Mitschuldige oder Opfer der Gewaltthätigkeiten »vom Stärksten werden müssen». Damals wurden mehrere, mit Lebensmitteln beladene, amerikanische Schiffe weggenommen. Es ist wahr, selbst in London erregte dieses Benehmen der Minister einen so großen Unwillen, daß sie gezwungen wurden, eine sogenannte Entschädigungsbill zu begehren, um sich gegen jede Verfolgung wegen ihrem abscheulichen Benehmen in Sicherheit zu sezen.

Der Verfasser kömmt izt auf die Epoche der französischen Revolution, wo das Völkerrecht und die Rechte der Menschheit auf die empörendste Weise mit Füßen getreten wurden; die brittische Regierung war es, die hiezu das Beispiel gab. Die Anhänger Englands sagen zwar, wie es auch in einem zwischen England und Rußland im Jahr 1793 abgeschlossenen Vertrage geschah, daß die Grundsäze, zu denen man sich in Frankreich bekannte, der blutige Fall des Monarchen und des Thrones, Frankreich außer das gemeine Recht der Nationen gesezt hätten. Allein die innern Unruhen eines Landes, sagt er dagegen, geben den auswärtigen Regierungen zu der häßlichen Unternehmung, seine Einwohner durch Hunger sterben zu lassen, keine Befugniß, noch weniger dazu, diese unglüklichen Umstände zu benuzen,

um den Handel jener Völker zu vernichten, die theilnamlose Züschauer von diesen Streitigkeiten bleiben wollen. Und, aufrichtig gesagt, waren die schreklichen Auftritte, die Frankreich verwüstet haben, so neu für England? Waren die Grundsäze des Aufruhrs und der Zügellosigkeit jenen von diesen Insulanern, deren gegenwärtige Konstitution keinen andern Ürsprung hat, so fremd, daß die englische Regierung auf das mörderische Blokadesystem, durch welches man ganz Frankreich aushungern wollte, zuerst verfallen mußte? Nein, gewiß nicht: es gab damals keinen andern wirklichen Grund zu diesem gesellschaftlichen Verbrechen, als der Ehrgeiz, auf den Meeren zu herrschen, die unersättliche Begierde, den Handel zu verschlingen, die Aussicht auf eine endlose Rache, und die Hofnung, auf immer eine Seemacht zu vernichten, die nach ihren Unfällen stets gefährlich und jener Hyder gleich ist, deren immer neuentstehenden Köpfe der brittische Herkules niemals abhauen kann.

Die brittische Regierung hatte seit 1792 gegen Frankreich und seinen Handel, durch die Zurüksendung des französischen Gesandten, durch die Verweigerung, die Kaperei abzuschaffen, durch die Beleidigungen gegen die Neutralen, durch die eingestandene Absicht, die Handelsschiffe wie im Krieg von 1755 wegzunehmen, einen so offenbar feindseligen Karakter angenommen, daß der Nationalkonvent, so ungern er auch die Macht der Koalition vermehrte, sich gezwungen glaubte, die Ausrüstungen von Kapern zu autorisiren. Allein weder dieses Dekret, noch die neue Formel für die Kaperbriefe, thaten den Grundsäzen der Neutralität, so wie sie vor der Revolution anerkannt wurden, Eintrag. Das Kaperwesen blieb auf die weise Verordnung von 1778 eingeschränkt, da das Dekret vom 14. Februar 1793, welches den Handelsgerichten das Urtheil über Streitigkeiten in Hinsicht der Prisen beimißt, folgendes enthält: »Die alten Geseze in

»Betreff der Prisen werden fernerhin vollzogen, bis darüber »anders verordnet ist.«

Im Widerspruche mit dieser Achtung der Grundsäze des Völkerrechts und der Neutralität, welche die damaligen Gewalthaber von Frankreich, auch selbst bei ihren politischen Verirrungen, nicht verließ, und wobei sie selbst auf die Mittel, ihren Feinden zu schaden, verzichteten, erlaubte sich England damals eine Menge tyrannischer Handlungen, die es als die Richtschnur seines Betragens und als ein festgegründetes Recht gelten ließ: seine Regierung ließ die neutrale Flagge ungestraft beleidigen; und zu derselben Zeit entspann sie den Plan, Frankreich auszuhungern. Die Konvention zwischen Sr. brittischen Majestät und der Kaiserin aller Reussen, die den 25. März 1793 zu London unterzeichnet wurde, ist das ächteste Denkmal der brittischen Arglist und Ehrsucht. Durch den 3. Artikel »verbinden sich die beiden Mächte, alle Masregeln zu neh»men, die in ihrer Gewalt seyn werden, um den Handel »von Frankreich zu stören.« Durch den 4. Artikel »machen »sich dieselben verbindlich, alle ihre Anstrengungen zu ver»einigen, um andere, nicht in diesen Krieg verwikelte »Mächte zu verhindern, dem Handel oder dem Eigenthum »der Franzosen auf dem Meere oder in den Häfen von »Frankreich, irgend einen Schuz, weder mittelbar noch »unmittelbar, zufolge ihrer Neutralität, zu leisten.«

Durch diesen Vertrag und die nachfolgenden Akte, worin die Kaiserin Katharina aus Haß gegen die in Frankreich aufgestellten Grundsäze das Interesse ihrer Staaten vergaß, und die Rechte der Neutralen aufopferte, verlor diese berühmte Monarchin den Ruhm und den Nuzen des von ihr errichteten Denkmals. Eine wirkliche, aber vorübergehende Gefahr ließ sie die bleibendere der brittischen Herrschgewalt nicht sehen.

Unmittelbar nach dem Abschluß dieser Konvention war das brittische Ministerium bemüht, mit Spanien und Preussen auf demselben Grundsaze zu unterhandeln. Im Norden bediente es sich des blinden Einflusses von Rußland, um die Mächte der Ostsee für seine Plane zu gewinnen: eine Flotte von 25 Linienschiffen lief aus den russischen Häfen aus, »mit dem Befehle, jedes für die Häfen von Frankreich gemiethete und beladene neutrale Schiff auf ihrer »Kreuzfahrt anzuhalten.»

Bei dieser feindseligen Thätigkeit Englands, wo man jeden Tag in Frankreich die Nachricht von einer Verlezung des Rechtes der Völker und der Neutralen erhielt, erließ der Nationalkonvent, am 9. Mai 1793, ein Dekret, welches »die Wegnahme der neutralen Schiffe befahl, die ganz »oder zum Theil eine Ladung von Eßwaaren führten, welche »Feinden oder Neutralen angehörten, und für feindliche »Häfen bestimmt waren.» Die den Feinden angehörigen Eßwaaren sollten konfiszirt, allein die Fracht bezahlt, und die Schiffe wieder freigegeben werden, nach dem alten Geseze vom Seekonsulat. Die den Neutralen angehörigen Eßwaaren sollten nach ihrem Werthe in dem Orte, für den sie bestimmt waren, bezahlt werden.

Dieses Dekret war ohne Zweifel nicht den wahren Grundsäzen angemessen; allein es erscheint sehr gemäsigt, wenn man es mit den vorher genommenen Maasregeln, und vorzüglich mit den Instruktionen vergleicht, welche Se. brittische Maj. bald darauf an ihre Admiräle, Kapitäne und Kommandanten schikte.

Die Vollziehung dieser Instruktionen wurde mit aller Strenge betrieben. Aus dem Frevel, der im Hafen von

Genua gegen die Fregatte la Modeste *) im Dezember 1793 verübt wurde, kann man auf den Uibermuth schliesen, mit welchem die englischen Kapitäne die neutralen Flaggen behandelten. Ohne Zweifel war die genuesische Regierung bei dieser Gelegenheit, wenigstens der Unvorsichtigkeit schuldig. Indessen gieng die Mäsigung Frankreichs gegen die Neutralen noch so weit, daß ein Dekret vom 22. Dezember 1793 erklärte, das genuesische Volk würde für das Verbrechen der Engländer nicht verantwortlich gemacht; die politischen und Handelsverhältnisse, die zwischen Frankreich und den Genuesern bestünden, würden behauptet und beschüzt: eine Mäsigung, die um so merkwürdiger erscheint, da das Volk, dem sie galt, schwach war, und die französischen Armeen das feindliche Gebiet auf allen Seiten zu berühren anfiengen.

Ein anderes Dekret, die Schifffahrtsakte, vom 21. Dezember 1793, enthält im 1. Artikel, »daß die zwischen »Frankreich und einer friedlichen Macht bestehenden Schiff»fahrts- und Handelsverträge, ihrer Form und ihrem In»halte nach vollzogen werden sollen.» Daraus sieht man, daß Frankreich, selbst in der damaligen Zeit, gerne die Neutralität achten und seine Verpflichtungen getreulich erfüllen wollte.

---

*) Die Geschichte dieser unerhörten Verlezung eines neutralen Hafens ist folgende: Die französische Fregatte la Modeste, die unter dem Schuze der Neutralität ruhig im Hafen von Genua lag, sah ohne Verdacht ein englisches Linienschiff von 74 Kanonen sich an seine Seite legen; plözlich fodert der englische Kapitän die Franzosen auf, ihre Flagge abzunehmen; auf ihre Weigerung werden die zuvor bereitgehaltenen fliegenden Brüken auf die Fregatte geworfen, 300 entwaffnete Franzosen ohne Mühe ermordet, und die Fregatte darauf nach England geführt.

Die Amerikaner hatten mehr als jede andere Nation durch die Instruktionen des brittischen Rathes gelitten. Ihr Handel, den der Krieg blühender machen sollte, war den Launen oder der Willkühr bloser englischer Kaper unterworfen, oder vielmehr vernichtet. Kein Volk war mehr bei der Errichtung eines auf die Rechte der Neutralen gegründeten Seecodex interessirt: gleichwohl muß man erkennen, daß die noch unlängst in Amerika mit so viel Enthusiasm aufgenommenen Grundsäze merkliche Veränderungen erlitten hatten, sey es nun, daß die Furcht vor einem Bruche mit England den Widerstand gegen seine Anmaßungen schwächte, oder daß das öffentliche Interesse durch den Privateigennuz zum Schweigen gebracht wurde. Es scheint selbst, nach der Korrespondenz des Herrn Jefferson mit Herrn Genet und Herrn Morris, daß das damalige System der Amerikaner ganz im Sinne der Engländer war, und daß sie die Säsirung des feindlichen Eigenthums auf neutralen Schiffen, als durch das Völkerrecht autorisirt ansahen. Ohne Zweifel hatte diese Nachgiebigkeit die englische Regierung angefeuert, ihre Ansprüche weiter zu treiben, indem sie erklärte, »daß »jeder auf einem französischen Schiffe gefundene amerikani»sche Matrose als ein Seeräuber betrachtet und als solcher »behandelt, und jedes Fahrzeug der Vereinigten Staaten, »das Erzeugnisse von französischen Kolonien an Bord führe, »säsirt und verurtheilt werden soll.»

Man hat Ursache zu erstaunen, daß nach so vielen ungerechten Angriffen, nach so viel erlittenem Schaden, die Regierung der Vereinigten Staaten, statt eine Entschädigung dafür zu verlangen, Herrn Jay nach London schikte, um dort jenen Vertrag vom 19. Mai 1794 zu unterhandeln, wo von den Rechten, die fünfzehn Jahre früher von den Kolonialmächten so lebhaft gefodert und anerkannt wurden, keine Erwähnung geschah, wo aber die Rechte der Visite,

der Presse und Blokadeausdehnung Großbritannien vorbehalten sind; wo der Grundsaz, daß die Flagge die Ladung dekt, gänzlich aufgegeben ist; wo die Bezeichnung der Kontrebande-Gegenstände der Entscheidung der englischen Regierung überlassen wird; und wo endlich zugestanden ist, daß jeder amerikanische Unterthan, der auf einem feindlichen Schiffe gefunden wird, wie ein Seeräuber behandelt werden soll.

Bis dahin hatten die Franzosen kein einziges amerikanisches Schiff, das auf dem Wege nach England begriffen oder mit feindlichen Waaren beladen war, weggenommen; bis dahin hatten sie keinen einzigen Matrosen der Vereinigten Staaten an Bord der englischen Schiffe genommen; aber endlich wurde Frankreich durch das Gesez der Nothwendigkeit, und durch die Entsagung der amerikanischen Regierung auf die wechselseitigen Vortheile des Vertrags von 1778, gezwungen, sich gegen die Neutralen die Vortheile herauszunehmen, die sie England erlaubten; und dies war auch der Geist, der sich in den Beschlüssen des Vollziehungsdirektoriums vom 2. Juli 1796 *) und vom 2. März 1797, welche nur bloße Repressalien sind, zeigte.

Giebt es in dem Benehmen von Frankreich etwas, was Erstaunen erregt, so ist es die Zögerung, mit der es die Masregeln annahm, welche der Vertrag von 1794 nothwendig gemacht hatte.

---

*) Dieser Beschluß enthält, »es soll ohne Verzug allen »neutralen oder alliirten Mächten notifizirt werden, daß »die Flagge der französischen Republik eben so gegen die »neutralen Fahrzeuge, theils durch Konfiskation, theils »durch die Visite oder Wegnahme verfahren werde, als sie »dulden, daß die Engländer gegen sie verfahren.«

Der Verfasser führt hier verschiedene Akte der französischen Gesezgebung an, die seitdem einen weniger gemäßigten Karakter annahmen; allein sie waren durch die immer wachsende Usurpation Englands veranlaßt worden, und ein Theil davon wurde niemals vollzogen und der andere unter dem Konsulat zurükgenommen.

Endlich, sagt der Verfasser, legten sich die Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Amerika bei, und freundschaftliche Erklärungen näherten zwei Nationen einander, deren Zweke und Interessen gemeinschaftlich seyn sollten. Uibrigens gieng damals in ganz Europa eine für das System Frankreichs günstige Veränderung vor. Die Revolution hatte aus Frankreich alle Ideen der Gesellschaftlichkeit verbannt; in dem übrigen Europa hatte sie die Gemüther erbittert und alle Verbindungen einer gesunden Politik in Unordnung gebracht; allein die Gefahren dieser Revolution verminderten sich, und der 18. Brümär erschien, um sie zu endigen.

Auf der andern Seite fiengen die dem Streite Englands fremden Staaten an, über die brittischen Usurpationen zu erschreken, wovon die Unruhen in Frankreich die Ursache oder der Vorwand gewesen waren.

Die ersten Früchte dieser glüklichen Veränderung waren der Beschluß der konsularischen Kommission vom 20. Dezember 1799 (29. Frimär Jahrs 8), der die Grundsäze der Verordnung von 1778 wieder in Kraft sezte, die Befreiung von der Säsie für die Fischerfahrzeuge, und die zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten am 30. Sept. 1800 abgeschlossene Konvention. Bei dieser Unterhandlung schien es unmöglich, sich in Bezug auf den Allianztraktat von 1778 miteinander zu verstehen; allein Frankreich nahm keinen Anstand, hierin von neuem die Grundsäze zu bestätigen, die es nie anders in der Ausübung verlassen hatte,

als da, wo es Repressalien brauchen wollte; es erklärte sich deutlich über die Freiheit des neutralen Handels; mit Klarheit bestimmte es, was man unter einem blokirten Plaze verstehen müßte, bezeichnete die Gegenstände der Kontrebande und stipulirte, daß die freien Schiffe die Freiheit der Waaren sicherten. Demnach war es immer der erste Punkt in seinen Seeverträgen, Grundsäze fest zu beschliesen, welche England anzunehmen sich geweigert hatte, wenn sie mit Bestimmtheit vorgebracht wurden.

In dem zu Petersburg am 21. Februar 1797 abgeschlossenen Handelsvertrage wurde die Freiheit der Schiffahrt und das Privilegium der Flagge auf eine so schwankende Art stipulirt, daß ein brittischer Kabinetsbefehl die russischen Schiffe ohne weiteres von allen Häfen Europas entfernen und der kleinste Korsar die russischen Konvois, mit oder ohne Eskorte, visitiren und sie unter dem leichtesten Vorwande säsiren konnte, was dann auch bald erfolgte. Uibrigens erinnerte in diesem Vertrage nichts an die von Katharina verkündigten Grundsäze: die Marine und der Handel Rußlands waren darin dem Interesse Großbritanniens blind aufgeopfert.

Während dem das Kabinet von St. Petersburg so viel Nachgiebigkeit gegen die Plane Englands zeigte, war Dänemark, selbst nach dem Tode der Kaiserin Katharina, wegen dem Schuze, den es dem französischen Handel geleistet haben sollte, öftern Vorwürfen und Drohungen ausgesezt. Schweden wurde auch bei seinen Streithändeln mit England vom Petersburger Kabinette verlassen: man muß demnach nicht über die gewaltsamen Unternehmungen der brittischen Marine gegen den Handel der Schweden und

Dänen erstaunen *). Im Jahr 1798 visitirte sie einen, Schweden angehörigen Konvoi, der von der Fregatte Ulla = Fersen eskortirt war, und nahm ihn ganz hinweg. Im Jahr 1799 wollte der Kommandant von einigen Fregatten, in der Gegend von Gibraltar, einen dänischen Konvoi, der von der Fregatte Hopfruen eskortirt war, die sich zur Wehre sezte, visitiren: den 25. Juli 1800 stießen sechs englische Kriegsschiffe bei dem Eingang des Kanals auf die dänische Fregatte Freya, welche sechs Fahrzeuge zu begleiten hatte; auf die Weigerung des dänischen Kapitäns, die von ihm eskortirten Schiffe visitiren zu lassen, wurde er angegriffen; und er vertheidigte sich muthig gegen vier Fregatten, bis ihn die Uiberlegenheit des Feuers zwang, seine Flagge zu streichen, deren Ehre er so gut vertheidigt hatte; die Fregatte wurde mit dem Konvoi nach den Dünen geführt.

Diese unerhörten Herausfoderungen gaben zu den lebhaftesten Beschwerden von Seiten Dänemarks und Schwedens Anlaß; allein, was über alle Erwartung gieng, war, daß der englische Gesandte die Unverschämtheit hatte, in seinen Noten, im Namen des Königs von England, Genugthuung für die seiner Flagge durch den nicht veranlaßten Angriff eines dänischen Offiziers, der nach den Befehlen seines Hofes handelte, zugefügte Beleidigung, und Sicherheit für die Zukunft gegen ähnliche Beleidigungen zu begehren. In Bezug auf die Foderung, die dänische Fre-

*) Nicht blos die Dänen und Schweden hatten sich zu beklagen: im Monat November 1798 verlezte der Admiral Nelson die Neutralität des Hafens von Livorno, indem er dort eine Flotte von reich beladenen genuesischen Schiffen nahm.

gatte und ihr Konvoi frei zu geben, behauptete der brittische Abgesandte, Lord Whitworth, gleichfalls, daß jedes neutrale Schiff, das sich der Visite im ähnlichen Fall widersezte, zur Konfiskation geeignet und als gute Prise zu betrachten sey.

Das Auffallende dieser Gewaltthätigkeiten, und die Unverschämtheit, mit welcher die englische Regierung ihre Grundsäze vertheidigte, klärten endlich Rußland auf: es trennte sich bald hernach von der Koalition, und theilte den Unwillen, den das Verfahren Englands bei den Höfen von Stokholm und Kopenhagen erwekt hatte; und in derselben Zeit, wo Lord Whitworth, statt Genugthuung zu geben, eine neue Beleidigung machte, schikte ihnen Paul I. jene Deklaration zu, wodurch er sie einlud, die Verbindung von 1780, zur Wiederherstellung der Grundsäze der Seeneutralität, zu erneuern.

Während den Unterhandlungen, welche diese Deklaration veranlaßte, zu welcher Schweden, Dänemark und Preussen Seeverträge hinzufügten, hatte England seine Bedrükungen gegen die Neutralen ununterbrochen fortgesezt.

Die drei Monate, welche auf die Unterzeichnung dieser Konvention folgten, sind reich an Ereignissen. Der Verfasser führt nur folgende davon an: die Erklärungen, welche England von Dänemark verlangte; der auf das englische Eigenthum in Rußland gelegte Sequester; die Weigerung der brittischen Regierung, die Insel Malta dem Kaiser von Rußland einzuräumen; der Beschlag, den die brittische Regierung auf die russischen, dänischen und schwedischen Schiffe legte; die Rüksichten, welche England gegen den König von Preussen beobachtete; die ohne Erfolg gebliebenen Unterhandlungen des Lord Carysford zu Berlin; die Reklamationen von Schweden und Dänemark

über den Beschlag und die Seeräubereien, namentlich über die des Kapitäns der englischen Fregatte the Squirrel; die Unwirksamkeit ihrer Beschwerden, und die kraftvollen Entschliesungen, welche seitdem die nordischen Mächte nahmen; die Besezung von Hamburg durch die Dänen; das von Dänemark auf die englischen Schiffe gelegte Embargo; die Feindseligkeiten, welche die unmittelbare Folge desselben waren; der Angriff von Kopenhagen durch eine englische Flotte; der für die Dänen so unglükliche Tag vom 2. April; der Waffenstillstand, welcher darauf folgte, und endlich der Meuchelmord Pauls I., den Europa zu gleicher Zeit mit den Vortheilen erfuhr, welche die Engländer in dem Sund erhalten hatten.

Hier, bemerkt der Verfasser, muß man die Epoche des Verfalls von dem durch die Kaiserin Katharina verkündigten Systeme festsezen. Man sah die nordischen Mächte, eine nach der andern, muthlos werden, nachgeben, und ihre Entsagung auf Grundsäze unterzeichnen, die wohl eine muthigere Vertheidigung werth waren. Dänemark, gezwungen, einen Waffenstillstand anzunehmen, willigte ein, den Neutralitätsvertrag, in Hinsicht seiner Mitwirkung, so lange als der Waffenstillstand dauern würde, zu suspendiren. Einige Tage nachher erschien der Admiral Parker vor Karlskrona, und gab dem Kommandanten der schwedischen Seemacht 48 Stunden Zeit, um die Gesinnungen des Stokholmer Hofes über den Neutralitätsvertrag zu vernehmen. Der König ließ ihm in der vorgeschriebenen Zeitfrist antworten, »daß er sich nicht weigerte, billige Vorschläge anzu»hören, um die bestehenden Irrungen zu endigen, daß er »aber die Sache seiner getreuen Alliirten als seine eigne »betrachten werde.«

Der Kaiser Alexander, der England kurz vorher seine Thronbesteigung notifizirt hatte, gab dem Grafen

Pahlen den Auftrag, an den englischen General einen Brief voll friedlicher Gesinnungen zu schreiben. Auf seine Vermittelung und seinen Rath wurden Hamburg und Hannover von den Dänen und Preussen geräumt. England selbst schikte ihm bald hernach den Lord Saint-Helens zu, um die Rechte und Foderungen der Neutralen zu diskutiren; und die Frucht dieser Unterhandlungen war der Vertrag vom 17. Juni 1801, durch welchen England die vorzüglichsten Streitfragen dieses großen Prozesses für sich entschieden sah. Dieser Vertrag vernichtet den Grundsaz, daß die Flagge die Ladung dekt, und läßt den bewaffneten Schiffen der kriegführenden Mächte das Recht, die neutralen Fahrzeuge, selbst wenn sie eskortirt werden, zu visitiren. Die Blokade ist darin auf eine schwankende Weise bestimmt; man hat die so wichtige Klausel weggelassen, daß der Kommandant der blokirenden Eskader verbunden ist, Nachricht zu geben u. s. w. Kurz dieser Vertrag bietet keinen von den Vortheilen dar, welche sich die nordischen Mächte in den vorhergehenden Konventionen zusichern wollten.

England hatte nun durch seine Seemacht einen Punkt gewonnen, der wichtiger ist als der Besiz einer neuen Kolonie. Da die Rechte, welche es foderte, durch die ersten handelnden Mächte, so zu sagen, anerkannt und sanktionnirt waren, so schien es geneigter, die Friedensvorschläge anzuhören, welche ihm Frankreich unaufhörlich gemacht hatte; und die am 1. Oktober 1801 zu London unterzeichneten Präliminarien machten dem Blutvergießen ein Ende, das seit 10 Jahren sich in alle Theile der Welt verbreitet hatte.

Man wird vielleicht erstaunen, daß weder in den Friedenspräliminarien, noch in dem darauf gefolgten Vertrag von Amiens vom 27. März 1802, von den Grund-

säzen die Rede war, deren Bestreitung so viele Bewegungen im Norden verursacht hatte. Allein hier hatte Frankreich weder das Recht noch die Macht, für die Ehre derjenigen zu stipuliren, die insbesondere ihren Grundsäzen entsagen wollten. Was Frankreich betrift, so blieb es, in dieser Hinsicht, in der Unabhängigkeit der alten Verträge. Es hatte nie die Ansprüche der brittischen Flagge anerkannt, darum blieb es auch auf dem Fuße einer vollkommnen Gleichheit.

Da die Fälle, wo es zwischen England und einer andern Macht neutral bleiben würde, durch die Lage beider Staaten so selten geworden sind, so konnte Frankreich wohl bis zu dem wirklichen Eintreffen dieser Epoche die Behauptung seiner Rechte, als neutrale Macht, verschieben. Es war, nebst der ottomanischen Pforte, die einzige Macht, die nicht von ihrer alten Politik abwich; und das interessirte England auch wirklich wenig: denn seinem Ehrgeiz genügte es, daß die gewöhnlich neutral bleibenden Mächte, deren Handel übrigens am ausgedehntesten war, ihm die Rechte einräumten, die es als die Grundlage seiner Seemacht betrachtete.

Aus dieser Darstellung des damaligen Zustandes der Dinge zieht der Verfasser folgende Schlüsse:

Da die Rechte, welche England bisher nur durch schwankende Gründe und einige alte Verträge, die in Abgang gekommen waren, die von den andern Mächten allgemein widersprochen wurden, und deren Wiederruf von dem blosen Willen der Kontrahenten abhieng, welcher auch wirklich durch die Konventionen über die bewaffnete Neutralität verkündigt wurde, behaupten konnte, da diese Großbritannien so werthen Rechte, sagt der Verfasser, einmal durch so viele Seemächte sanktionnirt waren, so öffnete sich eine neue Laufbahn für seine Hoffnungen; und es war voraus-

zusehen, daß bei dem ersten durch seinen Ehrgeiz angefachten Kriege der Handel der Neutralen nur durch und für es bestehen konnte. Die Grundlagen zu seinem Despotism waren nun gelegt; und darum werden wir auch in der künftigen Periode zu beobachten Gelegenheit finden, wie schnell das verhaßte Gebäude seiner Uibermacht, zu welchem eine unersättliche Habsucht den Plan entwarf, und dem das Blut und die Thränen der Nationen zu Befestigungsmitteln dienen mußten, in die Höhe stieg.

Vierte Periode.

In den drei vorhergehenden Perioden sah man, wie die brittische Macht ihre Ansprüche aufstellte, wie sie bemüht war, die Kontinentalmächte zu theilen, wie sie die Schwachen in Furcht sezte und die Mächtigern verführte, dem einen Theile versagte, was sie dem andern bewilligte, und in ihrer Seejurisprudenz, nach ihren Bedürfnissen oder Besorgnissen, wechselte; zugleich aber immer auf dem Plane festhaltend, die Grundsäze ihren Interessen nachzusezen, sich Auswege in ihren Bewilligungen vorzubehalten, und mitten durch die Verwirrungen der europäischen Politik dem einzigen Ziele der Seeherrschaft entgegengehend.

Wenn man nur die in ihren Verträgen gebrauchten Worte betrachtet, so sollte man glauben, die Rechte, die sie sich anmaßt, seyen wechselseitig zwischen den Kontrahenten; allein, untersucht man die Lage der Parthien genauer, so wird man sehen, daß diese Wechselseitigkeit eine Täuschung, und der ganze Vortheil derselben für Großbritannien ist. Es allein kann Nuzen daraus ziehen, weil es allein, wegen der Uiberlegenheit seiner Marine und der Ausdehnung seines Handels, immer kriegführende Parthie ist. Seit einem Jahrhundert gab es in Europa keinen Seekrieg, worin es nicht eine Rolle spielte, oder

woven seine Usurpationen nicht die alleinige Veranlassung gewesen wären. Frankreich, Spanien, Holland haben gegen es nur den Kampf angefangen, um sich dem Joche zu entziehen, das es ihnen auflegen wollte. Es sey nur einmal neutral, und Rußland, im Kriege begriffen, versuche es, das Recht der Visite, der Blokade u. s. w. auszuüben; so wird man bald die englischen Kaufleute über unleidliche Bedrükungen schreien hören. Gewiß, die Engländer, die gewöhnt sind, bei allen Seekriegen eine Hauptrolle zu übernehmen, benuzen allein die Privilegien, die sie sich das Ansehen gaben, zu theilen; während dem diese Vortheile für gewerbfleisige und handelnde Nationen, die weder den Willen noch die Macht haben, ihnen die Meeresherrschaft streitig zu machen, eine leere Täuschung bleiben. Man sieht daraus, daß die neue Seegesezgebung Englands ausschliesend zu seinem Gebrauch und zur Erhaltung seiner Seemacht ist. In den auf die bewaffnete Neutralität Bezug habenden Akten hat man gesehen, daß seine Unterhändler nicht einmal Sorge trugen, es zu verbergen.

Demnach muß man in Wahrheit gestehen: als die englische Regierung auf eine so abscheuliche Weise den Traktat von Amiens zerriß, da sie durch die Verweigerung der Herausgabe von Malta ihrer übernommenen Verpflichtung förmlich zuwiderhandelte, und Frankreich zwang, seine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, hat sich dieses Reich in Bezug auf das Interesse seines Handels und seiner Industrie in einer schlimmern Lage befunden, als im Anfang der vorhergehenden Kriege. In den Verträgen, die es mit allen neutralen Mächten abgeschlossen, hatte es die der Neutralität am meisten günstigen Grundsäze anerkannt, während England entgegengesezte Bedingungen erhalten hatte. Dies war genau die ungleiche Lage, worin die Jurisprudenz der

beiden Völker, verschieden wie ihre Redlichkeit, sie im Anfang des Kriegs versezt hatte.

Dieser Krieg kündigte sich, wie alle vorhergehenden, von Seiten der brittischen Regierung durch Feindseligkeiten und Seeräubereien an; keine Kriegserklärung war vorhergegangen. Frankreich fieng ihn nach den Grundsäzen der Verordnung von 1778, die durch den Beschluß vom 20. Dezember 1799 wieder in Kraft gesezt wurde, an.

Bald hernach, als die französische Armee an den Ufern der Elbe erschienen war, befahl Se. brittische Majestät die Blokade dieses Flusses, der bald jene der Weser folgte; eine Masregel, die auf das Interesse der Neutralen um so nachtheiliger wirkte, da Hamburg der weitschichtigste Ausweg für ihren Handel war. Die Amerikaner besonders, die, mit Vertrauen auf die Verträge, reiche Ladungen abgesandt hatten, erlitten wegen der Veränderung des Bestimmungsortes einen beträchtlichen Verlust. Die englischen Kaufleute selbst beklagten sich; allein das englische Ministerium wollte nicht die erste Gelegenheit verlieren, bei dem Anfang dieses Krieges, von den neuen Rechten Gebrauch zu machen; man machte die strengste Matrosenpresse, die man je gesehen hatte, sogar auf den amerikanischen Schiffen; mehrere tausend amerikanische Matrosen wurden weggenommen; mehrere von den Amerikanern in den französischen Kolonien angekaufte Schiffe wurden angehalten und konfiszirt. Kurz darauf, im Juni 1803, erschien ein Befehl des Hofs, welcher den Handel der Vereinigten Staaten mit einem Theile der feindlichen nicht blokirten Häfen beschränkte, und der die Schiffe mit der ersten Fracht beim Zurükkehren von den Häfen, wo sie Kontrebande-Artikel abgesezt hätten, verurtheilte. Ein Befehl, der um so ungerechter ist, da die Rükfracht den Eigenthümern der ersten nicht zugehören konnte. Kurze Zeit darauf bemächtigte sich eine englische Fregatte, in einem

Hafen von Norwegen, eines schwedischen Schiffes, unter dem Vorwande, seine Ladung wäre für einen französischen Hafen bestimmt. Da dieselbe Fregatte darauf in den Hafen von Bergen eingelaufen war, so wollte sie sich daselbst eines holländischen Kriegsschiffes aus Ostindien und zwei französischer Korsaren bemächtigen. Der von diesem Vorgang unterrichtete Kommandant erlaubte den Schiffen, sich unter die Kanonen der Festung zu flüchten, worauf der englische Kapitän, in seinem Vorhaben getäuscht, sich zurükzog, indem er den Kommandanten mit der ganzen Rache seiner Nation bedrohte.

Die schwedische Regierung gab sich das Ansehen, als ob sie diese neue Beleidigung nicht empfände: sie war damals noch mit England wegen der Zurükgabe des im Jahr 1798 weggenommenen Konvois in Unterhandlung. Das englische Ministerium benuzte die Noth, in der sich Schweden damals befand, und erkaufte für 600,000 Thaler eine Konvention, welche Schweden auf den Zustand einer englischen Kolonie herabsezte.

Seit dem Anfang dieses Krieges hatte der Prinz Regent von Portugal erklärt, man würde in den Hafen von Lissabon kein einziges bewaffnetes Schiff der kriegführenden Mächte zulassen; unterdessen führten die englischen Korsaren ihre Prisen frei dahin. Eine französische Brigg erfuhr in der Rhede von Lissabon eine schwere Beleidigung. Alle diese Vorgänge, über welche Frankreich niemals eine vollständige Genugthuung erhalten konnte, diese unaufhörlichen Verlezungen der Verträge, die von England angeregt oder begangen wurden, hatten jene Ereignisse zur Folge, welche das Haus Braganza aus der Liste der europäischen Mächte gestrichen haben.

Das Jahr 1804 zeichnete sich durch noch verhaßtere Gewaltthätigkeiten aus. Man braucht hier nur an das

Benehmen des brittischen Kabinettes gegen Spanien zu erinnern. Der Kaiser der Franzosen hatte in die Neutralität dieser Macht eingewilligt, obschon sie durch die Verlezung des Friedens von Amiens wirklich gezwungen war, gemeine Sache mit ihm zu machen. England hatte auch diese Neutralität respektirt, so lange der Handel von Frankreich und Holland die Habsucht seiner Kreuzer befriedigt hatte; allein da sich der Gewinn der Kaperei verminderte, überließ England den von Spanien seinen Korsaren. Es ist gewiß, daß mehrere Monate vor diesem Bruche Kaperbriefe zu diesem Endzwek ausgefertigt wurden. Man sprach in London öffentlich davon *), und die schon verübten Gewaltthätigkeiten hatten zu lebhaften Diskussionen Anlaß gegeben, als, nach dem Ausdruk eines ministeriellen Journals, ein für das Interesse von Großbritannien günstiger Schlag, nämlich der Angriff und die Wegnahme von 4 spanischen Fregatten, ausgeführt wurde. **)

---

*) Es war seit langer Zeit eine Spekulation des brittischen Kabinets, Spanien in die Kriege hineinzuziehen, die es gegen Frankreich erregt hatte. »Wir werden keinen »größern Topf ans Feuer stellen», sagte Pitt, »und doch »eine bessere Mahlzeit halten.» Ein trivialer Ausdruk, der eine wahre Idee vom brittischen Systeme giebt.

**) Die nähern Umstände dieser Begebenheit sind folgende. Eine englische Eskader von 4 Fregatten, welche der Kommodore Moore kommandirte, begegnete auf der Höhe des Vorgebirgs Sainte-Marie, am 5. Oktober, 4 spanischen Fregatten, die mit Schäzen beladen von Rio de la Plata nach Cadix fuhren, und von einem Gegenadmiral kommandirt wurden. Der Kommodore Moore sandte einen Offizier an Bord der spanischen Schiffe, um den spanischen Gegenadmiral zu benachrichtigen, daß er Befehl habe, jedes mit

Von dieser Epoche an vervielfältigten sich die Beleidigungen der brittischen Marine gegen die Neutralen. Das Jahr 1805 bietet eine Reihe von gewaltsamen Angriffen dar, welche durch Urtheile des Admiralitätsgerichts, durch Kabinetsbefehle und ministerielle Schreiben unterstüzt waren, worin die unbedingte Unterdrükung der Neutralen in ein förmliches System gebracht ist. Da sich die nordischen Mächte damals im Kriegszustande oder in enger Allianz mit den Feinden Frankreichs befanden, so kommen in der Streitsache der Neutralen izt fast nur die Amerikaner vor, die übrigens durch ihre Lage und ihren Handelsgenius berufen waren, ausschliesend auf den Märkten des mittägigen Europas zu erscheinen.

Ehe der Verfasser zu der Untersuchung dieser Streitsache fortschreitet, giebt er eine Uibersicht der damaligen Verhältnisse Englands und Frankreichs zu den Vereinigten

---

Schäzen beladene Schiff zurükzuhalten. (Ohne Zweifel hatte das brittische Kabinet, aus eigner Vollmacht, Gold und Silber auf die Liste der Kontrebande-Gegenstände gesezt.) Auf die Weigerung des spanischen Gegenadmirals, ließ der Kommodore eine Kanonenkugel auf ihn abfeuern. Nach einem schreklichen Gefechte, zu dem auf der einen Seite der Unwille, auf der andern der Golddurst anfeuerte, sprang eine spanische Fregatte in die Luft; sie hatte eine Equipage von 300 Mann am Bord; die drei andern Fregatten, übel zugerichtet, wurden gezwungen, sich zu ergeben, und nach Portsmouth geführt. Diese Prise stieg auf 30 Millionen Livres, welche mit Gepränge in den Straßen von London herumgeführt wurden. Man hat in den Annalen der zivilisirten Nationen kein Beispiel einer so abscheulichen Verlezung des Völkerrechts. Die Eskader, welche dieselbe auszuführen hatte, war seit mehr als einem Monate mit versiegelten Befehlen abgeschikt.

Staaten: er zeigt, welche von den beiden kriegführenden Mächten das größte Interesse hatte, die Freundschaft der Vereinigten Staaten zu erhalten, welche ihren Handel und ihre Wohlfahrt mit den günstigsten Augen ansehen mußte, und läßt den natürlichen Schluß daraus folgen, welche von beiden Mächten die wahren Feindin der Vereinigten Staaten war.

Die Gewaltsamkeit des brittischen Verfahrens zeigte sich in ihrer ganzen Ausdehnung gegen die Amerikaner; alle Gegenvorstellungen waren vergebens. Bewaffnete Schiffe kreuzten bei dem Eingang der Häfen und den Mündungen der Flüsse der Vereinigten Staaten, um die feindlichen oder neutralen Schiffe daselbst zu überfallen. Von den amerikanischen Küsten konnte man vielfältige Beweise dieses Uibermuthes sehen: er erwekte einen solchen Unwillen, daß, bei der ersten Aufwallung von Rache, welche er veranlaßte, und um der lauten Aeußerung der öffentlichen Meinung nachzugeben, das Haus der Representanten am 17. März 1806 einen Beschluß faßte, dessen Zwek seyn sollte, eine beträchtliche Anzahl englischer Waaren, alle Manufakturgegenstände von Baumwolle, Seide, Hanf, Glaswaaren, Papier u. s. w. zu verbieten.

Die Neutralen hatten bald darauf noch lebhaftere Beschwerden zu machen. Ein englischer Kabinetsbefehl vom 6. Mai 1806 »erklärte die Häfen, Flüsse und Küsten, von »der Elbe bis zu dem Hafen von Brest, beide mit einge»schlossen, in Blokadezustand.«

Bis hieher hatte man einige Beispiele von Blokaden gesehen, die erklärt wurden, ohne daß eine hinreichende Macht sie wirklich gebildet hatte. Die englischen Minister hatten zwar gesagt, die Häfen von Frankreich befänden sich durch ihre natürliche Lage im Blokadestand. Es schien auch einigemal, als ob die

brittische Regierung eine regelmäsige Blokade bilden wollte, indem sie einige Linienschiffe oder Fregatten in den Gewässern des Plazes kreuzen ließ, den sie für blokirt erklärt hatte; aber sie war noch nicht auf den Einfall gekommen, mit einem Federzuge eine so große Anzahl Häfen zu blokiren, daß die ganze englische Marine nicht hinreichen dürfte, die Blokade nach den angenommenen Gesezen zu Stand zu bringen.

Die amerikanische Regierung schien damals noch lebhafter die gegen ihre Flagge verübten Beleidigungen zu empfinden; sie hatten sich vervielfältigt *); allein der abscheuliche Anfall des Leanders auf die Brigg la Sally bei dem Eingang des Hafens von New-York, der Mord des Kapitäns John Pearce, der am Bord seines Schiffes getödtet worden, bieten so ausgezeichnete Verlezungen des Gebietes und der Rechte dar, daß wir von den übrigen schweigen können. In allen Provinzen erhob sich ein lauter Schrei des Unwillens. Die Bürger versammelten sich in allen Städten und verlangten eine förmliche Genugthuung für diesen Frevel. Der President Jefferson erließ eine Proklamation, nach welcher man glauben durfte, diese Beleidigung vertrüge keine weiteren Erklärungen. Die Herren Monroe und Pinkney hatten wirklich einen besonderen Auftrag, das gegen Amerika verübte Unrecht wieder gut zu machen; allein die englische Regierung wich jeder Erklärung aus. Nach dreimonatlicher Erwartung schien man keinen

*) Blos während einigen Tagen des Aprils wurden drei amerikanische Schiffe, der Nimrod, die Aurora, und die Ceres genommen und in die englischen Häfen abgeführt. (Offizielle Zeitung der Vereinigten Staaten vom 21. Juli.)

andern Ausweg als einen förmlichen Krieg zu haben; dies war die Stimmung der amerikanischen Regierung; aber endlich ließ die Furcht vor einem Kampfe oder die, ein für Einzelne vortheilhaftes Makelgeschäft zu verlieren, das Interesse und die Ehre der Nation vergessen. Die Zeit verlor sich in Erklärungen. Die Häfen von Frankreich und seinen Alliirten blieben einem feindlichen Handel geöffnet. Die amerikanischen Kaufleute begnügten sich mit dem Geschäfte der Mäkler, da sie ihre Rechte als Handelsleute vertheidigen sollten. Damals wurde die Lage von Frankreich kritischer. Die Neutralität der Amerikaner wurde ihm lästig; sie brachte ihm nur Waaren vom Feinde zu; indem sie in ihrer Lage gegen England die Rechte gebrauchten, welche ihnen die neuen Geseze ertheilten, und indem sie sich weigerten, die bestehenden Verträge zu vertheidigen, begünstigten sie ausschliesend seine Feinde und wurden Hilfsvölker desselben. Da die Neutralität, nach aufgeklärten Publizisten, ein Verharren in seinem alten Zustande gegen die kriegführenden Mächte ist, so konnten die Amerikaner nur darin bleiben, wenn sie sich nach den vorhergehenden Verträgen richteten, wenn sie ihre Rechte vertheidigten, und Frankreich an den Vortheilen Theil nehmen ließen, die sie England einräumten; aber es verhielt sich damit nicht so: indem es sich die Amerikaner versagten, in die vorgeblich blokirten Hafen anders nicht als mit Bewilligung Englands und mit seinen Waaren einzulaufen, so erkannten sie die Gesezlichkeit des Grundsazes an. Frankreich blieb kein anderes Mittel übrig, als das Recht, das sich England angemaßt hatte, gegen es selbst anzuwenden. Die Amerikaner hatten keine Ursache, sich zu beklagen. Frankreich verdankte ihnen die Erhaltung der Rechte nicht, die sie sich durch England rauben ließen. Sie mußten also die Blokade der brittischen Inseln erdulden, wie sie sich der unmöglichen Blokade der Küsten von der

Elbe bis nach Brest, unterworfen hatten. Demnach war das Dekret von Berlin, welches damals erschien, nur eine zu lang verschobene Masregel der Wiedervergeltung, und die französische Regierung hat, indem sie dieselbe ergriff, ihren nie aufgegebenen Wunsch an Tag gelegt, den von ihr aufgestellten Grundsäzen treu zu bleiben, und ihre Feinde dahin zu bringen, die Befreiung der Flagge, die Abschaffung der Kaperei, und die unbeschränkte Freiheit des Handels anzuerkennen: dies war ihr anhaltendes Verlangen in dieser Reihenfolge von strengen, aber nothwendigen Mitteln.

Der Verfasser hatte bis izt mit Thatsachen und Urkunden den Beweis geführt, daß das Dekret von Berlin nur die Folge und das Wiedervergeltungsrecht von den durch die englische Regierung wiederholten Bedrükungen und Rechtsverlezungen war; England, weit entfernt, durch die Aussicht auf eine schrekliche Erfahrung, die ihm bevorstand, nachgiebiger zu werden, hat seitdem Europa noch mehr Beispiele von seiner Verachtung für die angenommenen Geseze und von einer noch abscheulichern Hartnäkigkeit in seinem Unterdrükungssystem gegeben. Wir enthalten uns, diese von dem Verfasser umständlich angeführten neuern Thatsachen, die fast noch in Jedermanns Gedächtnisse sind, in unserm Auszug mitzutheilen, und gehen unmittelbar zu den allgemeinen Schlußfolgen über, womit der Verfasser sein Werk beschließt.

England strebt seit langer Zeit nach der Herrschaft der Meere; es gieng von seinen Ansprüchen auf die Suveränität vom Kanale, zu der Oberherrschaft über den Ozean über.

Frankreich hat diese Suveränität über die See nicht anerkennen wollen; es stritt für die Unabhängigkeit der Flaggen.

Es herrschte ein beständiger Widerspruch zwischen den Grundsäzen der Seegesezgebung, welche beide Mächte in Hinsicht der Neutralen annahmen.

Frankreich hat, sogar vor der Verkündigung der bewaffneten Neutralität des Nordens, den Grundsaz anerkannt, daß die Flagge die Ladung dekt.

Dieser Grundsaz, von dem die Rechte und Vortheile der Neutralität ausgehen, ist immerwährend von Großbritannien als ein Zerstörungsmittel seiner Seemacht bekämpft worden; und von dieser Weigerung kommen die Rechte der Visitirung, der Presse, und alle anmaßenden Ansprüche eines Unterdrükungs-Systemes.

Jedesmal, wann neutrale Mächte Beschwerden hören ließen, Reklamationen erhoben, oder zur Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Rechte, und um der Unabhängigkeit ihrer Flaggen Achtung zu verschaffen, Allianzen gebildet haben, fanden sie in Frankreich einen Freund, eine Hilfsmacht. Es bezeigte seinen Beitritt zu ihren Grundsäzen auf die freundschaftlichste Weise; es verkündigte sie in seinen öffentlichen Akten; es hat sie in seinen Privatverträgen mit den schwächsten Mächten anerkannt, gemeine Sache mit allen gemacht und sich für ihre Streitsache bewaffnet. England im Gegentheil verkündigte, sobald von einer ähnlichen Verbindung, von Grundsäzen, von Unabhängigkeit, von Neutralitätsrechten die Rede war, die entgegen geseztesten Grundsäze, machte Ansprüche von einer ganz verschiedenen Art, zeigte sich gegen jede Vereinigung abgeneigt, erklärte sich laut gegen die Meinung des übrigen Europa's, und zeichnete seinen feindlichen Widerspruch und seinen Haß durch unerhörte Handlungen der Gewaltthätigkeit und Unmenschlichkeit aus.

Frankreich ist nicht von den Grundsäzen abgewichen, die es seit dem Ende des 17. Jahrhunderts angenom-

men hatte: England hat dagegen nach und nach in die seinem Interesse angepaßten Geseze Einschaltungen gebracht, die seit 1756 bis izt die Lage der Neutralen auf eine immer steigende Weise erschwert haben.

Die Meinung der einen Macht ist allen handelnden Nationen gemein; und es ist unmöglich, in dem Systeme der andern einen dem allgemeinen Systeme ganz entgegen gesezten Willen zu verkennen. Sie hat sich selbst immer als eine vom Ganzen getrennte Macht betrachtet, und auf sie paßt im moralischen Sinne, was ehemals Virgil sagte:

Et toto divisos orbe Britannos.

Aus diesem Konflikt von Meinungen und Interessen sind Verlezungen des Völkerrechts und Bedrükungen jeder Art gegen die Neutralen, auf der Seite Englands durch System, und auf der Seite Frankreichs durch Repressalien entstanden. Die beschränkenden Masregeln der lezten Macht mußten sich in dem Grade entwikeln, wie die unterdrükenden der ersten. Uibrigens hat sich Frankreich keine Handlungen vorzuwerfen, wie den Angriff der Modeste, der Chesapeake u. s. w. Es hat dem Handel der Neutralen durch die Nothwendigkeit, für seine eigne Erhaltung zu sorgen, geschadet, während England ihre Rechte verlezte und noch verlezt, um sich das Monopolium und die Herrschaft des Meeres zu sichern. Die eine Macht vertheidigt sich, die andere will herrschen.

In dieser Lage der Dinge verlangen die Neutralen von beiden kriegführenden Parthien, man solle ihren Beschwerden abhelfen. Die Vereinigten Staaten machen das Anerbieten, die Bill des Handelsverbots (non-intercourse) zurükzunehmen, ihre Häfen zu öffnen und ihren Handel wieder in Gang zu bringen, und dies zwar zu Gunsten Frankreichs, wenn es die Dekrete von Berlin und

Mailand zurüknehmen will, oder zu Gunsten Englands, wenn es sich bereit zeigt, die Kabinetsbefehle ungültig zu machen.

Wenn man oberflächlich darüber urtheilt, so scheint der Vorschlag gleich; aber bei einer bedachtvollen Untersuchung wird er ganz verschieden: er macht die Lage beider kriegführenden Parthien ganz ungleich; nicht die erste Streitfrage wird aufgelößt, sondern nur ein Streithandel suspendirt; die Dinge würden durch ihn auf denselben Punkt zurükgebracht; er würde eine kurze Zeit die Neutralen befriedigen, aber ihnen eine ewige Unterjochung bereiten.

England würde es ohne Zweifel genügen, wenn der Kaiser Napoleon seine Dekrete von Berlin und Mailand zurüknähme. Es würde sich auf eine friedliche Weise wieder in den Besiz der alten Rechte versezt sehen, die es sich bei der Ergreifung seiner tyrannischen Masregeln, vor dem Zeitpunkt des Dekrets von Berlin, angemaßt hatte; es würde sich der neutralen Flagge bedienen, um die Märkte des Kontinents mit seinen Waaren zu überschwemmen; es würde ihre Matrosen pressen, um seine Schiffsmannschaft zu vermehren; es würde sich mit einigen Fregatten begnügen, um eine Blokade von 200 Stunden Küstenlandes zu bewerkstelligen; endlich würde es in der Schwäche Frankreichs und in der Nachgiebigkeit der Neutralen die Mittel finden, den Krieg zu verlängern und seine Herrschaft zu verewigen.

Die Zurüknahme der Dekrete von Berlin und Mailand, von Seiten Frankreichs, bietet ganz verschiedene Resultate dar; sie würde die französischen Häfen, nach den Launen des brittischen Rathes, geöffnet oder geschlossen halten; sie würde den Verfall seiner Manufakturen unmittelbar nach sich ziehen, einen ungleichen Kampf verlängern, seinen Handel, seine Industrie, seinen Akerbau der Habsucht

eines ewig spekulirenden Feindes unterwerfen, und kurz, Frankreich würde sich dadurch in einer schlimmern Lage, als im Jahre 1806, befinden, und zwar schon durch die Meinung von seiner Schwäche und Ohnmacht, die es bei der Welt dadurch veranlaßte.

Betrachtet man diese Zurüknahme in Bezug auf die Neutralen, so würde sie ihr Interesse auch nicht besser befriedigen; es würde sie, auf einen Augenblik, in den Besiz eines vortheilhaften Makelgeschäftes sezen (denn die Handelseifersucht der Engländer erlaubte sicher nicht mehr); aber sie würden ihre kleinen Vortheile theuer erkaufen. Da ihre Lage nicht verbessert wäre, so würden sie den Inkonvenienzen und Verlusten der Visitirung, der Presse und Blokade ausgesezt bleiben; sie würden sich mit vollem Rechte den Bedrükungen und Beschädigungen, die sie vorher mit ihrer Unabhängigkeit und ihrer Ehre unvereinbar gefunden haben, unterwerfen.

Es bleibt demnach offenbar erwiesen, daß England allein bei der unbedingten und einfachen Zurüknahme der kaiserlichen Dekrete und der Kabinetsbefehle gewonnen haben würde.

Da man nun in dieser Streitsache allen interessirten Parthien eine gleiche und vollständige Befriedigung schuldig ist, so muß man andere Kompensationen suchen.

Es ist demnach nicht blos um die Kabinetsbefehle, oder um die Dekrete von Berlin und Mailand zu thun; man muß höher hinaufsteigen, die Frage in ihren Prinzipien behandeln, und die Grenzen festsezen, wo die Rechte der kriegführenden Mächte aufhören sollen.

Frankreich hat mehrmals Ideen geäußert, die für seine Politik ehrenvoll, und auf das Gefühl der allgemeinen Gerechtigkeit gegründet waren. Es hätte gerne die Quelle der Handelseifersucht austroknen, dem Blutvergie-

ßen ein Ende machen, den Seekrieg den im Landkriege angenommenen Regeln unterwerfen, dieses Uibel auf das unvermeidliche Ungemach, das es mit sich führt, beschränken, dem friedlichen Handelsmann die Mißhandlungen und Beschädigungen ersparen, die Kaperei abschaffen und das neutrale Schiff wie ein unabhängiges Gebiet achten wollen. Diese Ideen liegen in dem wohlverstandenen Interesse, wenn nicht aller Regierungen, doch wenigstens aller vernünftigen Menschen; allein, wenn man diese großmüthigen Ideen nach immer nur wie einen Traum betrachten kann, so muß man sich doch wenigstens an die Grundsäze halten, die sich davon am wenigsten entfernen, die auf einer offenbaren Gerechtigkeit und dem allgemeinsten Interesse beruhen; an die von 1780 und 1801, die von allen Kontinentalmächten anerkannt waren. Wenn England Frankreich anböte, seine usurpirten Rechte mit ihm theilen zu wollen, diese Macht würde es nicht annehmen; und sollte sie von ihren Grundsäzen abzuweichen im Stande seyn, so würde die Ausübung dieser beleidigenden Rechte bald zu neuen Foderungen Anlaß geben, und man würde bald von Gewaltthätigkeit zu Gewaltthätigkeit, von Repressalien zu Repressalien auf den Punkt der Uibertreibung zurükkommen, worauf man sich izt befindet. Es ist demnach kein dauerhaftes Verständniß möglich, wenn nicht die Fundamentalprinzipien der Seeunabhängigkeit gelegt und anerkannt werden. Wenn diese Grundsäze zerstörend für die Seemacht Englands sind, so sind sie es nicht weniger für die unverkennbare Gerechtigkeit; und es bleibt nicht weniger wichtig, sie für die Neutralen festzugründen. Uibrigens wäre es ein schrekliches Vorurtheil gegen England, wenn man annehmen wollte, seine Wohlfahrt könne sich nicht mit dem See-Interesse und der Unabhängigkeit der andern Nationen vertragen.



V.

Geschichte der Zeit.

Frankreich.

Eine friedliche Stille ist auf die langen Jahre geräuschvoller Ereignisse gefolgt, und das Gewitter des Krieges, das über die bange zitternde Erde zog, rollt seine dumpfen Donner nur noch in der Ferne. Nur in dem südlichen Theile der pyrenäischen Halbinsel, und in einigen Grenzprovinzen des türkischen Reichs hört man noch das Geräusch der Waffen; sonst herrscht tiefe Ruhe auf dem weiten Kontinente. Europa gleicht dem besänftigten Meere, das Orkane gepeitscht, und bis in den Grund aufgewühlt hatten. Nur am entlegenen Ufer schlagen noch die rauschenden Wogen an, und die Stürme fliehen, und die schwarzen Wolken des vorübergezogenen Gewitters, und die Sonne lächelt freundlich an dem heiteren Himmel. Es ist die Ruhe der See, wie sie uns Virgil in dem ersten Buche seiner Aeneide mahlt. Die empörten Elemente schweigen, weil der mächtige Beherrscher der Gewässer ihnen zürnend Ruhe

gebot. Auch auf dem festen Lande unsers Welttheils hat ein mächtiger Mensch den Sturm der Revolution, der wie ein Gewitter über die Länder zog, beschworen, und die hadernden Kräfte, wo nicht ganz versöhnt, doch zum Schweigen gebracht. Nur sein furchtbares quos ego . . . erhält die friedliche Stille; und wir leben wie in der Nachbarschaft eines Vulkans. . . . .

Noch ist Napoleons Werk, so scheint es uns, nicht vollendet. Die Zeit nur kann reifen, was der Mensch gesäet; und keine Macht und keine Weisheit ersezt die Kraft der langsam wirkenden Zeit. Das Schiksal, welches ihn berufen hat, um das zerrüttete Europa neu zu gestalten, und aus dem Chaos eine bessere Schöpfung hervorzurufen, um eine der Zeit angemessene politische Verfassung zu gründen, und den Völkern weisere Geseze zu geben; das ihn so wunderbar durch ein Leben voll Wunder geführt hat, wird sein Werk wohl nicht mit feindseliger Hand verstümmeln, sondern die Tage dieses außerordentlichen Mannes zu dem gewöhnlichen, einem Menschenleben gesezten Ziele gelangen lassen, damit die Weisheit des Gesezgebers vollende, was die Kraft und der Muth des Feldherrn begonnen. Was Europa izt ist, muß man größtentheils sein Werk nennen. Die Zeit brauchte diesen Mann, sonst hätte sie ihn nicht erzeugt und gebildet. Würde er so mächtig auf sie gewirkt haben, wenn er nicht in ihrem Geiste und nach ihren Bedürfnissen gewirkt hätte? Vergessen darf man nicht, welches die Lage der Welt war, da er die Zügel der Regierung faßte; wie der Stoff endloser Erschütterungen in allen Elementen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens gohr; wie alle Bande aufgelößt waren, die das alte morsche System der Staaten und Stände zusammengehalten hatten; wie das ganze politische Gebäude, bis in seine Grundfesten erschüttert, zusammenzustürzen drohete, oder schon in Trüm-

mern lag. Er rettete von dem Alten das Gute, ohne manches Gute, das ihm das Neue darbot, zu verschmähen.

Ein solches Werk läßt sich nun freilich nicht unternehmen, ohne eine Menge von Interessen zu verlezen, und eine Menge von Leidenschaften zu reizen. Wir gehören dieser verhängnißvollen Zeit zu sehr an, als daß wir ein freies Urtheil über sie haben könnten. Dem ist sie durch einen schmerzlichen Verlust verhaßt, jenem durch einen theuern Gewinn werth geworden; und so findet sie bei dem Menschen, der sich nicht leicht über seine beschränkte Persönlichkeit erhebt, in der Gegenwart mehr schmeichelndes Lob oder bittern Tadel als einen partheilosen Richter. Furcht und Hoffnung urtheilen wenigstens eben so schlecht als Haß und Dankbarkeit; und darum ist jeder Ausspruch der Gegenwart mit Recht einer Revision der Nachwelt unterworfen.

Unsre Zeit gehört übrigens nicht einzig uns, und was der Mensch thut, nicht immer ihm an. Nur zu oft ist er, bei allem Stolze auf seine freie Thätigkeit, ein blindes Werkzeug in des Schiksals Hand. Die Gegenwart ist eine Tochter der Vergangenheit, und der Zukunft Mutter. Was ist, war zum Theil so gut durch das bestimmt, was gewesen, als es das bestimmen muß, was wird. Jede Generation tragt nur einige Materialien zum Baue, den die Weltgeschichte beschreiben soll; aber die Form des Baues, den das ewige Schiksal in der Ewigkeit vollendet, kennt der Mensch nicht, das Geschöpf eines halben Jahrhunderts. Wer hätte vor zehn Jahren vorauszusagen gewagt, was wir in ihnen erlebt? Wer wagt vorauszusagen, was wir in den nächsten zehn erleben werden? Was ist, sollte so seyn. Nicht als strafe eine rächende Nemesis der Väter Sünden in dem Enkel; — denn jede Zeit trägt schwer genug an den ihrigen, und sie kann oft so wenig zu ihren Vorzügen, als zu ihren Gebrechen, — sondern weil die Geschichte der Völker und

Menschheit eine Kette ist, an der ein Ring sich fest in den andern schlingt; weil das Folgende als Wirkung sich an das Vorhergehende als an seine Ursache anschliesen muß. Ein barbarisches Volk geht so wenig mit einem Schritte zur Verfeinerung über, als ein verfeinertes wieder zur Barbarei zurük, und Niemand wird die Tugenden und Fehler des Wilden in dem Stande der Kultur suchen. Der junge Freistaat von Rom konnte so wenig einen Cäsar, als das seinem Verfalle nahe Weltreich einen Camillus oder Regulus haben. Alles hat seine Zeit, wird geboren, reift und stirbt.

Was izt geschieht, ist nur Fortsezung und Ausbildung des Begonnenen. In hundert Heldenschlachten hat Frankreich seine Herrschaft über Europa erkämpft. Was im Kriege durch Muth gewonnen ward, wird im Frieden durch Weisheit gesichert und befestigt. Napoleon regiert eine, die schönste Hälfte von Europa durch seine Geseze, die andre durch sein Beispiel. Alte Misbräuche, die in Frankreich nur durch den Sturm einer Revolution erschüttert und entwurzelt werden konnten, zerstörte in andern Ländern der mächtige Einfluß Frankreichs ohne Revolution.

Gewiß ist es ein großer Gewinn, daß die alten Formen zertrümmert wurden, durch welche sich das Schlimmere, auch bei der Erkenntniß des Bessern, erhielt. So war in Deutschland schon lange die Uiberzeugung herrschend, daß die Religion im Staate keinen Vorzug geben könne; aber demungeachtet hatten hier die Katholiken sich zum Nachtheil der Protestanten, und dort die Protestanten zum Nachtheil der Katholiken Vorrechte angemaßet, und behaupteten sich im Besize derselben. Wer weiß, wie lange diese und ähnliche Mißbräuche sich, der allgemein verbreiteten Aufklärung ungeachtet, erhalten hätten, wäre Deutschland nicht, durch die Hand Napoleons, eine andre Verfassung zu Theil geworden? Die Leibeigenschaft,

diese schändliche Herabwürdigung der Menschheit, ist in den Staaten des Rheinischen Bundes verschwunden. Die Steuerfreiheit des Adels, — als wenn es edel von den Großen wäre, dem Vaterlande zu versagen, was ihm der Geringste, im Verhältnisse seines Vermögens, schuldig ist, — wird allgemein als eine Ungerechtigkeit anerkannt und abgeschaft. Die drei christlichen Gemeinheiten haben, oder erhalten gleiche bürgerliche und politische Rechte, ohne unter den manchen bedeutenden Vortheilen der neuen Ordnung der Dinge, der Vorzüge der neuen Staatsverfassung, der neuen bürgerlichen und peinlichen Gesezgebung, der vollkommneren Verwaltungsordnung und der zwekmässigeren Eintheilung des Landes, in administrativer und gerichtlicher Hinsicht, zu erwähnen. So ist eine bessere Ordnung der Dinge an die Stelle der alten getreten, und hat den Weg sogar bis an die Ufer der Weichsel gefunden, wo sonst die Ungebundenheit Weniger bei der Sklaverei Vieler Freiheit hieß.

Diese Vortheile, es ist wahr, kosteten einige, und selbst schwere Opfer. Doch sagen wir nicht, daß sie zu theuer erkauft seyen. Wer alles verliehren konnte, muß das Verlohrne weniger als das Gerettete zählen. —

Frankreich ist izt in dem vollen Genusse seines Uibergewichtes auf dem Kontinente. Keine Macht denkt es ihm mehr streitig zu machen. Es hat alle Staaten in einen Bund gegen England vereinigt, von dem sich nur der Großherr, mit Rußland im Kriege, und seiner Herrschaft in Europa ungewiß, noch auszunehmen wagt; und doch ist selbst im Divan die Stimme Frankreichs nicht ohne Gewicht, und von seiner Entscheidung hängt die Existenz der türkischen Macht in unserm Welttheil ab. Auf die Losung, die Frankreich gab, wurde auf dem festen Lande den Kolonialerzeugnissen der Krieg erklärt, gegen die englischen Waaren ein

allgemeines Auto-da-fe angestellt, und dem brittischen Handel das Küstenland verschlossen. Selbst die Freistaaten von Amerika begünstigen sein Interesse. Unter dem 2. vergangenen November erließ der Presiðent derselben eine Proklamation, durch welche er ankündigt, daß, da Frankreich die Dekrete, welche den neutralen Handel der Vereinigten Staaten verlezten, zurükgenommen habe, alle Einschränkungen, in Rüksicht dieser Macht und des von ihr abhängigen Gebietes, aufhören. Das Verbot des Handels mit England blieb in seiner Kraft.

Die Mittel, die erwerben, erhalten auch. Frankreich, das durch die Anzahl, den Muth und die Disziplin seiner Heere, und das Genie ihrer Anführer, der erste Staat der Welt geworden ist, wendet fortdauernd alle Sorgfalt auf seine Armeen, die ersten der Welt. Mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit werden kriegerische Verdienste nicht nur durch ehrenvolle Auszeichnungen, sondern auch durch Reichthum belohnt. Kaum finden wir unter den verdienten Offizieren einen, der nicht mit einer Würde, einem Titel auch die Mittel verbände, den Glanz derselben zu behaupten. In den Ländern selbst, wo sie ihre Lorbeeren ernteten, und die sie durch ihren Muth bezwingen halfen, finden sie auch den Preis, der ihre Anstrengungen belohnt. Für Neufrankreich war, wie für das alte Rom, jeder erfochtene Sieg Mittel zu einem andern, und die Feinde selbst bezahlten die Kosten ihrer Unterwerfung. Gewiß ist, daß mancher Staat gesiegt haben würde, hätte er den Sieg um die Hälfte des Preises erkaufen wollen, den ihn seine Niederlagen kosteten.

Die mannigfaltigen Schulen in Frankreich sorgen für den zwekmäsigen Unterricht der Jugend, die sich für den Kriegsdienst bestimmt; und das Zeichen der Ehrenlegion ist ein mächtiger Sporn, der zu Thaten treibt, die eine Aus-

zeichnung verdienen. Es ist unbeschreiblich, und manchem vielleicht unbegreiflich, wie gewaltig es den Ehrgeiz und die Nacheiferung erregt. Man muß den Menschen kennen und nehmen wie er ist, um mit Erfolg auf ihn zu wirken.

Die unermeßliche Bevölkerung Frankreichs macht es diesem Staate leicht, auf dem Wege der Konskription seine Armeen vollzählig zu erhalten; und wie ihm neue Siege einen neuen Zuwachs an Ländern verschaften, erwarb er in diesen auch die Mittel, seine Heere zu vergrößern, und durch neue Siege neue Länder und neuen Ruhm zu erwerben.

Ein Senatskonsult vom 10. Dezember übergab der Verfügung des Kriegsministers von der Konskription des Jahres 1811, zur Rekrutirung der Armeen, 120,000 Mann. Einem kaiserlichen Dekrete vom 3. Februar zufolge müssen bis zum nächsten ersten April von denselben 80,000 ausgehoben seyn. Andre Dekrete von demselben Tage befahlen die Aushebung von 5765 Konskribirten in den Departementen, welche später mit Frankreich vereinigt wurden, und ehemals Toskana, einen Theil des Kirchenstaates, das Königreich Holland und das Gebiet der Hansestädte bildeten, in welcher Anzahl indessen die Matrosen, die einige dieser Departemente zu stellen haben, nicht begriffen sind.

Die Stärke Frankreichs beruhet auf seiner Landmacht. Aber lange schon bereitete Napoleon die Mittel vor, das stolze und mächtige England auf seinem eignen Elemente, auf dem es allein besiegt werden kann, zu bekämpfen. Eine unermeßliche Küstenstreke, die sich an dem Adriatischen und Mittelmeere bis an die Säulen des Herkules, und von da an dem Ozean und der Ostsee bis über die Elbe hinzieht, und Dalmatien, Illyrien, ganz Italien, Spanien und Portugal, Holland und das Gebiet der Hansestädte in sich begreift, hat Frankreich in dem Kriege auf dem festen

Lande, als Mittel, den Krieg gegen England zu führen, erworben. Eine mächtige Marine ist gewiß für das große Kaiserreich, das doch nicht leicht Kolonien und den Seehandel entbehren kann, ein Bedürfniß. Ohne sie würde sich der Seedespotism und das Monopolium Englands ohne Nebenbuhler behaupten. Der Senatsbeschluß vom 10. Dezember hat dieselbe Masregel der Aushebung dienstfähiger Leute, welche man mit dem entscheidenden Erfolge für den Landdienst angewandt hat, auch für den Seedienst verordnet. Das Küstenland von dreisig Departementen ist bei der Konskription der Marine vorbehalten, und von dem Dienste bei der Landmacht befreiet. Ein Senatskonsult hat in denselben 40,000 junge Leute dem Minister des Seewesens zur Verfügung übergeben, deren Aushebung die Regierung befehlen kann. So haben die Departemente, aus denen das ehemalige Königreich Holland und das Gebiet der Hansestädte besteht, auch ihren Antheil zu dem Seedienste zu stellen. Gewiß hat Frankreich alle Mittel, eine furchtbare Marine zu schaffen, und es wird sie, — wer mag daran zweifeln? — zu benuzen wissen.

Auf dem Kontinente eilte Frankreich immer von Sieg zu Sieg, von Erwerbung zu Erwerbung, und es fand auf seiner raschen, glorreichen Laufbahn kaum einigen dauernden Widerstand, als den ihm das insurgirte Spanien, von England geleitet, entgegensezte. Aber an diesem Felsen bricht sich der reißende Strom seiner Macht nicht. Die gänzliche Unterwerfung der pyrenäischen Halbinsel kann nur verzögert werden, und kostet auf beiden Seiten größere Opfer.

Bei der Erwähnung der Erwerbungen Frankreichs an Land und Macht darf man die nicht übersehen, welche es im Reiche des Geistes und der Meinung zählt, und die seine Größe nicht weniger beurkunden, und seinen Einfluß nicht weniger erweitern und befestigen. Seine Geseze und

Sprache breiten sich mit jedem Tage weiter aus, und mit jedem Tage machen Künste und Industrie größre Fortschritte, und zählen irgend eine neue Entdekung, irgend eine Vervollkommung. Diese unblutigen Siege, diese Herrschaft des Geistes, von einer edleren Art, als die sich auf physische Stärke gründet, und ihre Resultate, sind umfassender und bleibender, als diese und ihre Folgen.

Um die neue Ordnung der Dinge zu bekämpfen, wurden alle Vorurtheile der alten aufgeboten. Nicht nur das politische System, auch das religiöse hatte seine Feinde; und wie das Interesse das Befreundete und Verwandte oft trennt, so befreundet und verbindet es auch das Heterogenste. Wir sahen Kezer unter der Fahne des wahren Glaubens fechten, und Christen sich gegen eine Macht verschwören, die das Christenthum zu schüzen und zu erhalten erklärte. Es gab eine Zeit, wo das Ansehen des Pabstes bei den Schwachen Besorgnisse für den inneren Frieden erregte. Man verkannte den Geist der Zeit, der eine ehemals furchtbare Macht, bis auf die Erinnerung an ihren Mißbrauch, zerstört hatte. — Das Metropolitankapitel von Paris gab ein Beispiel, das nicht ohne Wirkung blieb. Es entwikelte in einer Adresse an den Kaiser die Grundsäze und Thatsachen, auf denen die Freiheiten der gallikanischen Kirche beruhen. Die Bischöffe und Kapitel der italienischen Staaten, bei denen man vielleicht am meisten fürchtete, daß die ultramontanischen Ideen und Maximen nicht leicht Eingang finden würden, beeiferten sich, der Erklärung des Pariser Metropolitankapitels mit lautem Beifalle beizutreten. In vielfachen Adressen an den Kaiser von Frankreich und den Vizekönig von Italien betheuerten sie ihre gänzliche Anhänglichkeit an die gallikanische Kirche, und stimmten in folgenden wesentlichen Grundsäzen überein: »Jesus »Christus hat die Bischöffe, als Nachfolger der Apostèln,

»in der Regierung seiner Kirche eingesezt. — Der Wille »Jesu Christi ist einziges Gesez, und jede menschliche Anordnung liegt außer der geistlichen Hierarchie, und kann »bei der Leitung der Kirche nicht statt finden. — Die ge»wöhnliche Macht der Bischöffe kömmt unmittelbar von »Christus. Kein Mensch hat das Recht, sie zu vergrößern »oder einzuschränken. — Ein Bischof mag sich befinden, wo »er will, zu Rom, zu Konstantinopel, zu Reggio oder »Alexandrien, er hat immer denselben Karakter, und ge»nieset dieselbe Gewalt. Größere oder geringere Einkünfte, »die mit seinem Bißthum verknüpft sind, erheben ihn weder »über andre Bischöffe, noch machen sie ihn geringer. — »Wenn ein Bischof stirbt, dann stirbt die bischöfliche Ge»richtsbarkeit nicht mit ihm. Diese erlischt nie, da sie der »Kirche und den Gläubigen in jedem Augenblike nöthig ist. »In den ersten Zeiten der Kirche übernahm die Geistlichkeit »des erledigten Stuhles die Leitung desselben und verrich»tete demnach die bischöflichen Amtspflichten. Nachdem »Nectarius abgedankt, schrieb das Konzilium von Ephesus »an die Geistlichkeit von Konstantinopel, für diese Kirche »Sorge zu tragen, und alles, was ihr angehöre, sorgfäl»tig zu bewahren, um einst demjenigen Rechenschaft darüber »abzulegen, welcher durch den göttlichen Willen, zufolge »des Befehls der Kaiser, dazu bestellt werden wür»de. Dieses Vorrecht der Geistlichkeit der ersten Zeiten der »Kirche gieng darauf, mit der Einführung der Metropoli»tan- und Kathedralkapitel, mit vollem Rechte auf diese »über. — Während mehr als tausend Jähren kannte man »in der Kirche weder die kanonische Einsezung, noch »den dem Pabste zu leistenden Eid der Treue; »zwei der gewöhnlichen bischöflichen Gewalt nachtheilige »Bande.»

Wir haben uns über diesen Gegenstand etwas weit-

läufig ausgebreitet, weil wir glauben, er werde große Folgen haben.

England.

Während dem Frankreich sein Gebiet vergrößerte, und seinen überwiegenden Einfluß auf dem Kontinente von Europa befestigte, übte England seine unbestrittene Herrschaft zur See mit jener Härte aus, welche man bei Handelsstaaten von jeher zu bemerken Gelegenheit hatte, und die dem düstern und stolzen Karakter der Britten eigen ist. Die meisten Kolonien Frankreichs und seiner Alliirten hatte es im Laufe des Kriegs seiner Herrschaft unterworfen. Auch die Insel Bonaparte, eine der wenigen entlegenen Besizungen, die Frankreich geblieben waren, fiel den Engländern in die Hände. In dem Monat August 1810 machten sie auch Versuche auf die ungleich bedeutendere Isle=de=France, welche der Generalkapitän De Caen mit eben so viel Muth als Klugheit vertheidigte. Zwischen einem englischen und französischen Geschwader kam es bei dieser Gelegenheit zu einem mörderischen Gefechte, das über 30 Stunden währte, und die Engländer ihre meisten Schiffe kostete. Die Macht, mit welcher auf beiden Seiten gekämpft wurde, war nicht bedeutend, so wie auch das Resultat keine besondre Folgen haben konnte. Aber die neue Art von Ruhm, die Lorbeeren, welche die französische Tapferkeit auf einem Elemente erfocht, das nur den Söhnen des Meeres zu dienen schien, gaben diesem Vorfalle ein besondres Interesse. Isle-de-France konnte sich indessen in der Lage, in welcher es sich befand, nicht halten, und ergab sich, den 2. Dezember, durch eine ehrenvolle Kapitulation den Engländern.

Obgleich der englische Handel immer noch einige verbotene Wege nach dem festen Lande fand, so fühlte er

den Fluch Napoleons, der ihn von demselben verbannte, doch schmerzlich. Er führte seine Waaren, die auf der Insel werthlos angehäuft liegen, auf den Meeren umher, die Gelegenheit ausspähend sie auf irgend einem Punkte der Küsten abzusezen. Oft war der Versuch gelungen; denn nicht leicht läßt sich die Aussicht auf Gewinn ermüden oder schreken. Sind die Geseze scharfsinnig, die Mittel ihrer Verlezung zu vereiteln, dann ist es der Mensch immer noch mehr in Erfindung neuer Mittel, wenn ihm die Verlezung der Geseze einen gewissen Vortheil sichert. Schwer war es dem Einbringen englischer Waaren zu begegnen, blieb ihr Besiz und der Handel mit denselben auf dem festen Lande ungestört; da erklärte Frankreich ihnen den Krieg, wo sie sich auch immer finden möchten. Izt, da es gefährlich ward, solche Waaren zu haben, war es noch gefährlicher, sie einzubringen; und da nicht leicht jemand mehr ein so unsicheres Gut verlangte, hörte der Schleichhandel mit der Nachfrage nach demselben auf. Wenn auch die Verzeichnisse der zahllosen Kostbarkeiten, welche die neue Inquisition den Flammen übergab, nicht allenthalben so ganz gewissenhaft verfertigt worden wären, dann bleibt der Schaden, den diese Masregel verursachte, immer noch bedeutend, und die Furcht, welche sie verbreitet hat, nicht ohne den gewünschten Erfolg. Dieses Mittel, die ausländische Industrie zu bekämpfen, ist hart; aber die Ehre seiner Erfindung und ersten Anwendung gehört den Britten.

Die Natur sogar wirkte in dem Sinne der Feinde Englands, und das Wasser, im unerhörten Bunde mit dem Feuer, zerstörte die Erzeugnisse, welche diese feindselige Insel uns senden wollte. In dem baltischen Meere war eine bedeutende englische Kauffahrteiflotte angekommen, welche der Admiral Saumarez mit einer starken Eskader

geleitete. Im Oktober suchten diese Schiffe ihre Ladung nach dem Kontinente zu bringen, wagten es aber nicht zu landen, weil das System Napoleons eine größere Festigkeit gewonnen hatte, als Großbritannien erwartet zu haben schien. Während dem die Flotte ungewiß auf dem Meere schwamm, überfiel sie ein schreklicher Sturm, der die Schiffe zum Theil versenkte, und zum Theil nöthigte sich in die nächsten Häfen zu retten. Sie flüchteten sich nach den nahen preussischen und dänischen Küsten, wo sie empfangen und sogleich in Beschlag genommen wurden. 210 derselben, von denen 150 ihre reiche Ladung hatten, fielen den Preussen, und eine große Anzahl den Dänen in die Hände. Man schäzt den Betrag der bei dieser Gelegenheit konfiszirten Kolonialwaaren auf beinahe 40 Millionen Gulden, von denen an 14 den Dänen zu Theil wurden, und die übrigen Preussen blieben. Diese Angaben mögen vielleicht übertrieben seyn; aber der Verlust, den England durch diese Unfälle erlitt, war in jedem Falle beträchtlich.

Indessen beharrte die Regierung bei ihrem kriegérischen Systeme, und nichts ließ bei dem bestehenden Ministerium einen Wechsel der Gesinnungen erwarten. Der König, dessen Gesundheitsumstände Besorgnisse oder Hoffnungen erregten, je nachdem man eine Annäherung der kriegführenden Mächte zu fürchten oder zu wünschen hatte, blieb beinahe immer in derselben Lage. Seine Geistesabwesenheit währte fort, aber sein physisches Leben schien dadurch nicht besonders zu leiden. Der Monarch war anerkannt unfähig, die Pflichten seines Amtes, nach dem Geiste und Buchstaben der Verfassung des Landes zu erfüllen. Um diese Lüke auszufüllen, da nach der Konstitution die vollziehende Gewalt nicht nur einen integrirenden Theil der gesezgebenden ausmacht, sondern von ihr auch alle Zweige der Verwaltung, gleich Aesten von einem gemeinschaftlichen Stamme, ausge-

hen, wurde bei den beiden Häusern des Parlaments der Antrag gemacht, während der Dauer der Krankheit des Königs eine Regentschaft zu ernennen. Der Antrag gieng durch, und der Prinz von Wales, der natürliche Erbe des englischen Throns, ward zum Reichsverweser ernannt. Die Regentschaftsbill, welche ausgefertigt wurde, gesteht ihm aber nicht alle Vorrechte der königlichen Gewalt zu. Nach ihr kann er keinen Pär des Reichs ernennen, kein Amt ertheilen, dessen Dauer nicht von dem Wohlgefallen des Königs oder dem guten Benehmen des Beamten abhängt. Sie betrachtet den Regenten als eine mit einer übertragenen Gewalt bekleidete Person, und legt ihm die ausdrükliche Verpflichtung auf, seine königliche Genehmigung keiner Bill zu ertheilen, auch die bestehenden Billen nicht zurükzunehmen, in der Absicht, die festgesezte Thronfolge zu verändern. Die ganze übertragene Gewalt des Reichsverwesers höret mit dem Augenblike auf, wo der König seine Gesundheit wieder erlangt, und erklärt, er seye gesonnen, die Ausübung seiner Würde zu übernehmen. Die Person des Königs wurde der Sorgfalt der Königin anvertraut, von welcher auch die Ernennung der Personen seines Hauses abhängt.

Den 6. Februar leistete der Prinz von Wales, als Regent, den Eid, und die Staatsverwaltung befand sich demnach in seinen Händen. Von ihm hieng es nun ab, das bestehende Ministerium aufzulösen, und zur Entscheidung der großen Frage über Krieg und Frieden Schritte zu thun. Die Meinung war ziemlich allgemein, ein Regentenwechsel in England werde eine friedliche Annäherung zwischen dieser Macht und Frankreich herbeiführen. Die Gesinnungen, welche der Prinz von Wales bei mehr als einer Gelegenheit geäußert, wie auch die seiner nächsten Umgebungen, welche dafür galten, sein Vertrauen zu besizen, schienen diese Erwartung zu rechtfertigen. Indessen war es doch so gewiß

noch nicht, daß man bei dem Regenten, im Besize der königlichen Macht, die Ansichten des Kronprinzen, der sie einst zu besizen hoffte, wieder finden würde. Eine veränderte Stelle verändert das Interesse und mit ihm auch die Gesinnungen. Man hatte schon mehr als ein bedeutendes Oppositionsglied gesehen, das in das Ministerium trat, und mit dem Wechsel seiner Stelle sogleich auch sein politisches Glaubensbekenntniß wechselte.

Der Prinz Regent wußte wohl, was man von ihm erwartete; und da er dieser Erwartung nicht entsprechen konnte, so glaubte er die Gründe seines Benehmens entwickeln zu müssen. Der Morning-Chronicle erklärt dasselbe auf folgende Art: Der Prinz hatte, noch ehe er sich im Besize der königlichen Gewalt sah, die Lords Grenville und Grey beauftragt, zur Bildung eines Ministeriums, das sein ganzes Vertrauen besäße, die nöthigen Masregeln zu nehmen. Diese edlen Herren gaben ihm aber den Rath, vor allem die Aerzte des Königs um ihre Meinung über die Gesundheit desselben zu befragen, und sein Benehmen nach derselben zu bestimmen. Eine vorübergehende Veränderung des bestehenden Systems, sagten sie, seye dem öffentlichen Besten nachtheiliger als die Fortdauer desselben, so fehlerhaft es auch seyn möge, da es sich ohnehin nicht lange mehr erhalten könne. Der Kronprinz stimmte dieser Meinung bei; und da die Aerzte zur gänzlichen Genesung Sr. Majestät die größte Hoffnung gaben, so entschloß sich der Regent, mit der Administration keine Veränderung vorzunehmen.

Nach der Meinung der Aerzte, brauchte Se. Majestät kaum drei Monate zur gänzlichen Wiederherstellung. »So viel Zeit, sagt der Morning-Chronicle, der als ein getreues Organ des Prinzen gelten kann, so viel Zeit war schon nöthig, um die zu ersezen, welche von ihren Stellen kamen, und die neuen Minister mit den laufenden Geschäften bekannt zu machen. Dieser Stillstand, der unvermeidlich

war, hätte größre Nachtheile zur Folge gehabt, als man von der Fortdauer des gegenwärtigen Systems zu fürchten hat. Wir leben in einem Augenblike, wo die dringenden Geschäfte eine schleunige Ausfertigung erfordern; und es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß, so thörigt und abgeschmakt das einmal angenommene System seyn mag, wir doch in demselben schon zu weit gegangen sind, als daß wir stille stehen, oder alle Resultate desselben abwenden könnten. Wäre der Prinz, unter solchen Umständen, seinen persönlichen Gesinnungen gefolgt, dann hätte seine kurze Regentschaft eine Art von Interregnum gebildet, weil der König, bei seiner Genesung, die ehemalige Verwaltung wieder eingesezt haben würde. In jedem Falle, schließt der Morning-Chronicle, sind wir gewiß, daß die ganze Nation den Gefühlen von kindlicher Liebe und Achtung, welche bei dieser Gelegenheit das Betragen Sr. königl. Hoheit geleitet haben, ihren ungetheilten Beifall schenken wird.»

An den friedlichen Gesinnungen des Regenten war es übrigens noch erlaubt zu zweifeln. Die Rede, mit welcher er, unter dem 12. Februar, die Sizung des Parlaments eröffnen ließ, gab in dieser Hinsicht auch nicht die geringste Hoffnung, und in ihr kömmt auch nicht einmal das Wort Friede vor. So war dann auch diese Aussicht auf eine Annäherung der kriegführenden Mächte, welche eine Regentschaft zu geben schien, verschwunden, und der alte Zustand der Dinge währte fort. Mit jedem Tage wurden die Gesundheitsumstände des Königs, nach dem Berichte seiner Aerzte, besser, und man sah sogar (gegen das Ende des Februars) dem Augenblik entgegen, wo er die Regierung wieder übernehmen sollte. Eine seltsame Laune des Schiksals, das einem blödsinnigen Greise die Tage eines müden Lebens verlängert, und einen Cornwallis, Nelson, Pitt und Fox in der Mitte ihrer thätigen Laufbahn von dem Schauplaze abruft!

VI.

Verschiedene Gedanken.

Ich kann nicht leugnen, daß ich die Wahrheit der Behauptung, das menschliche Geschlecht schreite stets im Besseren fort, und werde mit jedem Tage vollkommner, nie recht einsehen konnte. Die rohe Wirklichkeit trat immer der schönen Idee unhöflich in den Weg. Mehr aber als dieser Glaube erbauete mich der Aerger seiner Aposteln über die Ungläubigen, zu denen ich unglüklicher Weise selbst gehöre. Man sollte für die Menschen, die schwer begreifen, mehr Schonung haben; denn sie sind schon darum zu bedauern, weil sie um manche Wahrheit ärmer sind, als die leicht fassen, oder leicht glauben; und das Unglük verdient wohl Mitleid, aber keinen Zorn.

Ich habe mir, um mich zu diesem Glauben zu bekehren, oft selbst folgendes vorgestellt: Trittst du der Meinung der ewig fortschreitenden Vervollkommnung unsers Geschlechtes bei, dann kann niemand dabei gewinnen, als du selbst und dein Zeitalter; denn wir nehmen unter allen Menschen, Generationen und Zeiten, als die lezten, wie billig, den

ersten Rang ein, und geben nur denen, die nach uns kommen, die Ehre der rechten Hand, und behaupten demnach unsern Primat unangefochten, weil unsre beßre Erb- nnd Thronfolger erst gebohren werden. So was kann man doch wahrhaftig glauben, ohne seiner Eigenliebe wehe zu thun!

Historische Beweise lassen sich auch für diese Meinung auffinden; denn der Mensch wird nicht leicht etwas mit Ernst suchen, das er nicht endlich fände. Wie unser Geschlecht an Vielseitigkeit das aller Thiere zusammen genommen übertrifft, und darum vollkommner ist, so übertrifft unser Zeitalter an vielseitiger Kraft und Ausbildung alle frühere Generationen. Was uns die Geschichte in Jahrhunderte zersplittert und verdünnt zeigt, läßt uns unser Jahrzehend in gedrängter Zusammenstellung sehen. Sogar in einzelnen Menschen wohnen die verschiedensten Karaktere und Meinungen friedlich beisammen. Sehet Arist! Besizt er nicht die Geschmeidigkeit eines Pisistrats bei dem Stolze eines Koriolans, jene nämlich gegen Höhere, diese gegen Niedere? Ist nicht Menander ein wahres Wunder von Gefälligkeit und Strenge, ein Alzibiades und ein Zeno zugleich? Laßt eine Schöne eine Bitte an ihn thun; mit wie viel Artigkeit wird sie erhört? mit welcher Härte dagegen eine Häßliche abgewiesen? Max ist unbestechlich, hält auf Gesez und Sitte mit Catos Strenge. Keiner wage es, ihn um Nachsicht, um eine mildere Auslegung oder Anwendung des Gesezes anzuflehen, wenn er — arm ist, und mit leeren Händen bittet. Aber die Güte von mehr als einem Titus wohnt in demselben Herzen, das nur das harte Geld erweicht!

Gewiß reichte noch nicht leicht ein Volk an diese vielseitige Ausbildung, die uns auszeichnet. Und wie das glüklichste Klima dasjenige ist, welches die Früchte aller Klimate erzeugt und reift, so ist wohl auch der Mensch der

vollkommenste, der die mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Kräfte in ihrer höchsten Ausbildung geschikt in sich vereinigt: die Fertigkeit sein Wort zu geben, mit der Standhaftigkeit es nicht zu halten; die imponirende Insolenz mit der gefälligen Kriecherei; die Verschwendung in dienstwilligem Versprechen mit der Sparsamkeit in hilfreichen Handlungen; edle Gesinnungen im Schreiben mit Niederträchtigkeit im Handeln; die Frömmigkeit auf der Straße mit der Liederlichkeit zu Hause. Ist der kleine Mensch nicht wirklich eine ganze große Welt geworden mit seinen mannigfaltigen Talenten! Wundervolle Harmonie, die das Widersprechendste verträglich zu einigen weiß!

Gelehrte Leute versicherten, nur die Gabe der Sprache erhebe den Menschen so hoch über das Thier. Sprache hatten nun freilich alle Zeiten und alle Völker; aber das Talent allein reicht nicht aus. Die Gabe der Natur muß die Ausbildung vervollkommnen, die Anwendung veredeln. Welche Zeit aber hat dies Talent der Sprache weniger vergraben? welche hat fleißiger mit ihrem Pfunde gewuchert, als die unsrige? Höret und leset, wenn euch das Sprechen und Schreiben Muse dazu läßt! Das gesprächigste und schreibseligste Jahrhundert war wenigstens das unsrige. — Es könnte anders werden.

Alle diese Gründe habe ich mir mehr als einmal selbst aufgezählt, um mich von der Wahrheit der ewig fortschreitenden Perfektion zu überzeugen, nach der wir als die stolze Krone auf dem weitästigen Baume der Menschheit prangen. Aber mit jedem Blike in die Wirklichkeit glaubte ich zu sehen, daß die Menschen und Völker, unter denselben Umständen, ewig dieselben sind; daß die Menschheit weder beständig fortschreitet noch rükwärts geht, sondern abwechselnd, nach Zeit und Verhältnissen, bald besser, bald schlimmer, bald einfältiger und bald klüger wird; daß Einzelne

hervorragen durch Kraft und Selbstständigkeit über die Menge, die sich allenthalben so ziemlich gleich sieht; und daß es endlich höchstens nur eine Erfahrung für die giebt, welche sie erlebt haben.

Der Mensch muß, was er sagt, für wahr halten; das ist er sich und andern schuldig. Aber er ist es auch sich und andern schuldig, daß er nicht alles sagt, was er für wahr hält. Fontenelle sagte, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, würde er Anstand nehmen, sie aufzumachen. Das ist klug gedacht. Hätte Sokrates diese Maxime befolgt, dann wäre er dem Märterertod entgangen. Wer von beiden hat Recht? Beide. Sokrates bewundern wir; Fontenelle können wir nicht tadeln. Viele sind berufen, aber Wenige auserwählt.

Wenn eine Macht auch die Zukunft beherrschen könnte, wie sie die Gegenwart beherrscht, dann wäre sie wirklich Allmacht. Ein braver Degen wird leicht mit hundert guten Federn fertig; aber der Einfluß, den eine gute Feder ausübt, ist allgemeiner und bleibender, als der von hunderttausend Degen. Die Franzosen, sagte, wenn ich nicht irre, einer ihrer Könige, haben Thaten gethan, wie die Römer, aber sie wurden nicht beschrieben wie die der Römer; und das macht den Unterschied. Alexander wünschte sich einen Homer, um unsterblich zu seyn wie Achilles. Er hatte Recht; denn sein ungeheures Reich fiel mit ihm; und ohne die Geschichte, die ihm Unsterblichkeit gab, wäre wahrscheinlich sein Name vergessen. Große Thaten und Menschen leben nur in den Werken großer Schriftsteller fort. Alle Pyramiden und Obelisken vermogten nicht, was ein klassisches Bändchen Geschichte vermogt hätte. Was wäre es für das Andenken mancher unumschränkten Beherrscher des römischen Reichs werth, hätte der düstre und strenge Tacitus seine Annalen nicht geschrieben?

Es ist Affektation, wenn talentlose Günstlinge des Glüks das Talent, und namentlich das des Schriftstellers, zu verachten sich das Ansehen geben. Es geht ihnen, wie den Menschen, gegen die sich die öffentliche Meinung erklärt hat; sie rächen sich an der allgemeinen Verachtung, indem sie dieselbe zu verachten scheinen wollen. Selbst der

Troz gegen das Genie ist ein unwillkührliches Geständniß seiner Uiberlegenheit.

Mirabeau (dessen Panegyrikus zu schreiben ich mich übrigens nicht berufen fühlen würde) sagte bei einer gewissen Gelegenheit: Mein Kopf ist auch eine Macht. Der Erfolg zeigte nur zu sehr, daß er Recht hatte.

Wenn ich die Anmasung gewisser Menschen sehe, die eine Art von Hof, und folglich auch ihre Höflinge haben, und glauben die Gegenwart und Zukunft beschäftige sich mit ihnen, wie diese, und mit einer schönen Equipage und einigen gepuzten Livreebedienten müsse man bis zur spätesten Nachwelt gelangen; die einen Menschen, der an seinem stillen Pulte keine Macht und keine Schäze hat, als einen Gänsekiel, ein Buch Papier und Tinte, wie ein Wesen von schlechterer Art betrachten, dann fällt mir folgende Anekdote ein, die Hume in seiner Geschichte von Großbritannien erzählt. »Der Lordsiegelbewahrer von England, Whiteloke, »berichtet, ein gewisser Milton, ein blinder Mann, habe »den mit Schweden abgeschlossenen Vertrag ins Lateinische »übersezt. Diese Redensart, fügt Hume hinzu, klingt lustig »für die Nachwelt, wenn sie betrachtet, wie unbekannt der »Lordsiegelbewahrer Whiteloke gegen Milton geworden ist.»

Ein Frauenzimmer, sagt man, wisse besser einen Mann zu würdigen, als ein Mann. In dieser Meinung schien mir viel Wahres zu liegen, und ich war immer sehr aufmerksam auf das Urtheil, welches geistreiche Frauenzimmer über Männer fällten. Mit Begierde ergriff ich jedes Buch, das eine Dame geschrieben hatte, und suchte in allen das Ideal eines Mannes, von einem Weibe geschaffen. Keines entsprach dem meinigen. Mit besonderem Vergnügen las ich Corinne von der genialischen und geistreichen Madame von Stael. Ich bewunderte die Verfasserin und Heldin. Aber welch ein Wesen ist der Geliebte der lezteren! welch ein kränklicher, empfindelnder, unentschlossener Mensch ohne Wille, Festigkeit und Haltung! welch ein unmännlicher Mann! Ich glaubte endlich die angeführte Maxime dahin berichtigen zu müssen, daß eine Frau einen Mann früher kennen lernt, als ein Mann; leichter aber seine Schwächen entdekt, als seine Vorzüge und Tugenden, wenn es nicht gerade gesellschaftliche sind.

I.

G e d i c h t e.

Doktor Martin Luthers Epistel

an den Verfasser der Weihe der Kraft.

Als Wahrheit sich vom Himmel auf mich senkte,
Den Geist ein Strahl von Gott erleuchtete,
Der Kirche Irrthum — irren ist ja menschlich —
Zu läutern und zu säubern unsre Lehre
Vom Misbrauch, der von Gottes Wege sie
Entfernte; da mir's glükte, durch die feste Burg,
Die unser Gott ist, Mäsigkeit
In den Despotensinn der Kirchverweser
Zu legen; ihrem Umsichgreifen, das
Gott nicht gefiel, ein Ziel zu sezen; da

Stieg keine leise Ahnung in mir auf,
Daß einst zu einem Spiele meine Sache
Gemodelt werden würde. — Daß der Glaube,
Der damals war, in mir es war, nun auch
Noch Glaube ist, der nämliche von damals,
Hat Gott gezeigt. — Er ließ den Glauben leben,
Und Katholik und Lutheraner reichen
Sich freundlich izt die Hand, wie damals schon
So mancher in der Stille es gethan.

Wozu denn nun im Weizen, der da blühet,
Aufs neue Unkraut säen, die Religion,
Die sich so schön izt eint, aufs neu' entzweien?
Was durch ein einzig Korn, das, ausgesä't,
So tausendfach um sich zu wuchern pflegt,
Und schneller als der gute Saame wächst,
Geschehen kann; warum sag ich, den Keim
Zur Zwietracht, in die allgemeine Liebe,
Die alles einigt, legen? — Rührt nicht auf,
Was längst begraben liegt! Vergessen hat
Man Priesterstolz und Priestertyrannei.
Der Geist der Duldung herrschet überall;
Der Geist, den meine Lehre in die Menschen
Verpflanzen sollte, nicht den Glauben tödten,
Der von der Lehre Christi an bestanden
Und niemals sterben wird. Muß man mich denn
Zu einem so unwürd'gen Wesen machen,
Daß einem lust'gen kaiserlichen Rath
Ich meine Rettung von dem Scheiterhaufen,
Nicht Gott, zu danken hätte? — Menschenkind!
Wenn du das Große in der Sendung fühlst,
Die mich auf Erden brachte; wenn du izt
Die große Wirkung anerkennst, die sich

Von Tag zu Tage deutlicher bewährt,
Die izt erst die gesegneten, die schönen,
Die allgemeinen Früchte bringt, die damals
Mein Geist schon glaubensvoll erwartete;
So mußt du auf dein Werk mit reuerfülltem,
Mit tadelndem Gewissen schauen, mußt
Selbst wünschen, nie gedichtet es zu haben.
Du wandelst meine Lieb' in Schwärmerei,
Und meiner Katharina häusliche
Einfache Denkungsart, die modelst du
In eine sträfliche Zweideutigkeit,
Und in ein Wanken zwischen Frömmigkeit
Und Laster um. Nie dachte Böra so;
Nie liefen Jünglinge den Nonnen frech
In ihre Arme, wie ihr Kloster starb.
Das Bild ist frevelhaft, entheiliget
Die Sitten jener Zeit, entheiliget
Den Geist, der mich zum Stifter neuer Lehre,
Nicht neuen Glaubens, aufrief. Im Moment,
Da alle Welt sich eint zu aller Duldung,
Da ein erstandnes Meteor auf Erden,
Mit einer Kraft von Gott, das Ungeheuer
Irreligiosität, das schon sein Haupt
In Frankreichs schönen Fluren heben wollte,
Zu Boden warf; in diesem Augenblik
Wagst du den kühnen Einfall, was ehrwürdig
Und heilig bleiben sollte, spöttelnd wizig
In eine Mähre umzuformen, die
Die Wahrheit zwischen Fabel und Erfindung
Einengt, das Heilige zur Lüge schaffen,
Und einen gläub'gen Christen zu dem Zweifel,
Als sey dem nicht so, bringen könnte! Ist
Denn Religion zu einem Spiel

Des Zeitvertreibs geschaffen? Wären denn,
Wenn frevelhaft sie auch gemisbraucht worden,
Exempel dieser Art der Gegenstand,
Um sie vor aller Augen, und zwar so,
Und noch entstellt, zu Angesicht zu bringen?
Der Körperwelt Vereinung mit der Geister
Lichtvollen Sphäre läugnet ihr; und doch
Laßt ihr in euren Mummenspielen sie
Sogar in Himmelsglorie erscheinen.
Warum denn, wenn ihr nicht dran glaubt? Ihr läugnet
Den Teufel weg, und werdet selbst die Teufel,
Die zu den Tempeln, wo die Duldung wohnt,
Kapellen bauen, die sie niederreißen.

Man läßt mich spielen, und nicht handeln; wehe
Mir, wär' ich jener Luther nur gewesen,
Den du gemahlt! dann würd' ich schwerlich mich
Von oben mit dir unterhalten können.
Zu einer solchen Szene, wie die lustige,
In der du mich mit Katharinen ein'st,
Konnt ich das Bild nicht geben; wen'ger noch
Der fromme Erzbischof Albert von Mainz; —
Und einem solchen Possenzug die Fürsten,
Die Edelsten des Reichs beizugesellen! —
Wir alle wahrlich hätten uns geschämt,
Wenn wir in einem solchen Lichte zu
Erscheinen nur geträumt! Zwar Träume webt man
Aus Wind und wie man will; sie helfen uns
Die Katastrophen enden, wo uns Wahrheit
Und Geist verlassen. — Lag in meinem Leben
Denn so viel Wahrheit nicht, daß man so entstellt
Mich darzustellen nöthig fand? — O Herr!

Vergieb den Sündern! sagte einst der Heiland;
Sie wissen ja nicht was sie thun. Nun ich
Vergebe dir auch deine Schwärmerei
Und sollten wir uns einst zusammen sehn,
So reicht dir Luther freundlich doch die Hand.

II.

Rosaldo von Venedig.

(Eine Novelle.)

Komm, seze dich! Der Nordwind stürmt ums Zimmer,
Mit Eis beladen schleicht der starre Rhein;
Laß uns beim traulichen Kaminenschimmer
Dies Stündchen traulichen Gesprächen weihn,
[illegible]önnt' es auch an Stoffe fehlen,
[illegible]ander Mährchen uns erzählen!

Ich wenigstens, mein Freund, ich bin nun einmal so:
Wie oft hat mich ein Mährchen schon bethöret;
Wenn man die Wahrheit in der Fabel höret,
So macht sie mich bald traurig und bald froh,
Kann ich nur im Gemische meiner Feen
Das Menschliche und Menschenweise sehen.

Doch denke nicht, als wollt' ich dir von Oberon
Und von Silphiden etwas sagen:
Sie hat sich wirklich zugetragen,
Sagt Carlo mir, Venedigs Sohn,
Die rührendste, die traurigste Geschichte,
Die ich dir, wenn du hören willst, berichte.

Zwar möcht' ich nicht für ihre Wahrheit stehen,
Wie für Geschichte überhaupt auch nicht;
Doch kannst du ja mit eignen Augen sehen,
Wie gut, wie schlecht sie für sich selbsten spricht.
Ich gebe dir des guten Carlos Gabe,
Wie ich sie selbst empfangen habe.

Für mich, sagte mein Freund, indem er sich ein Köhlchen auf die Pfeife suchte, hättest du den ganzen Prolog nicht nöthig gehabt. Erzähle, was du willst: mache mir nur nicht Langeweile! — Geschichte, Halbroman, Novelle, Sage, Mährchen, Gespenstergeschichte — ist mir gleich, wenn sich nur die Pfeife ohne Gähnen dabei rauchen läßt. Und nun beginn!

Da du so gerne Bedingungen machst, erwiederte ich, so wirst du geruhen, auch eine von meiner Seite anzunehmen. Es ist diese, daß du mir nicht bei jedem dritten Worte in die Rede fällst, und beständig Fragen an mich thust, als wäre ich überall in Person dabei gewesen. Ich kenne in der That nichts unausstehlicheres! — Zugestanden! sagte er lachend, und ich hub an.

In der Zeit, als noch der Meere
Königin Venedig war,
Und der Sarazenen Heere
Bebten ihrer Krieger Schaar,

Als des Markus heil'ge Fahne,
Im beglükten Siegesflug,
Uiber ferne Ozeane
Glorreich ihren Namen trug,

Als an Adrias Gestade
Noch der Christen Rettung hieng,
Und der Ungar und Sarmate
Hilfe noch von da empfieng,
Wenn die Macht der Ottomannen
Ihnen Untergang und Tod,
Oder Fesseln der Tyrannen
Muhameds zu wählen bot.

»In welchem Zeitalter war das?» fragte mein Zuhörer, der sich um nichts auf der Welt so wenig bekümmert hatte, als um die Geschichte der italienischen Freistaaten. Da ich wußte, daß jede Antwort bei ihm in der Regel eine neue Frage erzeugte, so sagte ich sehr lakonisch und unbestimmt: im Mittelalter, und er schien damit zufrieden zu seyn.

Damals, als sie andre retten
Konnte, war sie selbst gedrükt,
Von des Despotismus Ketten
Unauflösbar fest umstrikt.
Während sie in weiter Ferne
Lorbeerkränze sich errang,
Neigten ihrer Freiheit Sterne
Alle sich zum Untergang.

Aufgeblas'ne Senatoren
Gründeten den Eisenthron
Der Gewalt in ihren Thoren,
Sprachen den Gesezen Hohn.

Von patrizischem Geschlechte,
Durch Jahrhunderte geehrt,
Wähnten sie des Volkes Rechte
Ihrer Ehrfurcht nicht mehr werth.

Blumen, die dem Sieg' entsprossen,
Sollten einzig ihnen blühn;
Blut, wie Wasser hingegossen,
Floß für die Despoten hin.
Wenn die Tyrannei in Seide
Und in Purpur Feste gab,
Grub in namenlosem Leide
Die Verzweiflung sich ein Grab.

»Das heiß ich starke Farben auftra[illegible]!« O, ich bitte dich! hätt' ich Farben der Hölle, den Despotismus zu mahlen, ich nähme sie.

Wenn ein Monarch despotisirt, so ist er doch nicht unsterblich, und einem Nero kann ein Titus folgen; aber der Despotismus in republikanischen Senaten kann forterben; das Individuum stirbt: der Gemeingeist von Korporationen lebt fort. Die Monarchie ist — wenigstens für alle Staaten von beträchtlicher Ausdehnung — die vollkommenste Form; aber es muß Monarchie seyn, wie man sie in Europa kennt, wo kein Volk mehr so niedrig steht, daß es den formlosen Despotismus dulden könnte. —

In der Periode, aus welcher sich Carlos' Sage [illegible] hatte der Senat von Venedig, oder die patrizischen Geschlechter, nach und nach die Alleinherrschaft an sich gerissen; es gab keine Staatsverfassung, keine Rechte und Freiheiten des Volkes mehr. Der Wille des durchlauchtigsten Senats bestimmte alles. Er führte Kriege, um Ruhm und Eroberungen zu erndten, oder auch — im Geiste des römischen Senats — um das murrende Volk in Thätigkeit zu sezen;

verschwendete rüksichtlos die Hilfsquellen des Staates, und spielte sultanisch mit der Freiheit der Bürger. Indessen wußte der wachsame Senat alle Verschwörungen sogleich in der Geburt zu erstiken, und durch strenge und große Masregeln die künftigen zu vereiteln. Uiberdies hatte er, außer seiner ohnehin starken Parthei, Flotten und Truppen, auf deren Treue er sich verlassen durfte; so daß nur eine große, weitumfassende Unternehmung gefährlich werden konnte, deren Entdekung aber eben darum desto leichter war.

Hettore Rosaldo, ein junger Nobili von zwanzig Jahren, machte dennoch den kühnsten Plan zu einer Staats-Revolution. Geboren mit den größesten Anlagen und einem kühnen Unternehmungsgeiste, verband er die Entschlossenheit der Ausführung mit der Kühnheit des Entwurfes, und mit der unbegrenztesten Vaterlandsliebe einen Enthusiasmus für freie Verfassung, der in den Herzen seiner Zeitgenossen erstorben schien. Da er sich schon in seinem achtzehnten Jahre in einem Feldzuge gegen die Osmannen rühmlich ausgezeichnet hatte, und mit der Festigkeit eines Gracchus die Liebenswürdigkeit eines Alzibiades verband, so war er zugleich die Bewunderung und die Liebe des ganzen Volkes.

Eben rüstete sich die Republik zu einem neuen Kriege gegen den halben Mond, ohne daß das Volk das mindeste von der Veranlassung desselben wußte. Kein Wunder, daß die Ruhm- und Vergrößerungssucht des Senats ein allgemeines Mißvergnügen hervorbrachte, das sich zwar nirgends laut äußerte, aber eben darum desto geschikter war, bei dem ersten Entzündungsfunken eine schrekliche Explosion zu machen. Das meinte auch Rosaldo, und sein kühner Feuergeist brannte vor Begierde, den wirksamen Funken in alle verborgene Minen zu werfen, den stolzen, usurpirenden Senat in die Luft zu sprengen, und neue Freiheit, neues Leben, neue Schöpfungen hervorzurufen. Sein Herz sagte

ihm, daß er bestimmt sey, Venedigs Gracchus zu seyn; und, obgleich selbst Nobili und Sohn eines Senators, wollte er sich nur dem Wohl des Volkes weihen.

So jung auch Rosaldo noch war, so viele Vorsicht hatte er doch bei Anlegung seiner Pläne. Er war freilich in der Nothwendigkeit, sich eine Parthei unter dem Volke und auf der Flotte zu machen; aber deswegen war es nicht nöthig, daß die Parthei auch in seine Mysterien eingeweiht wurde. Indessen bildete er sich einen kleinen Zirkel von Vertrauten, die er nicht entbehren konnte, ob er schon wußte, daß ein wahres Geheimniß nur dasjenige ist, welches in einer Brust verschlossen bleibt. Da er in Venedig selbst kein sicheres Lokal zu seinen geheimen Zusammenkünften zu finden glaubte, und die Argusaugen seines Vaters, des grauen Senators, mehr als alle andere scheute, so miethete er sich für die schöne Jahrszeit eine Villa am Meere, deren einen Flügel zwar die Eigenthümerin, eine Wittwe, mit ihrer Tochter bewohnte, von deren Neugierde er aber nicht das mindeste zu fürchten hatte.

In vertrauter, dunkler Stunde,
In der Villa an dem Meer,
Sammelt er zum heil'gen Bunde
Die Verschwornen um sich her.
Jener Tag, wo mit dem Meere
Sich Venedigs Haupt vermählt,
Ward von diesem kleinen Heere
Zum Erlösungstag erwählt.

»Wann der Bucentauro wallet
»Und des Markus Flagge winkt,
»Hoch des Volkes Viva schallet
»Und der Ring des Doge sinkt,
»Waffne sich am Arsenale,

»Wer die Freiheit sich erkohr,
»Hebe mit gezüktem Stahle
»Rächend seinen Arm empor!

»Alle Edlen, alle Guten,
»Von der Tyrannei gebeugt,
»Werden uns entgegen fluten,
»Wenn sich ihnen Rettung zeigt.
»Muthig können wir im Sturme,
»Wie im Meere Felsen, stehn,
»Wenn nur von dem Markusthurme
»Hoch der Freiheit Fahnen wehn.»

Am Tage der Himmelfahrt, in der festlichen Stunde, wo der Rath von Venedig, die Nobilis und das Volk in tausend Gondeln den schimmernden Golfo bedeken, in dem heitern Augenblike, wo am Borde des glänzenden Bucentauro der Doge der Republik den goldenen Vermählungsring in Adrias kristallenen Schoos fallen läßt, sollte die sehr verwikelte aber wohlberechnete Explosion erfolgen. Die Parthei auf der Flotte sollte sich derselben bemächtigen, und den Doge, so wie alle Senatoren, die sich auf dem Wasser befänden, plözlich gefangen nehmen; ihr Anführer sollte Rosaldo selbst seyn. Im nämlichen Augenblike sollte die Parthei innerhalb der Stadt das Arsenal stürmen, das Volk bewaffnen, die Staatsinquisitoren verhaften, den Markuspallast und alle Hauptpläze besezen u. s. w. Alle nöthigen Verabredungen und Anstalten waren getroffen; es schien, daß nur eine einzige Bedingung zum Gelingen des großen Plans erforderlich sey, und diese war — Verschwiegenheit.

Sorgsam trugen die Genossen
Ihr Geheimniß in der Brust;
Doch Rosaldo, tief verschlossen,

War sich der Gefahr bewußt.
Was auch Donna Laura fragte,
Schüchtern, unruhvoll und gut,
Was sie sorgte, was sie klagte,
Scherzt' er weg mit frohem Muth.

»Donna Laura?« fragte mein Freund, »von dieser hast du ja noch kein Wort gesagt?«

Eben darum, mein hochgeschätztes Auditorium, sagte ich, muß ich das noch izt thun. Laura war die Tochter der gedachten Eigenthümerin der gemietheten Villa. Sie stammte aus einem der edelsten und reichsten Geschlechter der Republik, und verband in ihrem sechszehnten Jahre mit einer außerordentlichen Schönheit einen gebildeten Verstand und das tugendhafteste Herz. Der herrschende Zug ihrer Physiognomie und ihres Karakters war Sanftheit und jene süße Naivität, welcher selbst das Herz eines Barbaren huldigen müßte. Dieses edle Mädchen war Rosaldos erklärte Geliebte; sein Vater und ihre Mutter billigten die schöne Wahl ihrer Kinder wechselsweise. Diese Laura, dieser sanfte Engel, vermogte so gut, dem Jünglinge ein stilles, trauliches Paradies zu schaffen; aber sein thatendurstiges Herz reißt ihn in den Strudel des tobenden Weltmeers; in dem Gebrülle der borstenden Wogen hört er noch Lauras warnende Stimme lispeln; es ist eine Stimme des Himmels, aber er folgt dem ziehenden Genius. Der Sturm erwacht, der Tag erlischt, die Donner des Schicksals rollen: die Stimme ist verweht — alles todt, schweigend!

Laura hatte schon längst an Rosaldos zerstreutem, geheimnißvollem Wesen, so wie an den ungewöhnlichen nächtlichen Zusammenkünften in der Villa gemerkt, daß er irgend etwas besonders auszuführen habe. Nicht blos Neugierde, die man dem schönen Geschlechte besonders zutrauet, sondern

ihre leidenschaftliche Theilnahme an allem, was Rosaldo angieng, ihre Aengstlichkeit bei dem Gedanken an seine Kühnheit, bestimmten sie, ihm sein Geheimniß zu entreißen. Indessen hielt das sehr schwer; nicht weil Rosaldo Mistrauen in Lauras Verschwiegenheit sezte; denn er war stets der Meinung, daß das, was er und Laura wüßten, nur eine Person wisse. —

»Oho! sagte mein Auditorium, das war ein starker Glaube!« Ja, sagte ich, für alle die, welche nicht die Erfahrung gemacht haben, daß Niemand so geschikt ist, Wichtigkeiten streng zu verschweigen, als ein liebendes Weib! — sondern deswegen, weil er ihre Unruhe und zärtlichen Besorgnisse fürchtete. Da sie aber schon Ahnungen hatte, so machte eben die Ungewißheit das Uibel ärger, und Rosaldo war endlich so in die Enge getrieben, daß er sich entschloß, ihr zu beichten.

Du hast ohne Zweifel schon im Voraus vermuthet, daß Laura nicht à la hauteur de la révolution seyn möge. In der That war sie das auch in keiner Hinsicht. Was sie von der Geschichte ihrer Vaterstadt wußte — um die alte Geschichte hatte sie sich nur wenig bekümmert — konnt' ihr eben keine Vorliebe für Staatsrevolutionen einflößen. Die politischen Erschütterungen von Venedig, Pisa, Florenz, Genua, Mailand, Neapel, waren größtentheils eher geschikt, ihren Abscheu zu erregen. War es demnach ein Wunder, daß sie allen ihren Einfluß anwändte, um Rosaldo von seinen Plänen abzulenken?

»Ich bin, sagte sie oft, ein sehr unwissendes und schwaches Mädchen; aber ich kann nicht glauben, daß eine »gewaltsame Revolution in der That jemals gut seyn könne. »Du willst eine bewirken, weil du dein Vaterland liebst; »aber wie kann wohl der das Vaterland lieben, der seine »Mitbürger mordet?«

Liebe Laura, nicht, ob eine Revolution an sich gut, sondern ob sie nothwendig sey, ist die Frage. Ein Ausbruch des Vesuvs kann wohl einigen Dörfern den Untergang bringen; aber wenn dieser Ausbruch zur Erhaltung Italiens nothwendig wäre? Laß du meine Revolution einigen hundert Bürgern das Leben kosten; sie fallen als Opfer für das Wohl der kommenden Generationen; der Despotismus des durchlauchtigen Senats liefert jedes Jahr deren weit mehr auf die Schlachtbank.

»Wohl, Rosaldo! Aber da stets große, empfindliche »Uibel bei Staatsumwälzungen vorauszusehen und unfehlbar »sind, so sollte doch billig der Revolutionär auch einen »untrüglichen Kalkul der Vortheile derselben ziehen können. »Du sagst: unser Gewinn ist die Freiheit. Ich will dich »nicht fragen: ob die Venezianer überhaupt frei seyn können »und dürfen. Aber was bürgt dir, daß sie es seyn »werden? Du wirst Veränderungen bewirken; aber die »Menschen werden die nämlichen seyn. Den gestürzten »Tyrannen werden tyrannisirende Demagogen folgen, und »am Ende dankt das Volk dem lieben Gotte, wenn sich »ein vernünftiger Mann die Mühe giebt, es wieder zu »regieren.»

Der Mensch, Laura, hat nichts als seinen Willen; alles andre gehört dem Schiksale. Unsre Handlungen sind Saamenkörner, die wir unter frommen Wünschen ausstreuen; Keimen, Gedeihen und Fruchttragen steht nicht bei uns. Du darfst keinem Bettler ein Almosen geben, liebe Laura, wenn du für die Folgen dieser Handlung verantwortlich seyn sollst. Wir steuern unsern Faden zu dem großen Gewebe der Zeit: das Gewebe selbst kennen wir nicht.

»Eben darum, Rosaldo, scheint es mir so gefährlich, »aus dem kleinen, leicht zu übersehenden Kreise des Privat-

»mannes in eine solche Laufbahn zu treten, und — wie »soll ich sagen — die Räder des Schiksals hemmen oder »treiben zu wollen.»

Niemand, Geliebte, zieht sich selbst seinen Kreis: der meinige ist das Vaterland.

»O, daß dein Kreis in meinen Armen bliebe! Kann »ich dir kein Glük geben, das dich an mein Herz feßle? »Ist es nicht Durst nach Ruhm — ich beschwöre dich, offen»herzig zu seyn — was dich fortreißt? Ich liebe dich und »es ist unmöglich, daß mein Herz noch eine andre Leiden»schaft fühle; aber du, was liebst du noch außer mir, Ro»saldo? oder was kannst du mehr als mich lieben?»

Das Vaterland! das Vaterland, meine Laura! sprach Rosaldo, und schloß die Vortreffliche mit Thränen an sein Herz, riß sich los und gieng in die Versammlung der Verbündeten. Man konnt' ihm mit Göthe zurufen:

»Wir lassen los, was wir begierig faßten.
»Es giebt ein Glük, allein wir kennen's nicht:
»Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schäzen.»

Nie wich Rosaldo von Laura, daß das gute Kind nicht in sein Kabinet geeilt wäre, um auf seinen Knien vor Madonna höhern Schuz für den Geliebten zu suchen. Hingeworfen, wie eine betende Grazie, hob sie das schmachtende, verlangende Auge unter den langen umschattenden Wimpern empor; Herz und Wangen schwammen in andachtsvoller Glut: — eine Heilige zu den Füßen einer andern. Beruhigt, aller Besorgnisse frei, erquikt von dem Thaue himmlischer Tröstungen, tragend den Talisman der Religion in kindlichem Herzen, kehrte sie zurük. In solchen Augenbliken entschloß sie sich, auch in Rosaldos Gegenwart Ruhe zu zeigen, oder doch zu heucheln; aber jedesmal drükte der Gedanke, daß diese Umarmung die lezte seyn könnte, das

schwache, zärtliche Mädchen nieder. Ist es nicht wahr, sagte ich zu meinem Freunde, daß uns die Weiber gerade darum so liebenswürdig erscheinen, weil sie so schwach sind? Indessen sahe sie nur zu wohl, daß Rosaldo unerschütterlich bei seinem Entwurfe beharre, ob sie schon jede Art weiblicher Zauberei anwandte, den Feuerkopf zu bändigen. Rosaldo mochte ihr immerhin von den Timoleonen und Brutussen des Alterthumes, von Porcia und Arria, erzählen; sie sagte gewöhnlich sehr naiv zu ihm: »O heilige Jungfrau! ich könnte keine Heldin seyn!»

Als das Fest der Auffahrt nahte
Und er scheidend sie umfieng
In der Villa am Gestade,
Gab er ihr noch einen Ring,
Aus dem reinsten Gold getrieben,
Und in diesem Ringe stand,
Zur Erinnerung geschrieben:
Liebe, Gott und Vaterland! —

»Gehe!» spricht, in tiefer Trauer,
Laura, »geh', du liebst mich nicht!
»Mich durchbebt des Todes Schauer
»Und mein Herz, Rosaldo, bricht.
»Gehe hin! des Ruhmes Kränze
»Sind dir mehr als Myrthen werth;
»Wohl! erringe sie und — glänze! —
»Mir, mir sey ein Grab gewährt!

»Glük mit dir! Timoleone
»Achten Herz und Liebe nicht;
»Freue dich der Lorbeerkrone,
»Wenn man mir Zipressen flicht.

»Reiße dich aus dieser Stille,
»Die dem Helden nicht gefallt;
»Reiß dich los — ist's Gottes Wille —
»Von dem Mädchen, das dich halt!« —

O geliebte Laura, schweige!
Spricht der Jüngling, sanft und gut.
Gute, edle Seele, zeige
Edelsinn und festen Muth!
Wenn das Vaterland mir winket,
Sage, soll ich stille stehn?
Und wenn es in Trümmer sinket,
Soll nur ich nicht untergehn?

Du, mir theurer als das Leben,
Theurer, als Unsterblichkeit,
Laura, wollte Gott es geben,
Einzig dir wär' ich geweiht.
Aber kann ich widerstehen?
Mich knüpft noch ein andres Band;
Mädchen, ich hör' nicht dein Flehen,
Denn mich ruft das Vaterland!

Rosaldo begab sich nun auf die Flotte, um sie bis zur Entscheidung der großen Sache nicht mehr zu verlassen. Dieser Aufenthalt konnte desto weniger befremden, da er für die bevorstehende Expedition ein Kriegsschiff zu kommandiren hatte, das noch nicht in vollkommenen Zustand gesezt war. Es waren noch zwei Tage bis zu dem der Auffahrt, und er wollte diese Zeit zur weitern Bearbeitung des Seevolks benuzen. Eine Zwistigkeit zwischen zwei Häusern der Verbündeten war nun auch glüklich beigelegt. Astolpho, kommandirender Offizier der senatorischen Wache, war in den Bund gezogen worden, verlangte aber das Kommando

der Insurrektion innerhalb Venedig. Da ihn Rosaldo als einen gefährlichen Menschen kennen lernte, und wohl sahe, daß er diese Foderung nicht aus Eifer für die gemeine Sache, sondern um Privatrache an einigen Senatoren zu nehmen, that, so bewog er ihn, unter scheinbaren Vorwänden, davon abzustehen, und dasselbe dem Sorelli, genauem Freunde Rosaldos, zu überlassen. Astolpho gab auf eine so ungekünstelte Weise in dieser Sache nach, daß jedermann überzeugt wurde, sie könne weiter nicht die mindesten Folgen haben.

Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß in keinen Verkettungen menschlicher Dinge häufiger als bei Revolutionen und Verschwörungen der sonderbare Fall eintritt, daß ein scheinbar ungünstiges Ereigniß gerade zur Begünstigung der Unternehmung ausschlägt, so wie umgekehrt das scheinbar günstige zuweilen eine unerwartete Gegenwirkung hervorbringt. Es giebt, wenn man so sagen kann, Ströme von Begebenheiten, in welchen keine Direktion mehr möglich ist; der Pilot kann getrost den Kompas wegwerfen: alle Geseze sind aufgehoben. Alles, was er in diesem Drange zu thun vermag, besteht darin, die Begebenheiten, die er nicht herbeiführen kann, sondern die das Schiksal gleichsam als Quodlibete schüttelt, so gut als möglich zu benuzen, und aus dem Zufalle selbst mit Genie Vortheil zu ziehen: Eben darin besteht die Superiorität außerordentlicher Menschen, deren sich die Vorsehung bedient, diejenigen Veränderungen in der moralischen Welt zu bewirken, welche Orkane und Erdbeben in der physischen hervorbringen.

Am Tage vor dem Feste war jede Veranstaltung der Verbündeten getroffen; aber ein Umstand beunruhigte sie noch. Es fehlte ihnen nämlich an Waffen, und der Eingeweihten waren weit zu wenig, um sie nicht alle gut

bewaffnet haben zu müssen. Aber schon mit dem Anbruche des Tages erschien Astolpho auf der Flotte und meldete dem Gesammt-Oberhaupte, daß er so glüklich gewesen sey, den Offizier der Wache des Arsenals in das gemeinschaftliche Interesse zu ziehen, und daß dieser die Bewaffnung der Verbündeten in der kommenden Nacht begünstigen wolle; er würde ihn übrigens selbst zu Rosaldo bringen, um die nöthigen Verabredungen mit ihm zu treffen u. s. w. Rosaldo nahm das Anerbieten an; indessen fühlte er wohl, daß er die größeste Vorsicht bei diesem Unternehmen haben müsse, um keinen Lärm vor der Zeit zu machen. Er sagte also blos zu Astolpho: er möge ihm jenen Offizier um Mittag schiken, und ließ für die nämliche Zeit seinen Freund Sorelli bestellen. Nachdem er sich der Absichten des Arsenal-Offiziers versichert halten konnte, machten sie den Plan, jene Bewaffnung in der größesten Stille vorzunehmen. Sorelli sollte die Verbündeten zur Mitternacht in seiner Wohnung, die ohnweit dem Arsenale lag, versammeln, und sodann nur je sechs und sechs Mann zum Abholen der Waffen dahin schiken. Bei dem Arsenale selbst wollte Rosaldo mit dem Offiziere über die nöthige Ruhe wachen.

Es war eine trübe, dunkle Nacht. Venedig lag in tiefem Schlummer; kein Ton unterbrach die allgemeine Stille. Nur bei Rosaldos Tritten rief die Wache ihr donnerndes: Chi va la? Es war Mitternacht, als Rosaldo bei dem Arsenale ankam. Der Offizier hatte schon vorgearbeitet; in langen Reihen lagen Rüstungen und Waffen; jeder Kommende durfte nur geradezu eine nehmen. Beide erwarteten nun im großen Thore des Arsenals die erste Abtheilung der Verbündeten, und in der That sahen sie auch bald sechs Mann mit Blendlaternen auf sich zu kommen, welche leztern gegen die Verabredung mit Sorelli waren. Aber man stelle sich das Erstaunen der beiden vor, als einer

der sechsen heraustrat, und sie mit den schreklichen Worten anredete: »Im Namen der Staatsinquisition seyd ihr arretirt!» Wir sind es nicht, rief Rosaldo mit fürchterlicher Stimme, zog seinen Damaszenersabel, und hieb ein wie in Türkenköpfe. Der brave Offizier folgte seinem Beispiele, und in einem Augenblike waren die Sbirren auseinander gesprengt. Sie eilten nun auf Sorellis Wohnung zu, nahmen die ihnen begegnenden Verbündeten mit sich zurük und traten in die bestürzte Versammlung. »Sorelli, sagte »Rosaldo, wir sind verrathen! Was wir also morgen thun »wollten, muß heute geschehen. Gehe, stürme das Arsenal »und verfolge den Plan; ich eile auf die Flotte!» Er gieng begleitet von zwölf Mann; aber kaum trat er aus dem Hause, so hört er schon Allarm schlagen und starke Patrouillen marschiren. Der ersten, die ihn anrief, antwortete er: »Rosaldo und der Tod!» und die tapfere Patrouille, die ihn hundert Mann stark wähnte, griff nicht an. Er kam bis zum Hafen; aber welch ein Donnerschlag für Rosaldo: ein starkes Detaschement hatte schon den Zugang desselben besezt. Da auf der Flotte und seiner Gegenwart auf derselben alles beruhte, und er auf einen Ausfall seiner dortigen Parthei rechnete, so griff er entschlossen an. Aber vergebens mähte sein Säbel die Senatsknechte wie Schilfrohr, vergebens fochten die zwölf wie Rasende: die Menge überwältigte sie, und Rosaldo fiel unter seinen Wunden. Man nahm ihn gefangen.

Indessen stürmte Sorelli das Arsenal; er fand eine neue und starke Wache, die aber der Menge weichen mußte. Nachdem die Insurgenten bewaffnet waren und das Arsenal besezt hatten, zogen sie unter dem Geschrei: nieder mit den Senatoren! gegen den Markus-Pallast, als sie die Nachricht von dem Gefechte am Hafen und dem Falle Rosaldos erhielten. Sorelli führte sie sogleich auf diese Seite; allein

er machte bald die traurige Entdekung, daß der Muth dahin war. Mit jedem Schritte verlor er von seinen Helden, die einzeln ihren Rükzug machten, und bald sah er sich auf ein kleines Häufchen von Getreuen eingeschränkt, mit denen er aber, ohne rasend zu seyn, nicht durchzudringen erwarten konnte. Er ließ sie also auseinander gehen, und er selbst war glüklich genug, ein Asyl zu finden, wo ihn keine Sbirren und kein Astolpho aufzufinden vermogten.

»Kein Astolpho? Wie kommst du denn auf den?« fragte mein Zuhörer.

Ich habe dir vorhin gesagt, daß Sorelli und Astolpho einen Zwist über den Oberbefehl innerhalb der Stadt gehabt hatten. Er war dem Scheine nach beigelegt, aber da nun Astolpho gewisse Privatabsichten nicht erreichen konnte, und ihm an der goldenen Freiheit wenig gelegen war, so beschloß er, nun von einer andern Seite Gewinn aus dem Handel zu ziehen. Er entdekte also den Staatsinquisitoren diese sogenannte Verschwörung, (ein Wort, das nur von Verbindungen gegen gesezmäßige, nicht aber gegen usurpirte Gewalten, zu brauchen ist), und erklärte zugleich mit einer nicht neuen Spizbubenfeinheit, daß er zum Scheine dem Komplotte beigetreten sey, um den Plan desselben kennen zu lernen. So war also ein an sich geringfügiger Vorfall der Grund, warum ein sehr großer und reifer Plan mißlang.

Man kennt den Gang der ehemaligen venetianischen Kriminal-Justiz; sie war stets rasch und streng. Es stand also nichts anders zu erwarten, als daß alle Häupter der Verschwörung zum Tode verdammt, und die übrigen mit langwierigen Gefängnißstrafen belegt werden würden. Indessen trat in dem gegenwärtigen Falle der besondere Umstand ein, daß mehr als zwanzig Senatoren, und zum Theile sehr ehrwürdige Mitglieder, das Unglük hatten, Söhne unter den Konspirirten zu haben. Dieser Umstand, verbun-

den mit der Erwägung der großen Jugend der meisten unter ihnen, bestimmte die Richter, die Verbrecher blos auf die venetianischen Inseln zu deportiren, und dort auf unbestimmte Zeit gefangen zu halten.

Du fragst nach Laura? O mein Freund, frage mich nicht, oder laß mich mit Shakespear sagen:

» . . . . . . Sie härmte sich schweigend
»Bleich und krank, und von der betäubenden Schwermuth entstaltet,
»Saß sie, gleich der Geduld, auf einem Grabmal und lachte
»Bei der tödtenden Traurigkeit.»

Ja, sie lachte bei der tödtenden Traurigkeit, sagte aber nichts, als: »Schike mich ins Kloster, liebe Mutter!» O Laura, du willst mich ins Grab schiken! sagte die arme Mutter. — Monate verflossen, ehe sie eine Thräne weinte, dann kehrte die Besinnung wieder und in die Thränen der Mutter mischten sich nun auch die ihrigen. Getrösteter wäre sie schon gewesen, hätte sie einen Augenblik ihren lieben Gefangenen sprechen können; aber dies war auf keine Art möglich zu machen. Indeß waren Rosaldos Wunden geheilt und das Deportationsurtheil mußte vollzogen werden.

Nacht umhüllt die Hemisphäre
Und die Zwillingssterne glühn,
Sieh, da führet die Galeere
Ihn zu Korfu's Eiland hin.
Eine Burg aus grauen Zeiten,
Moosbewachsenes Gestein,
Soll der Schauplaz seiner Leiden
Und sein ödes Grabmal seyn.

Ach, dir folgen Laura's Thränen,
Die nun Gott und Welt verläßt;

Dich nur ruft das bange Sehnen,
Das der Unschuld Busen preßt.
Jammernd sizt sie am Gestade,
Wenn Aurorens Rosen glühn,
Weinend, wenn durch Aetherpfade
Mond und Sternenchöre ziehn.

Hin, nach Korfu hingelenket
Ihren wehmuthsvollen Blik,
Ruft, in ihren Traum gesenket,
Sie die Vorzeit sich zurük.
Keine Gondel schwebt vorüber
Und sie seufzt: o führtest du
Mich nach Korfu's Strand hinüber
Meinem trauten Jüngling zu!

Schon drei Jahre sind verflossen:
Ihre Thränen troknen nicht;
Keine junge Rosen sprossen
Auf dem bleichen Angesicht.
Immer noch fleht sie um Zelle,
Schleier, Einsamkeit und Nacht —
Sieh, da wird der Himmel helle,
Und der Stern der Liebe lacht!

»Nun das freut mich in der That, sagte mein Zuhörer, »daß es wieder besser geht! Was mich betrifft, ich hatte »schon alles aufgegeben.«

Du hattest auch alle Ursache dazu, fuhr ich fort. In Venedig waren Begnadigungen und Amnestien eben selten an der Tagesordnung; allein auch hier keine Regel ohne Ausnahme. Du kannst dir leicht denken, daß die bei dem Schiksale ihrer Söhne interessirten Senatoren keine Mittel sparten, eine Amnestie zu bewirken, die sie auch endlich nach

drei Jahren zu Stande brachten. Nur Rosaldos Vater erlebte diesen Trost nicht; der Gram über den Verlust seines einzigen Sohnes hatte ihn ins Grab gedrükt. Ganz Venedig jauchzte bei der Bekanntmachung einer Amnestie, die so viele Volksfreunde rettete, und vergaß aus Dankbarkeit für diese edle und ungewöhnliche Mäßigung des Senats so manche Uibel, worunter es seufzte, und deren Quelle nur Er war.

Amnestie! schallt durch die Lüfte,
Rund ertönet: Amnestie!
In der Kerker finstre Grüfte
Dringt die süße Melodie.
Schlösser knarren, Riegel klirren,
Und die Eisenbande bricht,
Und aus öden Nächten irren
Die Gefangnen an das Licht. —

Sorelli, welcher in den drei Jahren, ich weiß nicht wie, ein sicheres Asyl in Venedig selbst gefunden hatte, und unentdekt geblieben war, machte izt von seiner Freiheit den ersten Gebrauch, und eilte zu der Geliebten seines Freundes, um ihr zu sagen, daß er des andern Tags mit dem Schiffe, das die Amnestie nach Korfu bringen sollte, dahin fahren würde, um seinem Freunde zuerst die Freiheit zu verkünden. Laura, in ihrer grenzenlosen Freude, wollte sich diesen Vorzug nicht rauben lassen; und was auch die Mutter von Anstand und jungfräulicher Würde sagen mogte, sie wurde von der wonnetrunkenen Tochter hingerissen, und gab endlich die Erlaubniß.

Siehe Laura's Schiffchen wallen!
Sieh', es wallt nach Korfu hin!
Hör, des Mädchens Hymne hallen:

»O Madonna, Königin!»
Wie sich Lieb' und Andacht mischen,
Wie die schöne Seele glüht!
Wie von himmlischem Erfrischen
Neu die matte Blume blüht!

Lieblich spiegelt sich die Sonne
In dem stillen, weiten Meer;
Lüftchen wehen Lust und Wonne
In Granatendüften her.
Ach, wenn unsre Herzen bluten,
Ist die Welt ein Jammerthal;
Wenn der Freude Ströme fluten,
Lachet uns des Glükes Strahl!

Sie kamen an, und Laura's Herz bebte wunderbar, als sie die Burg der Gefangenen erblikte. Der Schiffs-Offizier gieng voraus, Laura und Sorelli folgten. Sie zogen die Schelle des Thores; ein grauer Gefängnißwärter trat heraus. »Führ uns zu Rosaldo, sagte der Offizier, Er ist frei.» Stumm führte ihn der Alte an ein kleines offenes Stübchen; er ließ die Fremden eintreten und sagte mit einem halben Lächeln: »Signor, Er war schon frei, ehe es der Senat wollte!»

Hettore Rosaldo lag in seinem Sarge. Unweit dem Meeresgestade zwischen schroffen Felsen wurde er begraben. — Drei Tage später legte man das wahnsinnige Mädchen neben ihn.

Zwischen ihren Gräbern steht ein schlichtes Kreuz, und auf demselben von Sorelli geschrieben:

»Diese allein sind frei.»



III.

Versuch einer nähern Bestimmung der beiden Stellen, wo Julius Cäsar über den Rhein gegangen ist.

Zweimal, und jedesmal an einer andern Stelle, hat der Eroberer Galliens eine Brüke über den Rhein geschlagen, und seine Legionen über diesen Fluß geführt; wenn er gleich nie ins Innere Deutschlands drang, sondern sich blos auf dem jenseitigen Ufer zeigte. Vorsichtiger Feldherr, wagte er es nicht, ein durchaus nur halb gedemüthigtes, blos durch Furcht vor seiner Person im Zaume gehaltenes, zum Aufruhre bei dem geringsten günstig scheinenden Umstande geneigtes, zum Theile sogar wirklich in Feindseligkeiten begriffenes Volk (die Gallier) im Rüken, ferner vorzubringen, und zwar in ein Land vorzubringen, wo es seinem Heere — wie er selbst bemerkt *) — leicht an den nöthigen Lebensmitteln gebrechen konnte. Ohnehin war es ihm das

*) J. Caesar de Bello gall. Lib. VI. p. 121.

erstemal vorzüglich nur darum zu thun, den jenseitigen deutschen Völkern, welche bei ihren steten ungestörten Uibergängen Gallien verheerten und plünderten, oder den aufrührischen Galliern gegen ihn Hilfe leisteten, zu zeigen, daß man sie auch in ihrem eigenen Lande beunruhigen könne. *)

Jedoch ich will izt weder die Veranlassung der Rheinübergänge Cäsars, noch ihre Erfolge, weitläufig erzählen: auch ist darüber unter den Geschichtsforschern und Kritikern kein Zweifel; wohl aber über die Stellen, wo jene beiden Brüken erbaut worden waren. Ich will versuchen, diesen Punkt ins Klare zu bringen; wodurch zugleich, hoffe ich, Jul. Caesar de bello gall. Lib. IV. und VI. einige Erklärung erhalten soll.

Die Usipeter und Tenchterer, zwei deutsche Völkerstämme, waren, von den Sueven vertrieben, mit Weib und Kindern ausgewandert, hatten die auf beiden Ufern des Rheines angesiedelten Menapier zum Theile erschlagen, hatten sich der Schiffe derselben bemächtiget, waren nahe beim Einströmen des Rheines in das Meer über diesen Fluß gesezt, und lebten den Winter über von dem erbeuteten Vorrathe der Menapier; ja sie rükten später weiter vor, und kamen bis in das Gebiet der Eburonen und Condrusen, von wo aus sie sogar ihre Reuterei jenseits der Maas mehrere Tagreisen weit zu den Ambivariten aufs Plündern und Fouragiren detaschirten. Cäsar schlug sie, ehe sie ihre detaschirte Reuterei an sich ziehen konnten, völlig, und verfolgte sie bis zum Zusammenflusse des Rheines und der Maas, wo sie theils durch das Schwert fielen, theils in den Fluß gesprengt wurden und

*) J. Caesar de bello gall. Lib. IV. p. 68.

zu Grunde giengen *). Die jenseits der Maas detaschirte Reuterei der Deutschen zog sich über den Rhein zu den Sigambrern, mit welchen sie sich vereinigte. Hierauf beschloß Cäsar, über den Rhein zu gehen.

Das ist die Skizze des Krieges, wie ihn Cäsar **) beschreibt. Wir wollen uns etwas dabei verweilen.

Die erste der verschiedenen Fragen, welche hier entstehen, ist: War es auf der südlichen oder der nördlichen, oder — wenn die Usipeter oder Tenchterer noch weiter herauf gedacht werden — auf der östlichen oder westlichen Seite der Maas, wo sie sich aufhielten? Alle Schriftsteller, welche ich darüber nachgesehen, nehmen die nördliche, oder im leztern Falle die östliche Seite dieses Flusses für den Schauplaz des erzählten Krieges.

Daß Cluver dieses gethan ***), wundert mich nicht; da er in der Meinung stand, die Vereinigung der Maas und des Rheines habe ehemals bei Geervlyt Statt gehabt ****). Er mußte demnach den Uibergang über den Rhein schon oberhalb dieses Zusammenflusses bewerkstelligen, und die übergegangenen Deutschen auf dem nördlichen Ufer

---

*) Schwerlich waren alle im Rheine zu Grunde gegangen, wie Cäsar berichtet; oder es war nicht das ganze Volk über den Rhein gegangen: denn noch unter Vespasian kömmt das Volk der Tenchterer vor (Tacitus Histor. IV. 64). Wenn sich auch die detaschirt gewesene Reuterei zu den Sigambrern rettete, so war doch diese ohne Weiber, und gieng, wenn sie endlich niemand ihres Stammes mehr antreffen konnte, in den Sigambrern unter.

**) de bello gall. IV.

***) Cluverii German. Antiq. Lib. II. Cap. 14.

****) Ejusd. de tribus Rheni alveis Cap. 5.

der Maas, zwischen ihr und dem Rheine agiren lassen. Allein diese seine erste Voraussezung ist ungegründet, da auch zu Cäsars Zeiten die genannten Flüsse erst LXXX mille passus nach ihrer Vereinigung das Meer erreichten *), und folglich diese Vereinigung — da nach Matthiä **) 5026 römische Meilen eine geographische Meile, und dem zufolge achtzig römische ohngefähr sechszehn deutsche Meilen ausmachen — an derselben Stelle, wie gegenwärtig, vor sich gieng.

Wenn nun Cäsar ***) sagt, die Usipeter und Tenchterer haben ihren Uibergang non longe a mari quo Rhenus influit, und zwar in dem Gebiete der Menapier ****), folglich unterhalb des Zusammenflusses der Waal und der Maas *****), bewerkstelliget; so hindert uns nichts, die Erzählung gerade so zu nehmen, wie sie da liegt, und die fremden Ankömmlinge unterhalb des Zusammenflusses des Rheines und der Maas über erstern Fluß sezen, und sie auf der südlichen Seite des leztern ihr Wesen treiben zu lassen. Warum sollten sie sich auch in der Nähe

*) Caesar de bello gall. IV. . . . . Mosa - - parte quadam Rheni recepta, quae appellatur Walis, insulam efficit Batavorum, neque longius abeo millibus passuum LXXX in Oceanum transit.

**) Kurze Uibersicht des römischen und griechischen Maß- Gewicht- und Münzwesens ꝛc. S. 5.

***) Caesar de bello gall. IV. 1.

****) Ibid. IV. 4.

*****) Denn der batavische Feldherr Civilis mußte aus der Gegend von Kölln, wo er sich befand, Truppen jenseits der Maas schiken, um zu den Menapiern zu kommen. Tacitus Histor. IV. 28.

des Rheines halten, oder sich diesem Flusse wieder nähern, da sie von mehreren Völkern Galliens eingeladen waren, den Rhein zu verlassen? *) Es bedarf nur eines Blikes auf die Karte, um sich von der Einfachheit dieser Ansicht zu überzeugen. Die Ausleger scheinen von Cluver verführt, oder von dem Ausdruke Cäsars, die Reuterei der Deutschen seye trans Mosam aufs Plündern ausgeschikt gewesen, irre geleitet worden zu seyn, indem sie dieses trans von ihrem Standpunkte in Deutschland oder Holland aus nahmen.

Noch giebt es eine Einwendung gegen meine Ansicht. Diese: unterhalb des Zusammenflusses der Maas und des Rheines ist die Waal Cäsarn kein Rhein mehr, sondern Maas; er laßt nämlich die Waal in die Maas fließen **). Allein auch die Waal ist Cäsarn nicht mehr Rhein; und folglich müßte man, wollte man hier so streng seyn, den Uibergang der Usipeter und Tenchterer noch oberhalb der ersten Trennung des Rheines, bei Emmerich, Wesel ꝛc. voraussezen: dadurch würde aber der Ausdruk non longe a mari unpassend, da Cäsar nur von den zwei südlichen Armen des Rheines bestimmtere Nachricht haben konnte. Jedoch selbst bei der Voraussezung des Uiberganges so hoch herauf, glaube ich, daß man die Usipeter und Tenchterer auch über die Maas sezen und von Cä-

*) Caesar de bello Gall. IV. Missas legationes a nonnullis civitatibus ad Germanos; invitatosque eos, uti ab Rheno discederent; omniaque, quae postulassent, ab se fore parata. Qua spe adducti Germani latius jam vagabantur etc.

**) Bello Gall. IV. in oben angeführter Stelle. Dasselbe thut Tacitus Histor. V. 23. wenigstens nach der Zweibrüker Ausgabe.

sar auf der Südseite dieses Flusses antreffen lassen müsse. Wären sie auf der Nordseite desselben gewesen, so hätte Cäsar, der aus der Normandie *) gewiß auf dem kürzesten Wege ihnen entgegen gieng, eher ihre Reuterei, als das Hauptkorps des Heeres, treffen müssen; auch würde er, statt zu sagen, diese Reuterei seye trans Mosam geschikt gewesen, gesagt haben cis Mosam, da sie dann auf seiner Seite war; ferner wäre es eine sonderbare Flucht der im Kriegshandwerke nicht unerfahrnen Deutschen gewesen, sich auf der engen Erdzunge zwischen dem Rheine und der Maas nach dem Zusammenflusse dieser beiden Ströme zu wenden, und sich nicht eher mit größerer Besonnenheit dem Rheine zu vertrauen; gewiß hätte auch Cäsar diese ungünstige Lage seiner Feinde nicht unbemerkt gelassen.

Die zweite Frage ist: In welcher Gegend fiel die Schlacht zwischen den Römern und Usipetern vor? Naturlich dort, wo Cäsar sie antraf: und dieses war, wie sich deutlich aus seiner eigenen Erzählung ergiebt, höchstens in dem Gebiete der Eburonen und Condrusen, weiter hinauf nicht; ja selbst in diesem scheinen sie noch nicht weit gekommen gewesen zu seyn **). Die Eburonen aber waren Grenznachbarn der Menapier ***), und diese wohnten beim Ausflusse des Rheines in das Meer ****).

*) Ex Lexoviis et Aulercis, wo die Legionen im Winterquartiere gelegen. Bell. Gall. III. ganz am Ende.

**) Germani latius jam vagabantur, et in fines Eburonum et Condrusorum pervenerant, sagt Caesar Bell. Gall. IV.

***) l. c. VI. 3.

****) l. c. IV. 1.

Der Schauplaz des Treffens war demnach allenfalls höchstens zwischen Herzogenbusch und Maseyk oder Löwen. Ganz deutlich ist nun das Manöver, daß Cäsar die geschlagenen Feinde vor sich her nach der Gegend trieb, wo sich der Rhein und die Maas vereinigen.

So einfach diese Ansicht, welche dem Buchstaben des Geschichtschreibers folgt, ist [illegible] wenig genügte sie den Auslegern. Da sie einmal in einer — wie ich wenigstens glaube — falschen Voraussezung waren, so verwirrten sie sich immer mehr, und kamen am Ende so weit, daß sie gegen die Autorität aller Manuskripte und aller Editionen, so wie gegen alle Wahrscheinlichkeit, da die Maas zweimal vorkömmt, statt Mosa, Mosella lesen, und die geographische Notiz Cäsars über den Lauf der Maas und des Rheines für eingeschoben gehalten haben wollten, weil die Beschreibung der Maas nicht auf die Mosel paßte *). Mehrere Betrachtungen scheinen sie dazu verleitet zu haben.

Erstens sezten sie voraus, die Usipeter und Tenchterer seyen nicht jenseits der Maas gekommen. Diese Voraussezung brachte sie zweitens, bei dem engen Operationsfelde an dem nördlichen Ufer der untern Maas, auf den Gedanken, der Ausdruk Cäsars, latius vagabantur, erfodere, sie weiter, und bis in das Gebiet der Trierer hinauf gerükt zu denken; wenn er gleich blos zu erkennen giebt, daß sie das Gebiet der Eburonen und Condrusen berührt hatten, zwischen welchen und den Trierern noch andere Völker wohnten **). Daß, wie Guicciardini am an-

*) Guicciardini Descrit. de tutti i paesi bassi. Descr. generale. — Reiffenberg Antiquit. Seynenses Ms. p. m. . . . . , und Not. ad Broweri Ann. Trevir. ad Propar. C. XXIII. N. 3. M. S.

**) Caesar Bell. Gall. VI.

geführten Orte bemerkt, sie mehrere Monate Zeit zu diesem Zuge gehabt, beweißt um so weniger für eine große Entfernung von ihrem ersten Uibergangsorte, als sie den ganzen Winter über in dem Gebiete der Menapier ruhig liegen geblieben waren *).

Drittens suchten sie die Ambivariten, zu welchen trans Mosam ein großer Theil der deutschen Reiterei aufs Fouragiren und Plündern ausgeschikt war, zwischen der Mosel und dem Rheine bei Boppard **). Allein es ist nicht wohl abzusehen, wie diese Reiterei (welche Cäsar jenseits des Flusses wußte), wenn sie in der Gegend von Boppard gewesen, das Treffen gleich unterhalb Coblenz vorgefallen, und die flüchtigen Deutschen beim Zusammenflusse des Rheines und der Mosel ins Wasser gesprengt worden, ohne ihrem Feinde in das Schwert zu laufen und wieder über die Mosel zurük zu gehen, gerade zu den Sigambrer gekommen wäre, welche nicht wohl weit über die Sieg herauf (woher, wie Reiffenberg und schon Bucher vermutheten ***), wahrscheinlich ihr Name,) hausen konnten.

*) Caesar Bell. Gall. IV. . .

**) Reiffenberg ll. cit. Interessant ist seine Etymologie von Boppard, um diesen Namen von Ambivariti herzuleiten, und das Treffen in die Gegend von Coblenz zu bringen.

***) Reiffenberg ll. cit. — Bucherius Belgium Romanum Lib. I. Cap. XIV. N. 6- pag. 34. Lezterer begrenzt ihr Gebiet gegen Süden mit der Sieg, gegen Osten mit einer Linie vom Ursprunge der Sieg bis zum Ursprunge der Lippe, gegen Norden mit einer Linie bis Lüne an der Lippe und von dort bis an den Ursprung dieses Flüßchens. — Ich lasse diese genauere Bestimmung dahin gestellt seyn.

Wo die Ambivariten ihren Siz gehabt, mögte zwar nicht leicht zu entscheiden seyn, da ihr Name nirgend mehr vorkömmt: allein eben darum können sie auch zu keiner Leitung dienen. Wer könnte etwas entgegensezen, wenn ich sie zwischen die Eburonen und Trierer, oder zwischen die Menapier und Trieper, näher nach dem Rheine zu, verlegte? Cäsar, welcher die Segner und Condrusen zwischen die Eburonen und Trierer angiebt, ist mir wenigstens nicht entgegen, da sein Ausdruk noch mehrere andere Völker vermuthen läßt *).

Viertens sezen sie voraus, Cäsar sey unmittelbar nach dem gedachten Treffen über den Rhein gegangen; und fanden doch so tief unten weder Spuren einer Brüke, noch die Ubier, in deren Gebiet dieselbe jenseits endigte, wie sich schon vermuthen ließe, da die Ubier Freunde Cäsars und Nachbarn der Sigambrer waren, wenn es auch nicht Cäsar selbst zu verstehen gäbe **). Aber nirgendwo sagt Cäsar, daß er seinen Uibergang auf der Stelle bewirkt habe; seine Worte sind blos: Germanico bello confecto multis de causis Caesar statuit sibi Rhenum esse transeundum, welche eher auf das Gegentheil schliesen lassen. Ja wenn wir bedenken, daß dieser früher als gewöhnlich angefangene deutsche Krieg (wie ihn Cäsar etwas ruhmredig nennt) so geschwinde sein Ende erreichte, die ganze Expedition jenseits des Rheines, mit Inbegriff der Erbauung der

*) Segni Condrusique, ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Trevirosque etc. Bell. gall. VI. p. 123.

**) Caesar paucos dies in Sigambrorum finibus moratus, - - se in fines Ubiorum recepit, von wo er unmittelbar se in Galliam recepit, pontemque rescidit. Bell. Gall. IV. p. 70.

Brüke, nur acht und zwanzig Tage wegnahm, und dann nachher doch nur wenig vom Sommer mehr übrig war *), so kann zwischen der Hauptschlacht und dem Rheinübergange ganz wohl noch einige Zeit verflossen seyn.

Aber — wird man einwenden — warum sollte Cäsar ruhen? Er, der erst nach gethaner Arbeit zu ruhen pflegte? — Brauchte er denn zu ruhen? Nicht nur daß in der Gegend der untern Maas alles aufgezehrt seyn mußte und deshalb für ihn kein Bleiben daselbst war, so konnte und mußte ihm auch daran liegen, die deutsche Kavallerie zwischen der Maas und dem Rheine wo möglich, zu zernichten. Deshalb zog er sich wohl herauf, sezte über die Maas, und verfolgte dieses feindliche Korps, bis er in die Gegend von Cölln kam, wo er den Vorsaz, über den Rhein zu gehen, faßte oder wenigstens ausführte. Deutlich sagt zwar Cäsar nicht, daß er dieser Kavallerie nachgesezt habe; allein zu verstehen giebt er es doch dadurch, daß er sie von den Sigambrern ausgeliefert haben wollte, und die Verweigerung dieser Auslieferung ein zweiter Beweggrund seines Rheinüberganges wurde.

In dem Feldzuge, während welchem Cäsar seinen zweiten Uibergang über den Rhein bewerkstelligte, war es hauptsächlich auf Ambiorix, Fürst der Eburonen, und die Trierer abgesehen. Nachdem er seinen Legaten Labienus in das Gebiet der leztern mit einem Korps und der Bagage gesendet, um sie einstweilen im Zaume zu halten, zwang er selbst vorerst die Menapier zum Frieden, um Ambiorix die Zuflucht dahin abzuschneiden; dann marschirte er in das Gebiet der Trierer, welche mittlerweile nicht müsig gewesen waren. Sie hatten nicht nur Deutsche

*) Exigua parte aestatis reliqua. Ibid.

von jenseits zu ihrem Beistande bewogen, sondern auch Labienus selbst einen harten Stand bereitet. Da indessen die deutschen Hilfsvölker sich nicht schnell genug mit ihnen vereinigen konnten, gelang es dem römischen Legaten mittelst einer Kriegslist, sie zu schlagen, worauf die Deutschen wieder nach Hause giengen.

Als Cäsar in das Gebiet der Trierer gekommen war, duabus de causis Rhenum transire constituit; quarum erat altera, quod auxilia contra se Treviris miserant, altera ne Ambiorix receptum apud eos haberet. His constitutis rebus paulum supra eum locum, quo antea exercitum transduxerat, facere pontem instituit - - . Firmo in Treviris praesidio ad pontem relicto, - - reliquas copias equitatumque transducit. Und nachher: Reducto exercitu partem ultimam pontis, quae ripas Ubiorum contingebat, in longitudinem pedum ducentorum rescindit etc. *)

So viel ist aus dieser Stelle klar, daß wir Cäsars zweite Brüke diesseits des Rheines in dem Gebiete der Trierer, und jenseits des Rheines in dem Gebiete der Ubier suchen müssen.

Da wir die Ubier längst einem großen Striche des Rheines als Uferbewohner bemerkt finden **), so hilft uns die Angabe derselben nicht viel: destomehr aber die, daß die

*) Caesar Bell. Gall. VI. 8. 9.

**) Cluverius Germ. antiq. L. III. Cap. 67. und de tribus Rheni alveis Cap. 1. hat bewiesen, daß sie wenigstens das rechte Rheinufer von Cölln bis an den Main bewohnt haben; Reiffenberg Antiq. Seyn. p. m. 49. und Nota ad Broweri Annal. Trev. l. c. giebt ihnen, etwas kühn aus dem Namen schliesend, sogar das ganze rechte Rheinufer.

Brüke auf dem linken Rheinufer in dem Gebiete der Trierer stand. Daß dieses Gebiet längst dem Rheine nicht weiter hinab, als bis Andernach gereicht, hat Cluver *) bewiesen. Jedoch es soll noch eine Streke weiter, es soll bis an die Aar, welche bei Breysig in den Rhein fließt, sich ausgedehnt haben.

Unterhalb der Aar stand demnach diese Brüke nicht. Auch erhellt schon aus der Erzählung des Krieges mit den Usipeten und Tenchteren, ohne daß wir noch den Ort genau wissen, wo Cäsar damals über den Rhein gegangen, daß wir sie nicht zu weit herauf, nicht oberhalb des Zusammenflusses des Rheines und der Mosel, suchen dürfen; wo ohnehin schon die das Bett des Rheines dies=seits und jenseits fast überall berührenden Berge einen Uibergang nicht räthlich gemacht haben würden.

Derselbe Umstand tritt in dem untern Theile des an=genommenen Gebietes der Trierer ein. Von Breysig bis Andernach reichen beinahe durchaus steile Berge auf dem linken Ufer, auf dem rechten noch weiter hinauf, bis hart an den Rand des Flusses; und nun erst breitet sich zu beiden Seiten eine Ebene aus.

Dieses Terrain im Allgemeinen vorausgesezt, kann wohl die zweite Brüke Cäsars nirgendwo anders gewesen seyn, als bei Neuwied, oder bei Engers. Dort gab die Insel nahe am jenseitigen Ufer, hier das seichte Bett Vortheile an die Hand. Da indessen die Brüke aus ein=gerammten Baumstämmen erbaut war **), so scheint der im niedrigen Wasser leichtere Bau der leztern Stelle den

*) German. Antiq. L. II. Cap. 14. 17.

**) Caesar de Bello gall. VI. 8. verglichen mit Id. IV. . . .

Vorzug vor der erstern gegeben zu haben; um so mehr, als Cäsar, da er unmittelbar in Freundes Land gieng, des Schuzes der Insel nicht bedurfte.

Wenn sich nun an eben dieser Stelle Spuren eines uralten Werkes hart auf dem Ufer bis so zu sagen selbst in das Bett des Rheines finden, sollten diese die eben bewiesene Wahrscheinlichkeit nicht zur antiquarischen Gewißheit erheben?

Noch vor hundert, ja noch vor sechszig Jahren fanden sich diese Spuren. Der schon mehrmal angeführte Reiffenberg entdekte und untersuchte, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, 218 und 273 Schritte oberhalb Kunostein-Engers (auf dem rechten Rheinufer) an dem steilen etwas erhöheten Ufer die Uiberbleibsel zweier parallel laufenden und auf der Höhe desselben durch eine Quermauer verbundenen Mauern, welche an dem Abhange des Ufers selbst hinabgiengen; zwischen diesem Gemäuer, so wie oberhalb und unterhalb desselben, lagen viele und schwere Steine *).

*) Quae 218 et 273 circiter passibus supra oppidum Cunostein Engers in abrupta et altiore ripa duplicis 150 pedibus inter se dirtantis, sexque fere pedes lati, nec non a summa ripa ad plura maximi ponderis in ipsa Rheni crepidine non modo inter utriusque descendentis muri rudera, sed et per passus 72 supra et infra eadem jacentia saxa continuati muri cernuntur reliquiae, et quae in vertice ripae medio inter utrumque murum spatio interque vites exsurgunt rudera, quae das Heidenmäuerchen vulgus appellat, pontis, per quem altera vice Rhenum Julius Caesar transiit, credo esse reliquias, quarum formam, ut ex pictura, quam verbis, clarius capias, ichnographiam et ortographiam exhibeo. Praeterquam vero, quod quidquid structurae illius post

Ich will zwar nicht bergen, daß die Entfernung der beiden parallelen Mauern von einander, welche 150 Schuhe beträgt, zum Anfange einer Brüke etwas groß scheint, und daß man deshalb leicht auf die Vermuthung kommen könnte, diese Trümmer seyen von einem Gebäude anderer Art. Allein ganz wohl bemerkt schon Reiffenberg,

---

tot etiamnum saecula superest, pontis principium non inepte refert etc. sind Reiffenberg's Worte Antiq. Seyn. p. m. 39. und Not. ad Brow. p. m. 70. — Johann Philipp Freiherr von Reiffenberg war Oberamtmann zu Montabaur, Grensau und Vallendar, auch trierischer geheimer Rath; lebte aber in ländlicher Einsamkeit in seinem ansehnlichen Schlosse zu Sayn, zwei Stunden unterhalb Ehrenbreitstein, wo er zuerst Antiquitates Seynenses, in welchem er die Merkwürdigkeiten seiner Gegend beleuchtet, dann später Notas et Additiones in Browerí et Masenii Annales Trevirenses schrieb. Beide Werke sind noch ungedrukt. Wo sich die Original-Manuskripte gegenwärtig befinden, ist mir unbekannt. Ob in den Händen der v. Boosischen Familie, an welche, nach Aussterbung des Reiffenbergischen Mannsstammes, die Güter gekommen sind? Eine Abschrift der Not. et Addit. in Brow. besaß, und besizt wohl noch, die Universitätsbibliothek zu Trier aus dem ihr vermachten Nachlasse des Herrn v. Hontheim; und eine Abschrift der Antiq. Seyn. habe ich aus dem Nachlasse des zu Trier 1792 verstorbenen Domherrn v. Boos an mich gebracht. — Der nüchterne Geschichtsforscher kann zwar nicht in alle seine Vermuthungen und Kombinationen einstimmen; doch wünsche ich jeder Gegend einen solchen fleißigen Forscher. Er war es auch, der die erste Idee gab, Cäsars zweite Brüke gerade an dieser Stelle oberhalb Engers zu vermuthen, wenn er sie gleich etwas verwirrt vortrug, und einen Hauptbeweis übersah. — Reiffenberg starb im Jahre 1722, und mit seinem Sohne starb der männliche Stamm aus.

daß, wer ein Haus, oder irgend ein anderes Gebäude, und keine Brüke, hier hätte errichten wollen, dieses gewiß auf dem Ufer oben gethan, und nicht sein Werk gleichsam im Bette des Flusses angefangen und am hängenden Ufer hinauf fortgeführt haben würde. Wahrscheinlich war es auch dieselbe Betrachtung, welche den Herausgeber der Historia Trevirensis diplomatica, den gelehrten Hontheim, nebst seinem Freunde Spangenberg, bewog, Reiffenberg beizustimmen (wenn er gleich weder einen Zweifel, noch einen Grund seiner Beistimmung angiebt), so wenig sonst ersterer geneigt ist, den oft kühnen Vermuthungen desselben beizutreten *). Auch ist es nur das Zusammentreffen aller Umstände, was mich der Meinung Reiffenberg's seyn läßt. — Vielleicht, daß eben diese Brüke, welche Cäsar ohnehin größtentheils stehen gelassen **), später erhalten worden, und, bei Erbauung der römischen Stadt in dieser Gegend jenseits des Rheines (wovon zu einer andern Zeit) zum Uibergange, und nachher zur Unterhaltung der unmittelbaren Verbindung mit Gallien gedient; daß man alsdann, da die Stadt des bessern Lokals wegen in einiger Entfernung erbaut worden, hier eine Art von Brükenkopf gehabt, und daß sich die Uiberbleibsel der Mauern davon herschreiben. Jedoch sind dieses bloße Vermuthungen, die ich nicht weiter geltend machen will.

Uibrigens möchte das auf dem linken Rheinufer gegen den Trümmern über gelegene Dorf Kalten-Engers seine Entstehung den daselbst von Cäsar zurükgelassenen

*) Histor. Trevir. Diplomat. Prodrom. p. 109.

**) Caesar Bell. gall. VI. 9.

magnis munitionibus *) zu verdanken haben. Nachsuchungen an diesem Orte brächten vielleicht auch die unwiderleglichsten Beweise fur das Daseyn der Brüke an Tag. Denn daß, wie Reiffenberg will **), Cäsar diese Verschanzungen, nach zum Theile zerstörter Brüke, jenseits des Rheines, und also absichtlich ohne Verbindung mit Gallien gelassen, ist wohl nicht anzunehmen. Warum hätte er dann die Bruke am rechten Ufer zerstört?

Nach dieser nur halb gelungenen Expedition wendete sich Caſar gegen Ambiorix und die Eburonen. Da bei der Annäherung der Römer jener entkommen war, diese ihre Wohnungen und Felder verlassen hatten, und sich theils in Wäldern und zwischen Sümpfen verbargen, theils völlig auswanderten, so gab Cäsar, um bei der — nach damaliger Kriegssitte gewöhnlichen — Zerstörung und Ausplünderung und Verheerung mehr das Leben anderer, als das seiner Soldaten, der Gefahr auszusezen, das Land der Eburonen preis. Auf die Nachricht von dieser freien Plünderung machten sich 2000 Mann Sigambrer auf, und giengen 30 römische Meilen unterhalb der eben genannten zum Theile zerstörten Brüke über den Rhein, um daran Theil zu nehmen ***). Dem oben angenommenen Verhältnisse zufolge betrügen diese 30 römische Meilen beinahe 12 Stunden, und der Uibergang der Sigambrer wäre in der Gegend von Bonn, unterhalb dieser Stadt, bewerkstelliget worden.

---

*) Caesar Bell. gall. VI. 9.

**) Antiquit. Seyn. p. m. 55.

***) Triginta millibus passuum infra cum locum, ubi pons erat imperfectus etc. Caesar Bell. Gall. VI. . . .

Und doch war dieses nur unterhalb der zweiten Brüke Cäsars.

Wir sehen daraus, daß wir das paullum supra eum locum, quo antea exercitum transduxerat nicht so buchstäblich nehmen dürfen, und die erste Brüke noch unterhalb der Sieg gewesen seyn müsse.

Wenn es nun wahr ist, was Gelen bezeugt *), daß, zu seiner Zeit wenigstens, zu Mühlheim, unterhalb Cölln, bei niedrigem Wasser noch abgebrochene Baumstämme (detruncatae vacerrae) in dem Bette des Rheines zum Vorscheine kommen, so mögte dieser Schriftsteller sehr Recht haben, Cäsars erste Brüke daselbst zu vermuthen. Ich wenigstens gestehe, daß ich keinen Grund sehe, ihm nicht beizustimmen. Die Entfernung von dem Zusammenflusse der Maas mit dem Rheine macht mich um so weniger irre, als, da die zweite Brüke im Gebiete der Trierer, und nicht weit ober der ersten war, diese erstere so wenig als möglich herabwärts gesucht werden muß; auch Cäsar, der die entflohene Kavallerie der Usipeter und Tenchterer bei den Sigambrern aufsuchen wollte, sich — wie oben gezeigt worden — den Grenzen der leztern nähern, und deshalb den Rhein herauf marschiren mußte, um sich jenseits nicht zu weit von seiner Brüke zu entfernen.

Noch finden sich Nachrichten von einer römischen Brüke zu Cölln. Allein da bekannt ist, daß diese ein Werk Konstantins war, um sein Castellum Tuitium (Deutz) mit Cölln in Verbindung zu erhalten, so kann sie, wie schon Gelen **) bemerkt, hier in keine Betrachtung kommen.

---

*) Gelenius de admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae Claudiae Agrippinae etc. (Colon. Agrip. ibus) pag. 384.

**) l. c.

IV.

Uiber das Räthsel des menschlichen Lebens.

Die griechische Mythologie erzählt: ein verständiges Ungeheuer habe jedem Menschen, der in seine Nähe kam, ein dunkles Räthsel vorgelegt, und ihn, wenn er es nicht lösen konnte, getödtet. Nur ein Weiser rettete sich und befreite die Gegend von dem grausamen Thier.

Der jedem nachdenkenden Menschen in seinem Innern aufwachende Zweifelmuth ist jene Sphynx, das Geheimniß des menschlichen Lebens ist das Räthsel; aber wo und wer ist der weise Oedipus, der es verständigt und löset?

Protagoras sagte schon: der Mensch ist das Maaß aller Dinge; aber wer sagt uns, was ist denn das Maaß des Menschen, wo ist die an sich durch uns begreifliche, über allen Zweifel und alle Verfinsterung erhabene und gewisse Einheit?

Hume und Condillac trafen beide, jener bei seiner Skepsis, und dieser bei seinem Dogmatism auf einen gemeinsamen Punkt: »der Mensch komme bei aller Tiefe seines Nachdenkens und aller Höhe seines Phantasiefluges

nie aus sich selber, und was er immer denke und vorstelle, sey er nur selber.» — So bin ich denn ein Flämmchen, das sich und nur sich im einsamen Dunkel glüht? Von, ich weiß nicht welchem Wunder angefacht? von, ich weiß nicht welchem Hauche einst verwehet? Vor meinen Sinnen erzeugen und entwikeln sich gaukelnde Gestalten, aus nichts, und für nichts? Mein Auge entwirft vor sich hin eine Welt, und mein Gefühl, der angeborne Zeuge meiner Beschränkung, lügt jenen Gestalten und Formen Bestand, inneres Wesen und Kraft an? Ein ewig wiederkehrender Selbstbetrug umflattert das Leben, diesen träumenden Schatten?

Die erhabensten Dichter und weisesten Philosophen fanden bei Betrachtung dieses Gegenstandes in der Sprache kaum einen Ausdruk, der ihrem Gefühle von der Werth- und Bedeutungslosigkeit des Lebens anpaßte.

Wer würde sich wohl entschliesen, am Ende seiner Tage das Spiel des Lebens unter denselben Bedingungen wieder anzufangen? fragte ein Mann *), der nicht wirkungslos gelebt hat, und bis in sein Alter an Seele und Leib gesund war. Doch wir haben ein dieser Anfrage widersprechendes Geständniß; aber es ist von der zweiten Hand und darum unzuverlässig. Horazens Mäcen will sich entschliesen, selbst unter verworfener Sklavengestalt sein Leben wieder zu beginnen. Daß die meisten noch in der drükendsten Lage fort leben wollen, ist begreiflich; die Hoffnung schmeichelt ihnen immer eine bessere Zukunft vor.

Sobald der Mensch einmal von der Frucht der philosophischen Wissenschaft gekostet hat, scheint mit seiner Unschuld auch seine Seligkeit verwirkt und verloren. Das

---

*) Kant.

persönliche Eden, ausgeschmükt von der schöpferischen Phantasie mit der Fülle unendlich mannigfaltiger Gestalten, geht vor ihm unter, und nakend und dürftig irrt er in einer furchtbaren Wüste.

Die Reflexion, eine bei dem philosophischen Geschäfte thätige Geisteskraft, hat für den Menschen eine der Einbildungskraft entgegengesezte Wirkung. Die Einbildungskraft, unbekümmert um das Wie? und Warum? der Dinge und um den Unterschied zwischen Schein und Wahrheit, knüpft an den Pulsschlag des Lebens eine unendliche Vergangenheit und Zukunft. Sie dehnt den einfachen Punkt nach allen Richtungen aus, umgiebt ihn mit einer stehenden Welt, und ihr Sohn vertändelt wie ein sorgloses Kind ein fröhliches Daseyn in Genüssen und Spielen. Der männlichen Reflexion erstes Produkt ist der Gedanke: Ich. Indem sie diesen Gedanken schärfer greift und festhält, lösen sich von ihm ab alle außerwesentlichen Attributen, alles Substantielle außer ihm stellt sich dar als eine flüchtige Erscheinung, als Geschöf seines Denkens, und hingegeben einer leeren Dunkelheit kehren alle Anfragen an sich selbst: »Was bin Ich, Ich, das Denken?« mit dem dürftigen bestimmungslosen Echo »Ich« zurük. Die Zaubermale der magischen Phantasie lassen bei rükkehrender Nüchternheit das schmerzliche Gefühl des unbefriedigten Bedürfnisses zurük. Wir haben hierüber Hume's aufrichtige Geständnisse; und wer bis zu diesem Punkte des fortgesezten Nachdenkens gekommen ist, kann es sich bergen, daß die arme Weisheit ein schlechter Ersaz ist für die reichen und glänzenden Bilder des Wahnes?

Zum Glüke für den Menschen bleibt dieser Zustand eines, von Allem ab- und zugezogenen in sich selbst verglühenden Selbstbewußtseyns nicht lange. Die Reflexion ist dem Menschen nicht natürlich, seine empfindende Natur

reißt ihn wieder fort in den Strom des Lebens, und das Kind, das mit den Seifenblasen spielt, ist der Philosoph Berkley eben so sehr, als die Leser seines Werkes, dem er dieses Sinnbild als Inhalt deutend vorsezt.

Ich kehre zu meiner Frage zurük. Was ist denn nun das Leben? wie lößt sich sein Räthsel, das der Zweifel aufgiebt, und die reflektirende Vernunft nicht beantwortet?

Vor der Hand scheint es, der Kreis des Lebens sey in gegenwärtiger Periode nicht geschlossen, und eben so ungewiß, ob er mit der Geburt zuerst angefangen habe, als ob er mit dem Tode ganz ende. Das menschliche Leben scheint eine Aufgabe für die Ewigkeit, der Augenblik der Gegenwart schließt sich an die endlose Linie der Vergangenheit, und erzeugt einen werdenden Punkt, der wieder einen zweiten und so weiter erzeugt. Das bewußte Daseyn ist nur immer Fragment, und wahrscheinlich liegt seine Totalität in seiner unendlichen Fortsezung; mit dem Selbstbewußtseyn, dem Zentralpunkte seiner Welt, blüht auch diese auf, und entwikelt in ewigem Strome und jugendlicher Zeugungskraft unendliche Formen und Gestalten des Lebens. Gegen die Möglichkeit dieser Ansicht und Hypothese wüßte ich wenigstens keinen Einwand von Seiten der spekulativen Vernunft.

Wäre mir unter allen Erscheinungen meiner Sinne eine begreiflich, so könnte mich die Entdekung über die Unbegreiflichkeit der innern Erscheinung des Lebens befremden. Da aber alle Erklärung auf verstekte Tautologie hinausläuft, und überall der Grund des Seyns vorausgesezt, aber nicht erkannt wird, so beruhige ich mich uber die Schwäche meines Erkenntnißvermögens und uber die Unkunde meines eignen Seyns.

Im Denken und Handeln offenbart sich der menschliche Geist; jener ist zurukgehend, auflösend in sich gekehrt.

Ohne das Handeln würde jene Form das Leben eher auslöschen als fortsezen. Das Handeln ist progressiv; knüpft die sterbende Gegenwart an einen auflebenden Punkt, füllt ihn aus, erzeugt Daseyn und Wirklichkeit, und leihet ihren Erzeugnissen dauernden Bestand und heilige unangreifliche Würde.

Kehren wir uns bei der Frage über das Räthsel des Lebens zu seinem Handeln, zu seinem praktischen Theile, und fragen: hat das Leben überall einen Werth, und wodurch?

Vor kurzem starb mein einziges Töchterchen; stilles Leiden und Geduld waren seine wenigen Tage. Der Engel des Todes berührte mitleidig und sanft die gebrechliche Form — holdes Lächeln fixirte sich auf den starren Lippen, und schien die entseelte Hülle zu verklären. Wie abergläubisch ist der Mensch! Die Philosophie verwieß mir durch Gründe den Kummer, den sie mir nicht nehmen konnte; die Ansicht dieses Lachelns im Tode mischte in die stärkerfliesenden Thränen die heilsame Wehmuth des Trostes. Und doch ist das Lächeln, das über dem verblichenen Antlize schwebt, nichts als die lezte krampfhafte Zukung des überwundenen Lebens; so belehren uns die wahrhaft Weisen, die Eunuchen der Natur; ich kann ihnen nicht widersprechen, aber ich bedaure sie.

Hatte das Leben dieses Kindes einen Werth? Für diese Welt schwerlich; es ist vielleicht ein Saame, der hier keimte, und dort aufgeht. Aber gleichet nicht das Leben der meisten dem Leben dieses Kindes? Läßt ihr Daseyn eine scharfere, langer dauernde Spur zurük? Und wer sein Daseyn uber seinen Tod hinaus hienieden verlängert, geschieht es nicht meistens durch das Gelingen thörichter Wunsche, und durch den Sieg feindlicher Leidenschaften? Und die Tugend! Ich beuge mein Haupt bei dem heiligen

Namen, ihre Wirkung aber scheint nicht bleibender als die Wirkung des Frevelmuthes. Ist ja doch ihr höchster Triumph, das Leben als werthlos zu verachten, und gegen die Uibermacht des Lasters sich in das heilige Asyl des Todes zu flüchten. Nein, die Weltgeschichte giebt keine Veranlassung, dem Wirrwarr der Welt eine verständige Ordnung unterzulegen, und der Unbedeutenheit des Lebens einen würdigen Sinn. Der Faden der Spekulation führt auch nirgends aus diesem Labyrinthe.

Wenn nun das Ende meines Nachdenkens die Erkenntniß meiner positiven Unwissenheit ist, wie? ist nicht auch das Ende meines Handelns die Erfahrung eines ohnmächtigen Kampfes gegen ein blindes Verhängniß? — Und das bene desperare bliebe noch immer der passende Wahlspruch des Weisen!

Wahr bliebe es immer: auch bei dem irrigen Glauben an das Gegentheil war der Mensch nicht schlimmer daran, als bei der Entdekung einer solchen schreklichen und trostlosen Wahrheit.

Bei allen Urvölkern des Alterthumes hat sich der Glaube verbreitet und erhalten: eine Gottheit habe sich des Menschen angenommen, und ihm die große Wahrheit geoffenbart, daß erst die künftige Welt das Geheimniß des gegenwärtigen Lebens enthülle. Wir finden überall Glauben, gestüzt auf gegebene oder vorgegebene Offenbarung. Die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts sind die Sagen von seiner Erziehung durch Gott.

Sey es, daß der historische Glaube entstanden ist durch natürliche Uibertragung eines inneren Faktums auf eine äußere Erscheinung, indem jenes innere Faktum bei einem einst vollkommnern Zustande der Menschheit (von dem ebenfalls alle alten Traditionen melden) einem nun verdunkelten Organe erkenntlicher war, als izt; oder daß dieser Glaube

auf wirkliche äußere Begebenheiten sich gründe; er ist nun einmal so weit von seinem Ursprunge entfernt, daß die dem Alter natürliche Schwäche auch ihm anhängt, und es immer schwerer wird, ihn in seiner ehemaligen Frische und Kraft zu erhalten für uns und die künftigen Geschlechter.

Es ist zu erwarten, daß, wenn aus dem Menschen sein Verderben ausgeht, auch die Quelle seines Heils in ihm aufzufinden sey. Liegt der Trieb des Nachdenkens und Zweifelns in ihm selbst, so muß auch der Grund der absoluten Gewißheit und Wahrheit in ihm liegen, oder es giebt überall für ihn keine Gewißheit und Wahrheit, und jener Trieb ist zwecklos, blind und ohne Gegenstand.

Eines hat die deutsche Sprache vorzugsweise mit dem Ausdruk unwandelbarer Uiberzeugung und festen Glaubens an seine Aussprüche bezeichnet, das Gewissen. Nichts soll höher als sein Daseyn, nichts gewisser als seine Aussagen seyn. Es soll die wahre lebendige Gewißheit an sich seyn, und was gewiß ist und erkannt werden soll, soll mit ihm in begreiflicher Verbindung stehen; es soll alle Räthsel lösen, die das Herz ängstigen vor ihm, und durch es soll offenbar werden das Geheimniß des Lebens und der Welt. Vor ihm müßten die sinnlichen Erscheinungen ihren dunkeln Sinn entfalten, oder vielmehr durch es erst einen Sinn und eine Bedeutung erhalten; müßten die scheinbaren Verwirrungen in göttliche Akkorde sich auflösen, weil der mit sich entzweite Zuschauer wieder eins mit sich selber werde.

Wodurch kündigt sich aber dieser Prophet an, der Göttliches aussagt, und Dinge einer andern Welt verkündet? Ich antworte: durch sich, durch die That, nicht durch den Geist der Spekulation, in dem kein Heil ist; dieser ist ein kalter, thatenleerer, trost- und hilfloser Geist, vielleicht das Auge, aber sicher nicht die Kraft des Menschen, die seine Wirklichkeit bewahrt, sondern es ist der Geist, und

das lezte, höchste, innere Prinzip unseres Handelns. Unmensch nennen wir nicht den, dessen Erkenntnißvermögen geschwächt ist, sondern der durch sein Thun Gewissenlosigkeit beweißt. Der Unmensch, der Gewissenlose, heißt auch gottlos; ihm fehlt jener innere Gott in uns, der Abglanz des außerweltlichen höchsten Wesens, das er darum ebenfalls praktisch läugnet. Die Sprache selbst, geleitet durch ihren philosophischen Genius, verknüpft schon die beiden äußersten Enden unsers Wissens und Trachtens, Gott und das Gewissen, die für die Spekulation in einer unendlichen Ferne liegen. Die positiven Formen des Handelns nach dem Gewissen heißen Gut und Recht; und der immanente Grund, das lebendige Prinzip, die unversiegbare Freude des guten Handelns heißt Liebe. Aus dieser Liebe entsproß der Glaube; aus beiden die beseligende Hoffnung. Die Liebe bringt den Menschen in Eintracht mit sich und den äußern Dingen; sie verschönert das Antliz der Welt, indem sie ihr Licht und ihre Wärme uber die ohne sie starre, todte Natur verbreitet.

Wie entfaltet sich aber Glaube und Hoffnung aus jener heiligen Liebe? Nicht durch Räsonnement; sonst wären sie selbst ein todtes, kraftloses Bild, ein Geschöpf der spekulativen Vernunft; und was die Spekulation hervorbringt, kann die Spekulation wieder aufheben und zernichten. In und mit dem Menschen ist ihm seine Individualität und das Prinzip seiner höheren Menschheit gegeben; jene bestimmt sein gegenwärtiges Seyn in der Natur, dieses sein in der Ewigkeit liegendes Ziel; durch diese ist er ein Glied an der Kette der Natur, durch jene ein Mitglied einer höheren Ordnung der Freiheit. Dort muß, hier soll er; und dieses Sollen ist der Träger einer andern Welt, die Wurzel eines freien höheren Lebens, von dem das wirkliche Leben das gebrochene Bild und der verworrene Abdruk ist.

Das Fantom der Zeit ist die sinnliche Darstellung seiner Ewigkeit, die Erscheinungswelt der Schauplaz seines reellen Handelns, und alle diese sinnlichen Umgebungen haben Gehalt und Werth in Beziehung auf sein praktisches Seyn. Der müsigen Fragen stellen sich noch viele vor seine Forschbegierde als Uibungsspiele; aber nichts ist für ihn mehr räthselhaft, was in sein praktisches Interesse greift. Es ist unmöglich, den Bösen durch Demonstration zur Annahme Gottes zu nöthigen; aber es ist auch ganz überflüssig, dem Guten dessen Existenz gelehrt zu erörtern. Suche selbst dein blödes, moralisches Auge zu heilen, und du wirst Gott in deinem Herzen finden. Malebranche und Leibniz sagen beide und behaupten es: Gott sey der unmittelbare Gegenstand unserer Seele, aber nirgends versuchen sie einen Beweis davon; nur im spekulativen Theile seiner Ethik ist Spinosa Atheist.

Uiber Gottes Wesenheit und Beziehung zur Welt zu forschen und zu fragen, ist Vermessenheit. Er ist, der er ist. Für uns ist er die lebendige Quelle des Lebens und Seyns. Auf welche Weise? immanenter oder transzendenter Weise? Sind wir sein Ausfluß, oder seine Geschöpfe? Thörichte Fragen! Die heutige Philosophie will keinen Anthropomorphismus, treibt die Scheue vor dieser Vorstellungsart bis zur Aufhebung aller Prädikate, und stellt ein reines Nichts auf den Altar zur Bewunderung und Anbetung. Sie schimpft alle, die sich bei Gott nur irgend eine, sey es auch nur analoge, Realität denken, Fetischanbeter, Gözendiener. — Es ziemt dem rüstigen Denker nicht, auf halbem Wege stehen zu bleiben; sind jene Puristen und Bilderstürmer einmal bis zum reinen Nichts gekommen, so sollten sie auch einen spekulativen Schritt über das Nichts hinaus thun; Gott sollte ihnen nicht einmal Nichts seyn, denn Nichts bezeichnet ja auch nur eine menschliche Denkform.

Unser Denken ist zwar unser Denken; aber wer offenbart denn diesen Allwissern, es sey nur und einzig unser Denken, und unsere Erkenntniß habe durchaus nichts mit der absoluten Wahrheit gemein, und unsere kranke Vernunft berühre auch nicht einmal den Saum ihres Kleides?

Von dem Gewissen, oder auch von Gott, der durch es geoffenbart ist, sollte alle Philosophie ausgehen. Versuchten wir es, ihn zu suchen, bei ihm zu endigen, so würden wir, wie der weise Philemon sagt, nichts als zu suchen haben. Alle Geschichte geht von ihm aus; aber es ist vergebliche Mühe, aus den Weltbegebenheiten zu ihm aufzusteigen. Die Gestalt der Welt liegt vor unsern Augen; in Beziehung auf unsern Geschmak bietet sie uns die Fülle mannigfaltiger Schönheiten; in Beziehung auf unser physisches Leben ist die Büchse der Pandora über sie ausgegossen; aber auch die göttliche Hoffnung und unzählige Freuden bieten sich dar. Von ihrer moralischen Seite zeigt sie eine Menge Gebrechen, und scheint der Tummelplaz erboßter Leidenschaften und feindseliger Laster. Aber was in den Augen der Menschen moralische Verwirrung ist, sagt Hemsterhuis fromm und weise, ist ohne Zweifel der göttlichen Ordnung gemäß.

Da einmal die Vernunft von irgend einer Voraussezung ausgehen muß, so sezt sie zwekmäsig das voraus, wohin jedes gutgeschaffene menschliche Herz ein untilgbares Verlangen und Sehnen hat. Das Licht kann die Finsterniß vertreiben, aber aus der Finsterniß kann sich kein Licht erzeugen. Das Unendliche kann sich nicht aus dem Dürftigen und Beschränkten entwikeln. Der vielgliedrige Sorites ist die Kette nicht, die von Jupiters Throne herabhängt. Viele Weisen, von Sokrates an bis zu Fenelon, die das Daseyn und die Eigenschaften Gottes aus seinen Werken beweisen wollten, verdienen für den guten Willen Dank. Sie wissen

nicht, daß sie die Welt schon als ein Werk der Gottheit vorausgesezt, und den beschränkten Gott, den sie erkünstelt hatten, durch freiwillige Gunst mit der Unendlichkeit ausgestattet haben.

Nicht der reinen Erkenntniß, sondern der Liebe offenbart sich die Gottheit. Lebt der theoretische Gottesläugner als glaube er Gott, so wird bald das Licht des Evangeliums der praktischen Vernunft ihm begegnen. Er wird Gottes inne werden im Maße, als er tugendhaft handelt.

V.

Radoterien.

Was ist historisch wahr? Giebt es eine Wahrheit in der Geschichte? Diese Frage klingt seltsamer, als sie es in der That ist, und selbst das Auffallende, was in ihr zu liegen scheint, verschwindet, wenn man sie folgendergestalt abfaßt: »Kann die Nachwelt eine Reihe von Thatsachen, die izt unter unsern Augen vorfallen, unverfälscht überliefert erhalten?«

Woraus mag ein künftiger Tacitus oder Livius die Geschichte unsrer Zeit schöpfen? Aus Büchern, die von der ersten bis zur lezten Seite die persönlichen Ansichten, Leidenschaften und Zweke der Verfasser verrathen, wenn auch diese mehr als Compilatoren sind? — Aus Darstellungen, die im Namen und im Solde einer Parthei, oder eines Machthabers erscheinen? — Aus Memoiren, deren Verfasser sich in der Lage jenes Landschaftsmahlers befinden, dem man erlaubte, die Gegenden eines Landes abzuzeichnen,

jedoch unter der kleinen Einschränkung, keinen Berg, keinen Wald und Fluß in seinen Zeichnungen anzubringen, damit kein Misbrauch davon gemacht werden könne? — Aus Denkschriften, die nach dem Tode ihrer Verfasser erscheinen? ꝛc. — Aber die, welche handeln und wissen, was gehandelt wird, schreiben nicht, oder schreiben blos in ihrem Sinne, und stellen ihre eignen Thaten und diejenigen ihrer Parthei nur in das Licht, worin nach ihrem Wunsche die Nachwelt sie erbliken soll. Aus Zeitungen? Wer möchte ihre Artikel, gerade über diejenigen Ereignisse, die unter unsern Augen, in unsern Gegenden vorgegangen sind, ohne Einschränkung oder Anmerkung als geschichtlich-wahr unterschreiben? Selbst die offiziellen Blätter jedes Staats sind ihrem Wesen und ihrer Natur nach für den unpartheiischen Geschichtschreiber der Nachwelt nur einseitige, unvollständige Dokumente; ja sogar müssen sie, wenn sie ihrem Zwek entsprechen, die Wahrheit oft geflissentlich entstellen. Die Blätter eines feindlichen Staates, die Libelle und Pamphlets, die der Feind verbreitet, die sogenannten geheimen Memoiren und Briefe, die gewöhnlich nach dem Falle einer Regierung erscheinen, können nicht gebraucht werden, um sie den offiziellen Schriften entgegenzustellen; denn sie enthalten keine unpartheiische Berichtigung oder Widerlegung, sondern ebenfalls nichts als Karrikaturen, Verläumdungen und Entstellungen der Wahrheit in einem andern Sinne. Wird wohl jemand die Geschichte Friedrichs II. aus Broschüren, die in Oestreich zur Zeit des siebenjährigen Krieges erschienen, oder die Geschichte Frankreichs aus englischen Ministerialzeitungen kennen lernen wollen? Wird die Nachwelt von der Gesezgebung und Verwaltung eines Staates nach vertrauten Briefen und Flugschriften urtheilen, die im Augenblike eines Unglükes oft von den nämlichen Menschen verfaßt werden, die sechs

Wochen vorher da die höchste Weisheit sahen, wo sie izt nur Unsinn und Verwirrung entdeken?

So wird denn die Geschichte nur entstellt und verfälscht zur Nachwelt gelangen, und mit ihr der Ruf der ausgezeichneten Menschen. Nur nach Jahrhunderten erkannte man in Julian dem Abtrünnigen einen weisen und tugendhaften Menschen, in Constantin dem Großen einen grausamen, feigen und bösartigen Barbaren, und zog vom Lobe, das Horaz und Virgil ihrem Gönner gaben, einen guten Theil ab. Der Monarch, der es mit Priestern, Dichtern und Gelehrten verdarb, so wie der, welcher diesen seinen Ruf zu verdanken hat, könnte nur dann unpartheiisch von der Nachwelt gerichtet werden, wenn man die Landleute und die Bürger, die Krieger und die Kaufleute hören könnte, die unter ihrer Regierung lebten, wenn man ihr Volk, nicht ihren Pöbel, nicht ihre Höflinge, nicht ihre pensionirten Dichter und Geschichtschreiber befragen könnte. Cardanus hat eine Lobrede auf Nero geschrieben, worin er darzuthun sucht, daß Nero ein guter Regent, wenigstens kein schlimmerer gewesen sey, als die gepriesenen August und Vespasian. Seine Schrift beweiset wenigstens so viel, daß Prozesse, welche die allgemeine Stimme längst entschieden zu haben scheint, noch Zweifel übrig lassen.

Geht es aber mit Wahrheiten selbst in der Naturgeschichte und Naturlehre besser? Wir haben den Kukuk, dessen Eierlegen in fremde Nester schon Raffs Naturgeschichte für Kinder zur Fabel macht, izt in dies Recht wieder eingesezt, und dem Neuntödter gestehen neuere Beobachtungen die für ein Mährchen erklärte Vorsichtsmaßregel wieder zu, nach welcher er Insekten auf Dornen aufspießt und bewahrt. Die Mondsteine, die Blutregen —

wer hätte in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihre Existenz anderswo, als in einer Rokenstube behaupten wollen, ohne ausgelacht zu werden? Und izt glaubt man sie durch unläugbare Erfahrungen bewiesen. Ja die Wünschelruthe und das Magnetisiren sind sogar wieder an der Tagesordnung.

Werden es die Aerzte nicht als eine Frechheit ansehen, wenn ein Laie es wagt, sich zu erinnern, daß vor etwa drei oder vier Jahrzehenden ein Kranker nichts leichter verdauen konnte, als gekochtes Obst und Gemüse, während Fleischspeisen und Wein als Gifte für ihn verpönt waren? Späterhin erlaubte man ihm eher Schinken, oder Wildpretsbraten, und ein Glas Achtundvierziger, als eine einzige gekochte Pflaume oder ein Schüsselchen Gemüse. Aderlassen rettete sonst vom Tode, und war eine Art Universalmittel; izt wird es nur in wenigen Fällen erlaubt. Ehedem verbesserte und versüßte man das Blut mit ausgekochtem Holze, man heilte Wunden mit Wunderpflastern, man bereitete Pulver aus Gold und Perlen, oder auch nach Befinden aus allerlei Unrath und Koth, und ein Arzt der damaligen Zeit würde eben so bitterböse geworden seyn, wenn man die Wirksamkeit dieser Mittel bestritten hätte, als ein Arzt unsrer Tage, wenn man sie in Schuz nehmen wollte. Wo man ehemals Citronenwasser und Salpeter gab, um die Hize zu dämpfen, da stopft man izt den Patienten mit Moschus, Kampfer, und tränkt ihn mit Wein. Aber ach! wenn auch die neuen Systeme der Arzneikunde, wie jener Arzt im Moliere, die Lage der Lunge und der Leber ändern könnten, so sind die Todenlisten so ziemlich sich gleich in jedem Jahrzehend, und der Kirchhof nimmt die Pfleglinge des naturphilosophischen Arztes eben so häufig auf, als die des Anhangers der Humoralpathologie. Noch immer bleibt der

Arzt eine Art von Schauspieler, bestimmt den Kranken zu unterhalten, bis die Natur ihn rettet, oder die Arzneimittel ihn umbringen. Ach! jeder beweißt die Wahrheit seines Systems a priori, aber keiner a posteriori!

Von politischen und moralischen Wahrheiten laßt mich schweigen! Jedes Jahrzehend stempelt sie anders, oder vielmehr jeder Tag schafft sich diejenigen, die gelten sollen, und verpönt die, wenigstens in einem Erdstrich, welche am Vorabend im Kurs waren. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg schrieb einst: Selbst die Fehler der Könige müßten getadelt werden. Ganz Deutschland bewunderte diesen Heroismus der Gerechtigkeit. Ein Glied des Nationalkonvents wagte es, ein Paar Jahrzehende später, laut zu sagen: Auch an Königen müsse man das Gute loben, und Frankreich erstaunte über den verwegenen Muth des Sprechers. Es ist izt entschieden, und die Gazette de France, das Journal de l'Empire, selbst der Mercure lächeln mitleidig auf den Barbaren herab, der daran zweifelt, daß Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Helvetius, Diderot ꝛc. ein Pak alberner Schwäzer und Träumer waren, wenn sie den Saz aufzustellen wagten, daß das 14te und 15te Jahrhundert und ihre Geseze und Einrichtungen eben nicht das Resultat der höchsten Weisheit darstellten. Wir wissen izt, Dank sey es der Législation primitive des Herrn von Bonald, und einer Menge vortrefflicher Abhandlungen der obenbenannten Journale, daß im 18ten Jahrhundert alle Schriftsteller Dummköpfe, Bösewichter und Rebellen waren; daß der Despotism die einzige natürliche Regierungsform, und eine Klasse von Menschen blos zum Leiden und zu Entbehrungen bestimmt ist; daß es verderblich sey, die Landleute lesen und schreiben zu lehren: daß die Menschen eigentlich nirgendwo die Erlaubniß haben

sollten, sich zahlreich zu versammeln, als in der Kirche und auf dem Exerzierplaz, weil sie da allein nichts Böses vornehmen; daß die Tugend nur unter den höhern, und das Laster nur unter den niedern Ständen zu finden sey; daß Thomas Diaiforus recht gehabt habe, sich aus allen Kräften der Lehre von dem Umlaufe des Blutes zu widersezen, weil diese Lehre, obgleich wahr, dennoch eine Neuerung, und also gefährlich sey, u. s. w. u. s. w. Alle diese neuen Entdekungen müssen wir schon um deswillen glauben, weil wir sonst als Barbaren erscheinen, die ihre Bildung noch in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten haben, und also izt nicht mehr mit Ehre erscheinen können.

Selbst unsre Damen suchen aus Haß gegen die Theorien des lezten Jahrhunderts die Schnürbrüste wieder hervor, und die Reifröke und Schönpflästerchen werden wohl nachfolgen. Die schändlichen Erziehungsgrundsäze des abgeschmakten Rousseau haben uns eine Menge gesunder und wohlgewachsener Madchen erhalten, deren Eingeweide nicht durch Panzer zusammengepreßt waren. Würden wir nicht in Gefahr kommen, als Anhänger seiner verderblichen Neuerungen angesehen zu werden, wenn wir nicht unsre Töchter von früher Jugend an einpreßten und einwikelten? Verdient die Sorge für ihre Gesundheit wohl einige Rüksicht; und wenn sie auch verkrüppeln oder sterben, ist es nicht besser, mit dem Anstande der Vorzeit und nach den Regeln unsrer Väter zu Grunde zu gehn, als vermöge einer Neuerung gesund zu leben? — Ein künftiges Jahrzehend wirft vielleicht die Schnürbrüste wieder weg, und nimmt Herrn de Bonald aus der Reihe der großen Männer, um Montesquieu und Rousseau wieder dahin einzusezen. Bis dahin wollen wir die Législation primitive preisen, und den Geist der Geseze in die Rumpelkammer werfen.

Es will uns gemuthen, als ob auch in Deutschland die hohen und neuentdekten Wahrheiten, durch welche alle Wissenschaften erst Sinn und Leben und Bedeutung empfangen haben und ohne welche alles nur gemein und hausväterlich ist, nicht ganz die Probe hielten, sondern jenen Lichtlein gleichen, die um die Sümpfe an neblichten Herbsttagen gaukeln. Zwar ist es allerdings erhaben und nüzlich, wenn wir hören, daß die Weltgeschichte der Krieg der Menschen mit der Erde, oder, nach Andern, ein rükwärts gekehrter Prophet ist; daß Staatsrecht und Staatswissenschaft sich verhalten, wie Centripetal- und Centrifugalkraft, daß die Verfassung des Staats sich dem Organism der Natur nähern muß. Auch wissen wir, daß, seitdem der alte Gemeinspruch: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen 2c. mit dem Grundsaz: Handle so, daß die Maxime, nach der du handelst, allgemeines Gesez werden könne, vertauscht wurde, die Welt in jeder Hinsicht sehr viel gewonnen hat. Wir stimmen auch gerne in den Lobgesang ein, der mit eben so viel Religion als Poesie von allen Seiten den Dank für die neue sinn- und bedeutungsvolle Lehre erschallt, und zweifeln nicht, daß wenn nur erst diese herzerhebenden Ansichten auch in die troknen Wissenschaften vollends Sinn und Gemuth gebracht haben, das goldne Jahrhundert beginnen werde. Wie viel wird nicht zum Beispiel die Metallurgie gewinnen, wenn es in den Lehrbüchern dieser Wissenschaft einst heißen wird:

»Gold ist der Representant der gediegenen Menschheit, »der Uibergang der organischen Erdkraft in die schwere, »gehaltvolle Masse, schwer auflösbar, zum Mittelpunkt »strebend, Bild der Sonne und des Orients, das Emblem »der Sonnenstrahlen. Silber der Representant der weib»lichen Natur, verneinend in seiner Blasse, sinnvoll wie »das Weib, des Mondes Verhältniß zur Sonne ausspre-

»chend. Wie das Gemüth zur gehaltlosen Anschauung, »zu der Vernunft Irrsal, so verhalten sich beide zum »Quecksilber, Merkur, Hermes, flatternd, sich nie rein »aussprechend, gehaltlos, den Mittelpunkt fliehend, ohne »den ihr nichts seyd, nichts begreift, und nichts anspre»chet. Eisen ist das Gemeine, Platte, Haushälterische, »Nüzliche, der Tod des Gemüthlichen, klebend am Wirk»lichen, und dem Heiligen fremd. In dem Magnete »zeigt sich das unbewußte Streben der rohen Natur zum »Höhern, das aber den Orient nicht zu erreichen vermag, »und im Norden erkaltend erstarrt, vom Makrokosmus »überwältigt, im Mikrokosmus nur durch Verneinung »sinnvoll, sich selbst nie klar und gehaltlos.»

Uns schlichten, nicht eingeweihten Menschen fällt nur eine Kleinigkeit auf, nämlich der Umstand, daß während alle diese Schellen klingen, die man uns für die Musik der Sphären zu geben meint, die Resultate der hohen Weisheit sich unsern Augen noch nicht offenbaren wollen. Im Gegentheil glauben wir folgende Erscheinungen zu bemerken, die nicht eben allzutröstlich und allzueinladend sind. Als man in Deutschland überall die Statistik und Handelspolizei als Wissenschaft mit allem Fleiße bearbeitete, blieb man nahe bei unsern ersten Handelsstädten auf allen Straßen im Kothe steken, oder vielmehr die Straßen wurden erst reparirt, als die Feinde nahten, vermuthlich um ihren Artilleriezügen einige Erleichterung zu verschaffen. Als man über die verschiedenen ersten Grundsäze und Prinzipien, worauf das Strafrecht des Staates beruhte, am tiefsinnigsten schrieb und dachte, mehrten sich die Räuber- und Diebsbanden am meisten. Als man die Strategie und Taktik an die Ordnung des Tages brachte, und jedes Journal wenigstens eine Kritik der strategischen Irrthümer enthielt, mittelst deren die Feinde Schlachten gewannen, erlitten die Heere der Deut-

schen überall Niederlagen ohne Beispiel in der Geschichte. Als endlich von nichts als Deutschheit, deutscher Nationalität und deutschem Sinne die Rede war, verschwand Deutschland fast wie Polen aus der Reihe selbstständiger Völker. Ja es will uns sogar gemuthen, daß, gerade seit dem Augenblik, da wir wissen, daß Staatswirthschaft und Staatskunst sich verhalten wie Centripetal- und Centrifugalkraft, daß die Kirche und der Handel bestimmt sind, unsre Individualität zur Nationalität und endlich zur Universalität zu erheben, und daß jede Staatswirthschaft, die nicht von diesen Grundsäzen ausgeht, nur platte haushälterische Klugheit ist, die Staatspapiere fast überall eben nichts gewonnen haben. Wenn das neue Licht einst unsre Zuchthäuser leerer, unsre Kassen voller, unsre Heere siegreicher, unsre Philosophen vernünftiger und duldsamer, unsern Handel blühender, unsre Dichter verständlicher und bescheidener ꝛc. machen sollte, dann werden ihm auch unsre Nachbarn huldigen, die bis izt noch darüber spotten.

VI.

Statistisches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg. Von Ferdinand Bodmann, Divisionschef bei der Prefektur. Mainz, bei F. Kupferberg. 1811.

Dieser vierte Jahrgang einer statistischen Schrift, die sich größtentheils auf das Departement vom Donnersberg beschränkt, behauptet seinen erworbenen Ruhm durch seinen Gehalt und die Darstellung. Der Herr Verfasser, dem seine Berufsarbeiten wenig Muse zu andern Beschäftigungen gestatten, hatte, wie die Vorrede anzeigt, an zwei gelehrten und kenntnißreichen Männern, den Herren Weitzel und Müller, thätige Gehilfen. Dieser Jahrgang enthält viele neue Rubriken, und schreitet fort in der Darstellung der mannigfaltigen statistischen Gegenstände. Selbst diejenigen Artikel, welche die vorigen Jahrgänge abhandelten, sind nicht bloße Wiederholungen, (den Artikel über die Mennoniten ausgenommen) sondern andere Ansichten der verschie-

denen Seiten desselben Gegenstandes. Der Vortrag ist rein, männlich, und dem Ernste des Gegenstandes angemessen.

Die Schrift erscheint diesmal, nach dem Bedürfnisse des größeren Publikums, in der Landessprache. Es ist sehr billig; sie ist ja vorzüglich für ein deutsches Departement bestimmt; und die deutsche Sprache ist reich genug an Ausdrüken, um alle statistische Gegenstände zu bezeichnen. Will es die Politik, daß die vornehmste Sprache alter und neuer Zeit, gegen die in Beziehung auf Philosophie ihrer Grammatik, auf die lebendige Organisation, und auf die symbolische Bezeichnung nicht-sinnlicher Gegenstände selbst die griechische Sprache zurüksteht, einige Provinzen verliere, so ist doch für die Bildung der Bewohner zu wünschen, daß dieses so spät, so langsam und unmerkbar als möglich geschehe.

Nach Aufzeichnung der regierenden Fürsten Europas und der höchsten Staatswürden des französischen Reiches, nach gedrungener und faßlicher Darstellung der Organisation der Gerechtigkeitspflege, der Finanzen, des Kriegswesens, der Religionsangelegenheiten, handelt der Verfasser, im sechsten Abschnitte, von der kaiserlichen Universitat. — Mit Recht spricht er in Ausdrüken der Verehrung von dem Nationalinstitute, das (im Vorbeigehen sey es angemerkt) der Redakteur des allgemeinen Anzeigers im Juliushefte 1810, Seite 1805 damit zu loben glaubt, wenn er sagt, es habe Herrn Villers Schrift: Darstellung der Reformation Luthers, »seiner Geradheit und Unpartheilichkeit ungeachtet«, den ausgesezten Preis zuerkannt. Wenn das Nationalinstitut nicht, wie vielleicht der Herr Verfasser sich zu stark ausdrükt, die Bewunderung der Welt verdient, so verdient es doch den Dank der Welt. Es representirt mehr als der bescheidene Titel »Nationalinstitut« ausspricht. Mit wahrem kosmopolitischem Sinne umfaßt es alles, was

sich auf Veredlung der Menschheit und Erweiterung des Wissens bezieht. Mit edler Selbstverläugnung des Nationalstolzes ist es eher für als gegen auswärtige Gelehrte partheiisch. Alle politischen Spaltungen sind unvermögend, das Band der unsichtbaren Kirche der Gelehrten zu schwächen oder zu zerreißen, und unter allen Nationen wußten seine Glieder eminente Köpfe aufzufinden, und durch Aufnahme in die erhabene Gesellschaft zu ehren.

Der achte Abschnitt handelt in bestimmter und verständiger Kurze von dem durch das merkwürdige kaiserliche Dekret organisirten Buchhandel und der Buchdrukerei. Es ist wichtig, daß der Verfasser diesem interessanten Gegenstande seine Feder lieh. Diese neue Verfugung erregte in Frankreich und Deutschland die allgemeine Aufmerksamkeit; und die litterärische Quarantaine, die auswärtige Schriften beim Eingange ins Reich aushalten müssen, scheint zu beweisen, als habe die Regierung nicht eben eine sehr günstige Vorstellung von dem Zustande ihrer Gesundheit. Manche wollten die Sache als eine Verlezung heiliger Menschenrechte vor das Tribunal der Vernunft gebracht wissen, weil das Gemeingut der Wissenschaft durch keine Mauthgeseze in seiner freien Zirkulation gestört werden darf. Man antwortet dagegen mit Recht, daß in jedem gut polizirten Staate die Polizei über die Schriftstellerei zu wachen die Pflicht hat. In der freiesten Epoche der atheniensischen Republik, wo sogar die schamlose Komödie des Aristophanes den Sokrates dem Gelächter Preis geben durfte, wurde ein Sophist verbannt, weil er die freche Frage aufgeworfen hatte, ob Götter sind, nachdem der weise Areopag schon dekretirt hatte, daß Götter seyn sollen. Es ist billig, daß die lateinischen und französischen Werke, im Auslande gedrukt, Eingangsgebühren bezahlen. In fremden Sprachen gedrukte Schriften zahlen äußerst wenig, und zwar nach dem materiellen

Gewichte. Man sieht deutlich, daß keine Finanzspekulation, wie z. B. in Rußland, wo oft der Reisende an der Mauth für seine eignen Bücher 40 bis 50 Prozente des Kaufpreises bezahlen muß, dabei beabsichtet wurde.

Vom neunten Abschnitte an werden die das Departement ausschliesend betreffende statistischen Bestimmungen abgehandelt. Die 24 namhaften Bäche und kleinen, aber unschiffbaren Flüsse, welche das Departement in allen Richtungen durchschneiden, beweisen schon die Fruchtbarkeit des Bodens; denn in der Regel ist die Bauerde der Felder an dem Ufer der Bäche und Flüsse ein Produkt allmähliger Anschwemmung eines höheren Bodens; und eine üppige Vegetation gedeihet leicht in den warmen feuchten Thälern, unter der Schuzwehre kleiner Hügel gegen kalte austroknende Winde.

Sehr gut gelungen ist die kleine Abhandlung über die Bevölkerung. Historische und statistische Data unterstüzen das Raisonnement, und die klare, lichtvolle Ansicht dieses Hauptgegenstandes der Staatswirthschaft. Mehrere mit Herzlichkeit ausgesprochene Wahrheiten machen der Denkart des Verfassers Ehre. »Die Menschen, sagt er, vermehren sich naturlich am schnellsten, wo sie am leichtesten fortkommen; und die Bevölkerung steht mit der Gewißheit der Mittel zu existiren, in genauester Beziehung. Eine Regierung, unter welcher man auf Sicherheit zählen und des Daseyns froh werden kann; die allen Einwohnern ohne Unterschied gleichen Schuz angedeihen läßt, den Akerbau aufmuntert, die Künste und Industrie belebt, und gute bürgerliche Geseze hat, wird die Menschen sich schnell vermehren sehen. Alle Staaten bezeugen die Wahrheit dieses Grundsazes. In keinem machte in spateren Zeiten die Bevölkerung raschere Fortschritte, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Mensch frei, und wenn

er arbeiten will, um die Mittel seiner Existenz nicht verlegen ist.» Ohne Zweifel ist unserm Verfasser die außerordentliche Zunahme der Bevölkerung in Rußland bekannt; allein er wollte lieber den Beweis zu seinem Obersaz über das Meer herholen, um ihn ächter und einspruchloser zu haben. Er geht die verschiedenen Perioden des Wechsels der Regierungsformen in Frankreich seit dem Anfange der Revolution durch, und bemerkt, daß die Bevölkerung selbst nicht durch die mörderischen Kriege, sondern nur in der kurzen Zeit, wo alle Geseze und alle Ordnung aufgelößt waren, gesunken ist. Es wird weiter bemerkt, daß die Bevölkerung in unsern Städten ab- und auf dem Lande ungemein zunehme; und diese Erscheinung wird einerseits dem gelähmten Handel, von dem die Städte leben, und andrerseits dem mehr begünstigten Akerbaue zugeschrieben. Dieses sind ohne Zweifel die Haupterklärungsgründe; ein andrer Grund liegt in dem Geiste der Zeit und gegenwärtigem Stande der Bildung. Im Mittelalter, nachdem in Deutschland der Kaiser, Heinrich der Vogler, das Landvolk in Städte gezwungen hatte, und es durch Freiheiten und Begünstigungen darin erhalten wurde, waren die Städte zugleich die Wiege der Künste, der Siz alles Handels, aller Krämerei, Gewerbe und Handwerker. Gegenwärtig sind die Städte nur noch im ausschliesenden Besize des großen Handels und der Gewerbe des Luxus. Die Leibeigenschaft, die auf den Landgemeinen lag, ist in vielen Staaten abgeschafft; der Hang zur Landwirthschaft verbreitet sich unter den gebildeten und höhern Ständen; die kleinen Städte gewähren die Vortheile und Vergnügen der größeren, die Dörfer allmählig jene der kleinern Städte. Der ehemalige Abstand zwischen Stadt und Land wird immer geringer; der Zwek größerer Städte hört auf, und Bildung und Aufklärung haben sich gleichmasiger verbreitet.

Ein vorzüglicher Grund der zunehmenden Bevölkerung unseres Reiches liegt in der Gesezgebung. Das Gesez sezt den Ehen keine andere Hindernisse entgegen, als die der nächsten Grade der Verwandtschaft und der gemeinschaftlichen Abstammung, die nach der Erfahrung auch der Fruchtbarkeit nachtheilig sind; des unreifen Alters und des elterlichen Einspruches bis zum 25sten Jahre des Sohnes, und zum 21sten Jahre der Tochter. Keine Verwaltung, kein Beamter hat das Recht, den französischen Bürger, der diese gesezlichen Bedingungen erfüllt hat, an seiner Verehelichung zu hindern. Der Mangel an Vermögen, oder die Uibersezung der Gewerbe giebt keinen Einwand, wie anderwärts. Fleiß und Armuth sind natürliche Bundsgenossen; und da der Arme so viele Vergnügen entbehrt, die der Vermögende für sich in Anspruch nimmt, warum soll er auch noch der ehelichen Freuden und des Reichthumes an Söhnen und Töchtern entbehren? Was giebt dem Staate das Befugniß, das Bürgerthum mit der Beraubung eines Menschenrechtes zu belasten? Seine Sache ist, das Betteln kräftig zu verbieten, das Stehlen zu hindern; im übrigen werden der natürliche Erhaltungstrieb und der Hunger das Ihrige thun. Allein, sagt man, ein Staat kann sich auch übervölkern. — Bis izt sind wir noch nicht in der Lage, auf Kolonien denken zu müssen; die Landwirthschaft ist weiter als zur Zeit, wo die römische Frugalität eine ganze Familie mit einigen Morgen Landes gnüglich nährte; und Troz der Klagen über übermäsigen Holzmangel, stehen die Waldungen noch immer in Disproportion gegen das bebauete Land.

Nach den Geburtslisten steht unser Departement auch noch unter der für die nördlichen Länder gültigen Regel: daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Das gilt eben für keinen Aufruf der Natur an den Nordmann zum Kriege; denn, wie bemerkt wird, dieser Unterschied gleicht

sich bis zum mannbaren Alter beinahe aus. Ich kann mich nicht enthalten, wenigstens die lezte Hälfte der schönen Stelle, wo der Verfasser die Würde und das Glük des ehelichen Lebens in einigen Kraftzügen darstellt, abzuschreiben. »Die Ungebundenheit der Jugend, welche die Ehe als ein drükendes Joch flieht, wird mit einem freudenlosen Daseyn am Ziele der Laufbahn, wo man sich einsam und verlassen sieht, keine Theilnahme erregt, und selbst ohne Theilnahme ist, theuer bezahlt. Das Alter eines Hagestolzen ist ein verspäteter langsamer Tod.» Wie beklagenswerth ist der gebildete Mann, der diese Wahrheit faßt und fühlt, und den sein Schiksal nöthigt, in einem Bureau, oder als Mitglied eines Tribunals sein Leben einsam zu vertrauern, weil der kärglich zugetheilte Gehalt nur auf seine Person, nicht auf eine Familie berechnet ist; und selbst wenn er den Anstand einer einmal gegenwärtig üblichen Lebensweise durch die Pflicht einer strengen Genügsamkeit zur Unterhaltung für Gattin und Kinder aussöhnen wollte, nicht einmal die Beruhigung hat, auf den Fall des Todes, durch Wittwengehalt von dem Staate oder einer besondern Gesellschaft, die Hinterlassenen gegen Armuth und Noth gedekt zu wissen!

Im Kapitel über Medizinalwesen, Wohlthätigkeitsanstalten und Krankheiten des Departements wird die öffentliche Schule für den Unterricht der Hebammen und das Erhaltungsdepot für die Schuzblattern angemerkt. »Hier kann man zu allen Zeiten frischen Impfstoff erhalten, und alle Individuen werden unentgeltlich vakzinirt». Diese Anstalt ist sehr zwekmäsig; denn es ist äußerst wichtig, daß in gewissen Orten frischer Impfstoff aufbewahrt und zu bekommen ist, damit nicht durch unkräftig gewordenen, zwar, wie es zuweilen geschieht, eine täuschend beruhigende Eiterung, aber nicht jene Veränderung in dem Körper bewirkt wird, die vor der Anstekung natürlicher Blattern schuzt. Es

gereicht der Aufklärung unserer Landesbewohner zur wahren Ehre, daß die Familienväter freiwillig diese wohlthätige Entdekung benuzen, indessen in andern Ländern, z. B. Baiern, die Regierung Gewaltmittel brauchen mußte, um die Dummheit und das fanatische Vorurtheil, die sich dem Gebrauche dieses Preservatives widersezten, zu bekämpfen. Ich zweifle nicht, daß falsche Berichte den Verfasser verleiteten, Seite 203 die Lustseuche in den Landgemeinen so allgemein anzugeben. Wenn die Quelle des Lebens für die künftigen Geschlechter auch schon bei dem Landvolke vergiftet seyn sollte, wo wäre noch Hoffnung für einen gesunden, kräftigen Menschenstamm? Auch sind wir Landbewohner noch nicht so weit in der Verfeinerung vorangeschritten, um einen solchen unverdienten Ruf im Dienste der Venus pandemos nicht für eine Beleidigung aufzunehmen.

Im Kapitel über die Steuern werden Seite 223 die Grundsteuern nach einer muthmaßlichen Berechnung im Verhältniß mit dem reinen Güter-Ertrag wie 1 zu 6 angegeben. Ich weiß nicht, welche Vergleichung dabei zu Grunde gelegt wurde. Der reine Ertrag, wie ihn die Mutterrollen angeben, ist scheinbar bei den meisten zu gering angesezt. Ich kenne Gemeinen, wo er vorgeblich sich zu den Steuern verhält wie 98 zu 100; das ist, der Gutsbesizer hat, nach diesem Ansaze, von seinem Felde nichts als den Arbeitslohn; im übrigen akert, säet und erndtet er für den Kaiser; und was seine Lage noch schlimmer macht, als die der liefländischen Bauern, ist, er kauft diese Grundstüke um einen so hohen Preis, als wäre es ein ganz freies unbelastetes Eigenthum. Daß die Steuern bis izt sehr ungleich vertheilt sind, ist bekannt. Bei der ersten Vertheilung gaben die redlichen Munizipalagenten den Güterwerth ihrer Gemeinen aufrichtig an; die unredlichen sezten diesen sehr herab, und ihre Gemeinen geniesen noch bis heute den erlisteten Vortheil.

Im Allgemeinen muß man es dankbar erkennen, daß bei zunehmender Kultur, Abschaffung der Brache, der reine Ertrag gegen die Steuern sich wie 10 zu 1 verhalte: den gegenwärtigen Kaufwerth der Güter zum festen Vergleichpunkt angenommen.

Der gemeine Mann, der überall und allzeit sein Maaß der Freiheit in seine Abgaben sezt, hat außer andern Vorzügen, die fur seine bürgerliche Freiheit sprechen, vor andern Landern auch die Mäßigkeit der direkten Steuern anzuführen. Besonders scheint die heilige Achtung der Menschenwürde, bei Ansezung der Personalsteuer, das Herz des Finanziers gerührt zu haben. Den arbeitsfähigen Mann kostet seine freie Bewegung, und der freie Genuß des Wassers, Lichtes, der Luft, des milden Himmels und der schönen lieben Erde täglich noch keine zwei Centime für sich und seine ganze Familie. Selbst unter der Herrschaft des so sehr gerühmten Krumstabes betrugen die Kopfsteuern mehr als dreimal so viel; aber darum sind der Klagen nicht weniger als sonst. Sobald der nie zufriedene Unterthan an die Regierung einmal nichts bezahlt, läßt er sichs einfallen, von ihr selbst noch herauszufodern.

Weniger bedeutend ist der Artikel über Religion. Was von den Juden gesagt wird, unterschreiben wir mit voller Uiberzeugung. Die Anatomiker sagen uns, daß die Steifigkeit des menschlichen Ohres nicht angeboren, sondern anerzogen ist, und von dem tausendjährigen Gebrauche der Kinderhauben und Kopfbinden herkommt; soll die gegenwärtige Ungeschiklichkeit zum Guten, diese Steifigkeit des moralischen Organes einer ganzen Nation nicht aus gleichem Grunde kommen, nicht eben so schwer zu verbessern und eben so leicht zu entschuldigen seyn? Die Juden mögen wohl Güter besizen, aber schwerlich ohne Schaden selbst bauen; auf den Sabbath wollen sie nicht arbeiten, auf den

Sonntag dürfen sie nicht; den Montag haben sie oft einen ganzen Feiertag, den Donnerstag einen halben, und so schleicht oft die Woche bis zum neuen Sabbath unbenuzt vorüber.

Die Vorerinnerungen bei der Darstellung des öffentlichen Unterrichtes in unserm Departemente zeugen von einer liberalen und moralischen Denkart. »Wir sollen lernen, und wissen was uns in unsern Verhältnissen als Mensch und als Bürger frommt.« Darin sezt mit Recht der Verfasser das Wesen der Aufklärung. Was wir als Bürger wissen sollen, ist so viel nicht, und auch nicht so schwer. Die Zuchtruthe ist sichtbar und fühlbar genug, wenn der bürgerliche Zögling nicht wissen und thun will, was das Gesez und die Beschlusse der Regierung fodern; aber was der Mensch wissen soll, der älter und mehr als der Bürger ist, das ist sehr viel und sehr schwer. Es ist in unsern Zeiten wenig vom Menschen im Bürger übrig geblieben; die politischen Beziehungen haben die wesentlichen des Menschen beinahe aufgezehrt; die Konvenienz hat die natürliche Richtung der Individuen verschoben; es giebt beinahe nichts Inneres, Unbedingtes mehr. Das öffentliche Wohl, die Freiheit und Unabhängigkeit der Staaten haben das Privatglük, die Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelnen fast verschlungen. Das Handeln in Massen und nach einer allgemeinen Richtung läßt der freien Bewegung zu wenig Spielraum; und darum ist selbst die Bestimmung der Wissenschaften, die mehr den Menschen angehen, bürgerlichen Zweken untergeordnet worden, und die öffentliche Erziehung hat bereits die Richtung des allgemeinen Stromes angenommen. Die Aufschrift über dem Eingang zu dem Tempel des Delphischen Gottes würde sehr schlecht über dem Portale unserer hohen Schulen passen. Man will den Menschen nicht die Wissenschaft lehren, sich dem Ideal seiner Natur

zu nähern, sondern die Kunst, sich über andere zu erheben, damit einst der Reichthum und die Genüsse, die diese gewährt, den abgestumpften Sinn fur die Abgeschmaktheit des innern Friedens und den Ekel an sittlicher Schönheit entschädigen. Welchen gemeinen Nebenzweken sind die göttlichen Wissenschaften der Astronomie und Mathematik unterthänig geworden, sie, die Troz aller andern Verirrungen der menschlichen Vernunft ihre von aller Sinnlichkeit freie höhere Natur beurkunden? Doch wir wollen uns nicht in die Laune des Misanthropen deklamiren. Es scheint, die Natur will, daß der Mensch alle mögliche Seiten und Fähigkeiten entwikle; und sie will es nun einmal versuchen, wie weit er es als künstliches, seelenloses Automat bringen kann. Was nicht wahr und nicht gut ist, ist ja doch, Dank der göttlichen Weltregierung! von keiner Dauer. Dieser »vielwissenden Barbarei und gelehrten Unwissenheit«, dieser profanen Mishandlung des Menschen wird auch einst ihre Stunde schlagen.

Es ist nicht zu läugnen, daß im Ganzen die Primärschulen sehr vernachlässigt werden. Die Schuld liegt nicht blos am Mangel an Aufsicht. Viele Landpfarrer zeichnen sich durch ihren freiwilligen Eifer für dieses Geschäft rühmlich aus; sondern es ist der Mangel an Zwang. In jenseitigen Staaten wird der Schulunterricht als eine Polizeisache betrachtet, und seine Vernachlässigung an den Eltern bestraft. Ich glaube mit Recht, es liegt im Gebiete der Polizei, Polizeifrevel zu verhüten, die aus der Rohheit der Sitten ihre Veranlassung nehmen. Die Wahrheit des biblischen Spruches: der Anfang der Weisheit ist die Furcht des Herrn, gilt auch in dieser pädagogischen Beziehung. Mit Vergnügen wird man lesen, daß die Gymnasien der Landstädte in ihrem Flore zunehmen; und daß doch die Trümmer der berühmten Mainzer Universität

in einem wissenschaftlichen Nebengebäude mit der Aufschrift: medizinische Sekundärschule, erhalten werden.

Der zehnte Abschnitt erhält Bemerkungen über Handel und Handelsprodukte unsers Departements, über Gefängnisse, und die gewöhnlichen Vergehungen und Verbrechen, und über das große, bisher einzige Werk, die Verfertigung eines das große Reich umfassenden Kadasters. Der Anhang über Maas, Gewicht und Münzen, und die Vergleichung mit den bisher üblichen ist von praktischem Nuzen, und verdient seine Stelle.

Da die verschiedenen Jahrgänge dieses beliebten Werkes als Theile eines fortschreitenden Ganzen angesehen werden, so wäre zu wünschen, daß in den folgenden Jahrgängen die einmal durchgeführten Gegenstände nur kurz, etwa in Beziehung eingetretener Veränderungen, berührt würden, und wir nach und nach im Detail eine vollständige statistische Einsicht des Departements erhielten. Die Stelle, die Herr Bodmann bekleidet, giebt ihm Mittel an die Hand, die Materialien zu sammeln, und sein heller Kopf die Leichtigkeit, sie zu ordnen. Es sind bereits vier Jahrgänge erschienen, die Gemeinden und Kantone, die Flüsse und Bäche sind alle benannt, und es fehlt eine Karte, die das Gedächtniß und die sinnliche Anschauung unterstuzt. Der Preis und der beträchtliche Absaz hätte die Kosten gedekt. Ich wünschte ferner, daß nach gleichem Maßstabe jener geographischen Karte, uns eine Produktenkarte des Departements gegeben würde. Auch wünschte ich, daß einst im nämlichen Formate eine Karte uns die jeder Gemeine vorzüglich eignen Erdarten des Bodens vorstellte, und in sinnlicher Ansicht die verschiedene Kolorirung der Stellen die verschiedenen Naturen des Bodens bezeichneten; so würde z. B. das gewöhnliche Zeichen ineinanderfliesender Punkte den schlechten Sandboden bezeichnen; die hellgelbe, bis zur Schattirung des dunklen Okers

absteigende Farbe den leichten magern Lehm bis zur dunklen Dammerde vorstellen: und nach Willkühr könnte man den unfruchtbaren reinen Kalkboden, die Mergelerde und den Lettenboden an seiner unfruchtbaren respektiven Reinheit, und an seiner ergiebigen Vermischung kennbar machen; schwarz würde die unfruchtbare Moorerde kolorirt werden. Weiter, da ich doch einmal mit Wünschen, der leichtesten und gewöhnlichsten Arbeit von der Welt, beschäftigt bin, wünschte ich, zum Behufe der Landwirthschaft und zur Auswahl ihrer Produkte, im Allgemeinen die mittlere Menge des fallenden Regens für die verschiedenen Bezirke und Kantone, die Verhältnisse der verschiedenen Temperatur, und sollte es auch nur nach der früheren oder spätern Erscheinung der Blüthe einer in allen Distrikten wachsenden Pflanze seyn, den Grad der Fruchtbarkeit nach dem mittlern Verhältniß der Aussaat zur Ernte, in den drei verschiedenen Klassen von Feldern. So würde durch sukzessive und ausführliche, ins Detail gehende Darstellung der mannigfaltigen statistischen Ansichten diese Schrift eine seltne und meisterhafte Vollständigkeit erreichen.

VII.

Verschiedene Gedanken.

Zivilisation und Barbarei.

Die Eigenliebe spielt ganzen Nationen, wie einzelnen Menschen oft schreklich mit; und es ist kaum zu begreifen, wie die aufgeklärtesten sogar gewöhnlich so blind in ihren eignen Angelegenheiten sind, als sie hell in denen Andrer sehen. Die Griechen und Römer nannten alle Völker, die nicht Griechen und Römer waren, Barbaren. Die neueren Römer sind, wo nicht gerechter, doch wenigstens artiger; und nur einige ihrer Journalisten sind unhöflich genug es laut zu sagen, daß an den Grenzen des großen Reichs auch der Wendepunkt der Sonne der wahren Aufklärung und Bildung sey. Der Engländer hält nicht weniger auf sich und sein Land, und findet diesseits des Kanals kein wurdiges Gegenstük mehr zu beiden.

Das vorige Jahrhundert hatte keine geringere Meinung von seinem Werthe, als wir von dem unsrigen haben; bescheiden nannte es sich das philophische. Wir haben

ihm die stolze Maske abgezogen, und klar genug gezeigt, daß an ihm so wenig als an der Philosophie ist. Wir, wir haben den Stein der Weisen gefunden. Es ist freilich möglich, und sogar wahrscheinlich, daß unsre Kinder Vergeltungsrecht üben, und sich an ihren Vätern versündigen, wie wir uns an den unsrigen versündigt haben; daß sie uns den verwelkten Lorbeerkranz von dem selbstgekrönten Haupte reißen, und eine Dornenkrone an seine Stelle sezen. Izt sind wir im Besize (beati possidentes); und wenn wir reden, widerspricht uns niemand, weder die Vergangenheit noch die Zukunft, und wir haben Recht.

Indessen ist es gut, wenn man zu Zeiten auch die Meinung Andrer über sich hört; denn in Sachen, die unsre Eigenliebe berühren, sieht ein fremdes Auge gewöhnlich besser, als unsre eigne beiden. Wir würden uns oft erbauen, wenn wir wüßten, was dieselben Menschen in unsrer Abwesenheit von uns sagen, die in unsrer Gegenwart nur Büklinge, Lob und Beifall haben. Das ist auch ein Vorzug unsrer Zivilisation, daß sie uns Honig auf die Lippen streicht, wann Gift in unserm Herzen kocht, und so, nach dem Ausdruk eines göttlichen Menschen, die faulen Gräber übertüncht.

Man erzählt, unter der Regierung Karls II. von England sey ein Gesandter aus Bantam, das auf der westlichen Küste von Java liegt, nach London gekommen, um mit der Regierung des Handelsstaates über einige für beide Länder wichtige Gegenstände zu unterhandeln. Der Gesandte eines barbarischen Volkes sah eine ihm unbekannte Welt, und soll folgende Schilderung der zivilisirten Britten an Se. Majestat den König von Bantam, seinen Herrn, geschikt haben, die ich, obgleich sie vielen bekannt seyn mag, hier mittheile:

»Herr!

»Die Menschen, bei denen ich mich gegenwärtig aufhalte, und die nicht größer sind als wir, haben doch Zungen, die weiter von dem Herzen liegen, als Bantam von London; und du weißt, daß die Einwohner von der einen dieser Städte nicht wissen, was in der andern vorgeht. Sie nennen dich und deine Unterthanen Barbaren, weil wir reden, was wir denken; und sich halten sie für ein zivilisirtes Volk, weil sie anders reden und anders denken. Wahrheit heißen sie Barbarei, und Falschheit und Lüge feine Lebensart.

»Da ich ans Land gestiegen war, äußerte mir einer von denen, die der König von England zu meinem Empfange abgeschikt hatte, wie schmerzlich es für ihn sey, daß ich auf meiner Fahrt einen so fürchterlichen Sturm habe aushalten müssen. Es that mir wahrhaft leid, daß der gute Mensch wegen mir so viel Besorgnisse und Kummer hatte, und ich war im Begriffe, ihn zu beruhigen, als er von selbst ganz munter zu lachen anfieng, so zwar, daß ich ihn lange betrachtete, um mich zu überzeugen, ob es derselbe Mann sey.

»Ein anderer, der mit diesem seltsamen Wesen gekommen war, ließ mich durch meinen Dollmetscher fragen, ob er mir in etwas dienen könne, und versicherte, es würde ihm das größte Vergnugen machen, wenn er im Stande sey, mir einen Dienst zu erzeigen. Ich bat ihn darauf, mir eines meiner Felleisen zu tragen, weil er in dem Augenblik doch nichts nüzlicheres für mich thun konnte. Aber, anstatt mir, wie er versprochen hatte, zu dienen, lachte er laut, und befahl einem andern diesen Dienst zu thun. Die erste Woche wohnte ich in dem Hause eines Mannes, den ich redlich bezahlte, und bei dem ich die gefalligste Aufnahme fand. Sehen Sie mein Haus, sagte er zu mir,

gerade so an, als wäre es das Ihrige, und verfügen Sie darüber nach Belieben. — Bestimmter kann man doch wohl nicht sprechen. Da mir also eine Mauer das Licht benahm, ließ ich den folgenden Tag Arbeitsleute kommen, welche die Mauer niederreißen sollten, um meiner Wohnung Licht und Luft zu geben. Kaum bemerkte der falsche Mensch meine Absicht, als er mir jede Veränderung, die ich vorzunehmen Lust haben könnte, mit unhöflichen Ausdrüken untersagen ließ, und mir sogar mit gerichtlicher Verfolgung drohete. So konnte ich nach Belieben über das Haus verfügen, wozu mich doch der Heuchler aufgefodert hatte!

»Ich war noch nicht lange unter diesem Volke, als mich ein Mensch, dessen Bekanntschaft ich zufällig gemacht hatte, inständigst bat, mich fur ihn bei dem ersten Bedienten des Königs, den sie Lord Schazmeister nennen, zu verwenden. Ich that es, und der Mensch erhielt was er verlangte. Mit den rührendsten Aeußerungen des lebhaftesten Dankes schwur er, auf ewig bleibe er mir für diese Wohlthat verbindlich, die er mir auch mit Gefahr seines Lebens zu vergelten bereit sey. — Wie kann das Werk eines Augenbliks, erwiederte ich, eine ewige Verbindlichkeit auferlegen? Wie mögen Sie mir davon sprechen, auch mit Gefahr Ihres Lebens eine Handlung vergelten zu wollen, bei der ich kein Haar auf meinem Haupte wagte? — Einige Tage später fuhr ich mit demselben Menschen uber einen Fluß, der die Themse heißt. Beim Aussteigen fiel mir durch eine Erschütterung des Fahrzeugs ein prächtiger Säbel, den ich in der Hand trug, ins Wasser. — Holen Sie mir ihn! sagte ich zu meinem Begleiter. — Der Strom mag hier gewaltig tief seyn, antwortete er lachend. Ich watete also selbst ein wenig durch den Schlamm, um meinen Sabel zu retten; und derselbe Mensch, der mir ewig verbindlich blieb, und meine Wohlthat auf Gefahr seines Lebens vergelten wollte,

mogte drei Tage nachher nicht einmal seine Strümpfe schmuzig machen, um mir einen Dienst zu erweisen!

»Da ich zum erstenmal an den Hof gieng, brachte mich einer der Großen beinahe außer alle Fassung, da er mich zehntausendmal um Vergebung bat, weil er mir von ungefähr ein wenig den Fuß mit dem Absaze gestreift hatte, um sich vor einem andern Höflinge zu verbeugen, den er eben bei dem Könige heimlich anzuklagen entschlossen war. — Diese Art von Lügen nennen sie ein Kompliment. Wenn sie gegen einen Vornehmen, besonders aber gegen Fürsten, höflich seyn wollen, dann sagen sie ihm so unverschämte Lügen ins Gesicht, daß du, mächtigster Herr, deinem Bedienten hundert Schläge auf die Fußsohlen dafür wurdest geben lassen. Die Größe der Lügen, die man angesehenen Personen sagt, steht mit ihrem Einflusse und ihrer Würde im Verhältnisse; so daß bei großen Häuptern solche Komplimente riesenmäsig wachsen. Ich glaube, daß es einige Uiberwindung kosten muß, diese ewigen Lügen anzuhören; deswegen werden die Kinder der Großen auch frühe daran gewöhnt, und manche haben wohl in ihrem ganzen Leben kein wahres Wort gehört. Gegen Geringere besteht diese Pflicht der Höflichkeit nicht, und die Wahrheit tritt in den vollen Genuß ihrer Rechte. Mit den Leuten von den untern Klassen spricht man ohne Umstände, wie man es denkt; deswegen sie auch im Durchschnitte etwas grob behandelt werden.

»Glaube nur nicht, erhabenster Herr, als machten die Damen in diesem Punkte eine Ausnahme von der Regel; im Allgemeinen sind sie noch höflicher als die Männer, und reicher an Komplimenten. Ich könnte dir hundert Beispiele als Beweise meiner Behauptung anführen, wenn ich nicht fürchten müßte, dich durch meine schon zu lange Erzählung zu ermüden.

»Mit solchen Menschen ist es dann wirklich eine Kunst zu unterhandeln, weil man ihnen nicht trauen darf; und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich, unter diesen Umständen, mit ihnen fertig werden soll. Will ich einen Schreiber des Königs besuchen, und es ist ihm nicht gerade gelegen, mich zu empfangen, dann weiset mich ein Bedienter des königlichen Bedienten an der Thüre mit der Versicherung ab, sein Herr seye nicht zu Haus, wenn ich ihn auch eben erst in dasselbe treten gesehen habe. Uiberhaupt ist alles, was ich erlebe und höre, Trug und Lüge. In ihren Kirchen und Schulen sprechen diese Menschen von nichts als Liebe, Barmherzigkeit, Großmuth und Weisheit; wie sie aber wieder über die Schwelle dieser Gebäude kommen, thun sie von allem, was dort gesagt wurde, gerade das Gegentheil, so daß man eigentlich nicht weiß, ob es ihnen Scherz oder Ernst mit dem ist, was sie lehren und predigen. Es ist überhaupt ein eigener Schlag Leute, mit denen man nicht recht weiß, wie man es halten soll. Sie bitten einem höflich zum Essen; und sezt man sich zu Tische, dann nehmen sie es übel. Sie wünschen sich einander alles Gute, und thun sich so viel Böses als möglich. Sie halten sehr viel auf eine Wissenschaft, die sie das Recht heißen; aber nach diesem Rechte muß es nicht Unrecht seyn, daß die eine Hälfte der Nation hungert, damit sich die andre den Magen überladen kann.

»Man sollte glauben, das ganze Reich bewohnten nur Aerzte; denn die erste Frage, die ein Mensch an den andern thut, wenn sie sich begegnen, ist die: wie er sich befinde? Diese Frage muß ich in einem Tage wenigstens hundertmal beantworten. Sie begnügen sich aber nicht einmal damit, daß sie sich so häufig um meine Gesundheit erkundigen, sondern sie wünschen mir auch dieselbe auf eine feierliche Art, mit einem vollen Glase in der Hand, wenn ich mit ihnen

zu Tische size; und da diese seltsamen Menschen nichts Widersprechendes in den größten Widersprüchen finden, so nöthigen sie sich mit lauter Gesundheittrinken ihre Gesundheit zu verderben. Zu Zeiten wünschen sie auch dir auf dieselbe Art Gesundheit; ich habe aber mehr Ursache, dieselbe von deiner guten Leibesbeschaffenheit, als von der Aufrichtigkeit ihrer Wünsche zu hoffen. Möchte doch dein Sklave diesem doppelzüngigen Geschlechte glüklich entgangen seyn, und es bald erleben, sich in deiner königlichen Stadt Bantam wieder zu deinen Füßen zu werfen! Barbaren, wie sie uns nennen, taugen unter diese zivilisirte Menschen nicht. Gott erhalte sie bei dieser Zivilisation, und lasse sie rasche Fortschritte in derselben thun, und sie rächen das Elend, das sie über vier Welttheile gebracht, schwer genug an sich selbst! Der Allerhöchste schenke dir lange und glükliche Tage, großmächtigster König und Herr!»

Se. Exzellenz der Herr Botschafter Sr. Majestät des Königs von Bantam erlaubte sich in seinem Berichte keine Unwahrheit und nicht einmal eine Uibertreibnng. Aber er betrog sich und wurde von Andern betrogen, weil er die Manieren und Gebräuche der zivilisirten Europäer mit den Augen eines Barbaren sah. Wir wissen schon, was auf alle diese Redensarten, die gewöhnlich unsre Unterhaltungen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ausfüllen, zu geben ist. Da wir das Gepräge und den Werth dieser Münze kennen, und sie um denselben Preis annehmen, um den wir sie auch ausgeben, so ist weder Verlust noch Gewinn auf irgend einer Seite. Ein Glückwunsch und eine Kondolenz haben eine Taxe; und wenn sich sogar Aerzte, die doch von unserm Uibelbefinden leben, bei jedem Wiedersehen über unser Wohlbefinden freuen, dann fällt uns dies so wenig auf, als ein Friedenstraktat mit der Gelobung einer ewigen

Freundschaft und eines unzerstörlichen guten Einverständnisses zwischen den kontrahirenden Mächten, oder als die Protektions- und Freundschaftsversicherungen unsrer hommes en place, oder die Schwüre einer ewigen Liebe in unsern gewöhnlichen Romanen.

Indessen ist die Politesse eine schöne Eigenschaft, und für gewisse Zeiten und Menschen sogar ein Bedürfniß. In unsern Tagen, wo die verschlungenen Verhältnisse, die mannigfaltigen Bedürfnisse jeden Menschen beinahe dem andern feindlich gegenüberstellen, weil er von ihm etwas zu fürchten, zu hoffen, oder ihn um etwas zu beneiden hat, könnten zwei Brüder kaum verträglich mit einander leben, wenn beide immer sagten, was sie denken. Unsre Höflichkeit, unsre konventionellen Lügen sind, wenn der Vergleich erlaubt ist, eine Art verwahrender Emballage bei den immerwährenden Reibungen der Menschen in ihrem täglichen Verkehre, wie man feingearbeitete Möbel und andre Kostbarkeiten beim Versenden verwahrt, damit sie sich durch ihre Beruhrung nicht verlezen. Bei dem ewigen Kriegszustande, in dem wir leben, kann der Schein des Friedens nur durch den ewigen Friedenskuß erhalten werden, wenn er auch gewöhnlich ein Judaskuß ist. Völkern, die keine Sitten mehr haben, sind Manieren ein unentbehrliches Surrogat derselben.

Ist aber der Mensch in seinem rohen Zustande besser als der zivilisirte? Diese Frage wollen wir spater beantworten. Gewiß aber ist, daß Laster und Verbrechen bei dem ersten ungleich seltner sind als bei diesem. Rousseau war der Meinung, der Naturstand sey der wahre Stand des Menschen, in welchem er wenigstens am glüklichsten wäre. Der natürliche Stand des Menschen ist er gewiß nicht, weil die Natur selbst ihn allenthalben nöthigt, denselben zu verlassen. Der Philosoph von Genf verdammte

die Künste und Wissenschaften als eine von den Ursachen der mannigfaltigen Uibel, an denen zivilisirte Völker leiden. Künste und Wissenschaften sind aber nur gleichzeitige Erscheinungen, die er allenthalben den Stand der Völker begleiten sah, gegen den er sich erbittert fühlte; und so nahm er als Ursache einer Krankheit an, was die Natur wohlthätig als Linderungsmittel zu ihr gesellte. Unser gesellschaftlicher, bürgerlicher und politischer Zustand würde auch ohne Künste und Wissenschaften, wo nicht derselbe, doch gewiß noch schlimmer seyn.

Bei jedem Volke erhielt sich die Tradition einer früheren besseren Zeit, eines verlornen Paradieses, eines untergegangenen goldnen Zeitalters. Alle Traditionen stimmen sogar in der Schilderung dieses glüklichen Kindesalters der Menschheit überein. Es herrschte Freiheit, ein gleiches Recht auf die Güter dieser Erde, Unschuld und Zufriedenheit. Dieser Stand ist kein Traum; denn so lange der Mensch von dem lebte, was die Natur ihm gab; so lange er kein bleibendes Eigenthum besaß, und seine Wünsche sich auf das leicht zu erwerbende einschränkten, waren keine Geseze, nur das natürliche Gefühl von Billigkeit, nöthig, der Despotism unmöglich, und das Heer von Leidenschaften, die den zivilisirten Menschen gleich Furien geisseln, unbekannt. Dieser Stand war; aber es ist eben so wenig möglich, in demselben zu bleiben, oder zu ihm zurükzukehren, als es möglich ist, vom Kinde nicht zum Knaben, Jünglinge und Manne aufzuwachsen, oder sich als Greis wieder zum Knaben zu verjungen.

Der Stand der Wildheit und Barbarei schien Manchem glüklicher, als der einer verfeinerten Kultur und Zivilisation. Tacitus, als Römer, verbirgt es nicht, wie hoch er die tugendhaften, freien deutschen Barbaren über die lasterhaften, sklavischen, zivilisirten Römer sezt. Der Auszug der Geschichte des Trogus Pompejus, den wir von Justin besizen, ein Büchelchen, wenig geachtet und doch reich an philosophischen Ansichten und Ideen, enthält ähnliche Bemerkungen. Ich will hier nur eine Stelle aus dem zweiten Buche, in welchem von den Scythen die Rede ist, übersezen:

»Die Scythen, heißt es daselbst, besizen kein begrenztes Eigenthum; denn da sie ihre Heerden weiden, und mit ihnen durch ödes Land ziehen, bauen sie weder Feld, noch haben sie Obdach und einen festen Wohnsiz. Ihre Weiber

und Kinder fahren sie auf Karren nach, die zum Schuze gegen Wind und Regen mit Hauten überzogen sind, und ihnen als Wohnung dienen. Gerechtigkeit üben sie aus naturlichem Gefuhle und nicht nach Gesezen. Nach Gold und Silber dürsten sie nicht wie die übrigen Menschen. Ihre Nahrung besteht aus Milch und Honig. Diese Mäsigkeit macht sie gerecht, weil sie nach fremdem Gute nicht lustern sind; denn nur wo man den Gebrauch der Reichthümer kennt, kennt man auch die Begierde nach ihnen. Es wäre zu wünschen, daß bei den übrigen Sterblichen eine gleiche Mäßigung und Enthaltsamkeit von fremdem Gute herrschte, dann würden wahrhaftig nicht die ewigen Kriege auf der weiten Erde wüthen, und die mörderischen Waffen nicht mehr Menschen hinwegraffen als der natürliche Tod. Es scheint wirklich wunderbar, daß dieses Volk von der Natur hat, was die Griechen durch die lange gesammelte Wissenschaft ihrer Weisen und die Lehren ihrer Philosophen nicht erlangen konnten, und daß zivilisirte Sitten der rohen Barbarei nachstehen. So viel mehr wirkt bei jenen die Unkenntniß der Verbrechen, als bei diesen die Kenntniß der Tugend.» *)

Warum sollten aber zivilisirte Menschen unglüklicher seyn als der Wilde und Barbar? Warum herrschen bei diesem weniger Verbrechen als bei jenen? Weil das Glük des Menschen weniger in dem besteht, was er besizt, als was er zu besizen wünscht; weil die zahllosen Bedürfnisse in ihm zahllose Leidenschaften weken; weil der zivilisirte Mensch tausend Gegenstände braucht, um sich glüklich zu fühlen, folglich auch eine tausendfache Anstrengung, um diese Gegenstande zu erwerben; weil er tausend Möglichkeiten ausgesezt ist, sie zu entbehren, tausendmal in den Fall kömmt, sie einem Andern streitig zu machen, oder ihn darum zu beneiden, und dieser Zustand also der wahre Stand des Krieges Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) ist. Von den körperlichen Ungemachen und dem Heere von Krankheiten, die diesem Stande folgen, und eine Wirkung der erschöpfenden Anstrengungen und Entbehrungen auf der einen, und des Müsigganges

*) Justini historiarum ex Trogo Pompejo libri XLIV. Liber II. Caput II.

und der Völlerei auf der andern Seite sind, wollen wir nicht reden.

Man erlaube mir, daß ich mich selbst abschreibe, und einige Stellen aus einer früheren Arbeit anführe, welche doch wenige gelesen haben, und die sich auf diesen Gegenstand beziehen.

»Die Verhältnisse des zivilisirten Lebens haben die Bedürfnisse des Menschen ins Unendliche vermehrt. In der einfachsten Handlung genöthigt, seines Gleichen freundlich oder feindlich zu beruhren, muß er in derselben eine Pflicht erfüllen oder verlezen. Dem Andrange seiner ewig gereizten Begierden, Leidenschaften und Bedurfnisse hingegeben, ist sein ganzes Leben ein Kampf mit sich selbst oder mit andern. Seine Tugend ist wie sein Glük an tausend zarte Fäden festgebunden, welche der Rausch oder die Noth eines Augenbliks auflösen kann.

»Der Aermste unter dem Volke, das Uiberfluß kennt, mag leicht so viel besizen als der Reichste einer wilden Horde, die in ihrer Armuth nicht arm ist, weil sie von Reichthum nichts weiß. Jener ist arm bei dem, was diesem Uiberfluß seyn würde. Gebt dem Menschen das Nothwendige, und er fühlt sich im Besize des Nothwendigen arm, wenn er sieht, daß Andre mehr als dies Nothwendige haben. Unsre Armuth, sobald die dringenden sinnlichen Bedürfnisse befriedigt sind, gründet sich auf den Vergleich des Unsrigen mit dem, was Andre besizen. Darum sehen wir Arme, und allenthalben Arme im Uiberfluß, und Hungernde im Rausche ihrer Schwelgereien. Der Unterschied der Stände, der Unterschied des Vermögens zeigt dem Untergeordneten immer einen höhern Gegenstand seines Ehrgeizes, und dem Aermeren einen höheren Gegenstand seiner Gewinnsucht. Der Mensch braucht nicht viel, um die Foderungen dieses Lebens zu befriedigen. Die Anzahl der wahrhaften Bedürfnisse ist unbedeutend; aber der Reichthum und die Musigkeit rufen ein Heer von eingebildeten ins Daseyn, die um so ungestummer sind, weil an die Möglichkeit ihrer Befriedigung sogar die öffentliche Achtung geknüpft ist. Menschen, die alles haben, was das Leben fodert, haben wenig, wenn Andre noch mehr als dies alles haben. Ihre Bedürfnisse und Begierden werden neben einem größern fremden Besize größer. Der ist in seiner Wohlhabenheit arm, weil jener sich in seinem Uiberflusse noch nicht reich genug glaubt. So liegt seine Armuth in dem

Vergleiche seines Vermögens mit dem größern Vermögen seines Nachbarn. In der weiten Abstufung von der Dürftigkeit des Bettlers bis zum Reichthum des schwelgenden Magnaten, von der Unbemerktheit des beschränkten Lebens eines schlichten Bürgers bis zum gerauschvollen Ansehen eines königlichen Günstlings sehet ihr nur Elende, die sich immer eine Stufe höher hinauf sehnen, auf der wieder ein sich weiter sehnender Elender steht, der mit Sehnsucht auf das Elend eines höheren, sich höher sehnenden Elenden hinaufblikt. Darin liegt ihr Elend und ihre Erniedrigung, daß sie immer noch einen größern Genuß als den ihrigen, und eine höhere Auszeichnung als die ihrige vor sich sehen. Und wer ist endlich der lezte Beneidete? ein Mensch, der mit den Sinnen des Bettlers vor dem zusammengetragenen Raube von vier Welttheilen mit Ekel steht; ein Tantalus, der in einem Meere von Genussen schwimmt, die vor seiner lächzenden Zunge fliehen, und der in seinem beneideten Uiberflusse nicht gluklicher ist als der Bettler in seiner Armuth. Der seltsamen Verkehrtheit des Menschen! Der übersättigte Reiche ist so ungluklich, daß er den Armen um seinen Hunger beneidet, da dieser sich gluklich fuhlte, wenn er die Brosamen von des Schwelgers Tafel hatte!»

Nur ein entthronter König, sagt Pascal, fühlt sich unglüklich, weil er kein König ist. Hielt man Paul Emil fur ungluklich, weil er aufhörte, Konsul zu seyn? Im Gegentheil, Jedermann fand, er sey glüklich, daß er es gewesen, weil es nicht in seinem Stande lag, es ewig zu seyn. Perseus aber, dessen Stand es mit sich brachte, ewig König zu seyn, hielt man fur so unglüklich, da er es nicht mehr war, daß man kaum begreifen konnte, wie er das Leben noch ertraglich finde. Wer halt sich fur unglüklich, weil er nur einen Mund hat, würde sich aber nicht für ungluklich halten, wenn er nur ein Auge hatte? Es ist vielleicht noch keinem Menschen eingefallen, sich daruber zu kranken, daß er keine drei Augen hat; aber man ist untröstlich, nur eines zu haben. — Die Anwendung dieser sinnreichen Bemerkungen Pascals auf unsre Begriffe von Reichthum, Gluk und Ungluk ist leicht.

I.

Gedichte.

Sabas Königin und Salomo.

Aus Arabiens entferntem Lande
Zu des Jordans segenreichem Strande
Kam die Königin zu Salomo;
Und sie fand den Hochberühmten so
Wie der Ruf in aller Welt ihn nannte:
Reich an überirdischem Verstande,
Reich an Golde und an Anmuth reich;
Ihm kein Herrscher auf der Erde gleich.
Und sie sah die schimmernden Palläste,
Und des Königs strahlenreichen Thron,
Seine Odalisken, seine Feste,

Sah den ganzen Glanz von Davids Sohn.
Ließ sich auch den stolzen Tempel zeigen,
Jovas Tempel, Gottes heil'gen Siz;
Und getroffen, wie von seinem Bliz,
Sank die Königin in tiefes Schweigen.
Und sie hörte, wie den Wind durch Palmen
In Gewitternächten, tief und hehr,
Rauschen Salomos und Assaphs Psalmen
Und der heil'gen Melodien Meer.
Du, sprach dann die Königin zum König,
Wie so selig bist du und wie groß!
Was ich von dir hörte, war zu wenig:
Uiberschwenglich herrlich ist dein Loos!

Selig, sagte Salomo, der Weise,
Selig, Königin, ist Gott allein;
Eitel ist die Welt, und eitel heiße
Ich der Erde wesenlosen Schein.

Und sie sprachen nun von Gott, von jeder
Großen Wahrheit und von der Natur,
Fanden überall Jehovahs Spur,
In dem Isop, in des Libans Zeder.
Was die Königin zu fragen wagte,
Alles war dem Könige bekannt;
Nirgends für ihn unbekanntes Land,
Und vor ihm, wie vor der Sonne, tagte
Jede Dunkelheit zu heiterm Licht:
Jeder Zweifel, jeder Knoten bricht.

Von Bewunderung dahingerissen,
Sagt die Fremde: du hast keine Nacht;
Du bist's, dem noch eine Sonne lacht

In des Lebens dikksten Finsternissen:
Du weißt noch, wo Alle nichts mehr wissen.

O, was ist es mit des Menschen Wissen,
Sagt der König: Dämmrung statt des Lichts!
Wir, wir glauben, was wir glauben müssen:
Gott allein weiß, und der Mensch weiß nichts.

II.

Adolf und Gustel
oder
Die Entscheidung am Hochgerichte.

(Eine Erzählung.)

Liebe Herzens Gustel! sprach Adolf, und drükte einen herzhaften Kuß auf seines Mädchens Wange; das soll ein Leben geben wie zu Canaan! Fünf Thaler habe ich bei dem Major für Gartenarbeit gut; die müssen alle drauf gehen, wenn wir Hochzeit halten. — »Ja, das wird noch lange währen, erwiederte Gustel verdrießlich, und» — — Sag mir nur Mädchen, warum du mir immer ordentlich bange machst mit deinem verdrüßlichen Gesichte und deinen lieblosen Reden? Der Major kann doch nicht ewig krank bleiben; und dann muß der ärgerliche Hauptmann schon mit dem Kopulirscheine herausruken.

Der hat's überstanden, Kinder, sprach der eintretende Invalide Wanger auf seine Krüke gestüzt, und wischte sich

eine Thräne unter den eisgrauen Wimpern hinweg; der hat's überstanden! Der Major's giebts noch viele, aber so keinen, Gott weiß es. »Wanger, um Gottes Willen» rief Adolf. — Ja Kinder, erwiederte er, und zog seine Müze mit einem Blike gen Himmel; um den Willen Gottes zu erfüllen, hat er uns verlassen: denn jeder brave Kerl hätte sein Leben mit dem alten Lindau getheilt. »O mein Gott!» rief Adolf, und stürzte zur Thüre hinaus.

Adolf war der einzige Sohn eines schlesischen Landpredigers. Der redliche Seelenhirt, dem seine Schafe kaum die Welle zur nöthigen Bekleidung und Subsistenz für sich und seinen Sohn abwarfen, konnte diesen keinen andern Unterricht genießen lassen, als der aus seinen eignen beschränkten Kenntnissen floß. Adolf konnte schreiben, rechnen, etwas Latein, Geschichte und Länderkunde, als er sechszehn Jahre alt war, und sein Vater starb. Da stund der arme Junge an der Leiche des guten Vaters, den der Gram um die Zukunft der armen Waise um ein Jahrzehend früher ins Grab gedrükt hatte, und blikte in die schöne weite Welt mit dem thränenschweren großen Auge wie in eine Einöde. Denn so viel Erfahrung hatte er schon in dem kleinen Kreise mit des Vaters und den eigenen Augen geschöpft, daß den Unglüklichen die Menschen gewöhnlich wie einen Räuber fliehen, der nichts geben, und nur nehmen kann. — Denn sie fühlen nicht die Wohlthat für das eigne Herz, dem Fremden wohlzuthun, und des Dankes Thräne ist eine verrufene Münze für sie, die sich nicht weiter geben läßt. — Armer Junge! schwer ist die Prüfung fur dein junges Herz; wer stärkt dich im Glauben an die Menschheit, an eine rettende Vorsicht, damit du der Verzweiflung nicht Raum im Busen giebst? — —

Da schlug dem Sinnenden der redliche Nachbar Veit auf die Schulter: »He Adolf! hast du schon vergessen, was

der Alte dort sagte? Im Unglüke Muth gefaßt, auf Gott vertrauet, der alle Menschen liebt, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. — Laß deinen Vater zur Ruhe tragen, und weine dich aus. Du bleibst bei mir, hernach überlegen wir, was du anfängst.» — Adolf folgte, und acht Tage darauf, wo man überlegt hatte, was aus ihm werden sollte, wußte man, daß Adolf zum Studieren kein Geld, zum Bauern keine Hände und Geschik, und der redliche Veit kaum Brod fur sich und seine Kinder habe. Da sprach Veit wohlgemuther, als ihm selbst war: Adolf, du bist ein hübscher Junge, kannst fix rechnen und schreiben — diene unserm König. Wer weiß, wirst du einst Feldwebel, und dann ist dein Glük gemacht. Der Major ist heute selbst drüben in Lippdorf beim Werboffizier, und soll ein kreuzbraver Herr seyn. — Da schnürte Adolf seinen Bündel, drükte dem Freunde die Hand, und schied von Hoffnung gestärkt von der väterlichen Heimath. — (Adolfs Geburtsort lag in einem Königskanton, der ziehungsfrei war, und wo die Werber Freiwillige von 14 Jahren annehmen durften.) — Dem Werboffizier und dem Major behagte der wohlgewachsene feurige Bursche. »Dienst du denn, sprach der Major, aus Lust zu unserm Stande und der Ehre wegen?» Nein Herr! erwiederte Adolf, des lieben Brodes wegen; denn zu betteln schäme ich mich. Aber topp Herr! wenn einmal Gelegenheit dazu ist, so soll der König auch Ehre von mir haben. — Diese offne herzliche Sprache, und die Erzählung seines Schiksals interessirten den Major; er gab ihm nebst dem Handgelde des Werboffiziers noch drei Dukaten aus seiner Börse, und einen Brief an einen Hauptmann seines Regiments, worin er ihm Adolf anempfahl, und ließ den Rekruten ohne weitere Umstände allein seiner Wege dahin reisen. Der Hauptmann war ein herzloser Egoist, stolz und rachsüchtig.

Der arme Soldat seufzte unter der eisernen Ruthe dieses Despoten, der geschikt seine Lieblosigkeit bei seinen Obern mit strengem Diensteifer und exemplarischer Zucht zu bemänteln wußte. — Du kannst, sprach er am dritten Tage, da sein Diener ihm davongelaufen war, mein Bursche werden, und bist dann dienstfrei. — Herr Hauptmann, erwiederte der muthige Adolf, dem er von den Kameraden schon beschrieben war, ich diene dem König als Soldat, dafür trage ich den Rok; aber Bedienter mag ich nicht werden. Der Hauptmann scheute den Major, aber schwur im Herzen, den Jungen für diese Verwegenheit noch zu züchtigen. — Mit jugendlichem Muthe lernte der Rekrute sein Exerzitium, und die glänzende Aussicht, die ihm Nachbar Veit eröffnet hatte, einstens Feldwebel zu werden, an die der junge Feuerkopf noch glänzendere Möglichkeiten in seinem Stande hieng, versüßten ihm die oft traurige Wirklichkeit. Denn was einem unverdorbenen Menschen von einigem Zartgefühl am unerträglichsten seyn muß, sind die rohen, verdorbenen, oft verworfenen Menschen, die seine Umgebung ausmachen. Adolf erwarb sich bald, ohne daß er es suchte, durch seine Gutmüthigkeit, sein gefälliges, bescheidenes Wesen die Liebe, und durch seine kleinen Kenntnisse, seine Sittlichkeit, und die Protektion des braven Majors die Achtung seiner Kameraden und der Bürger, die ihn kannten. Der Major nämlich, der nach einiger Zeit zurükgekommen war, hörte von der guten Aufführung des jungen Menschen, und sah mit Lust den feurigen Adolf in Reihe und Glied wie einen alten Soldaten manövriren. Verstehst du denn nichts, sprach der Major nach der Parade, womit du dir einen Groschen nebenher verdienen könntest? Du bist eines Pfarrers Sohn, verstehst du nicht die Gärtnerei? Ja Herr Major, sprach der Junge freudig, davon verstehe ich was. Meines Vaters kleiner Garten war der schönste in

der ganzen Runde. Ich kann Euch alle Samen und Kräuter, Blumen und Bäume deutsch und lateinisch nennen. O die gnädigen Herren haben oft an unserm Garten, der an der Landstraße lag, still gehalten, und haben hineingeschaut und gelobt. Da stund ich in meiner Laube und horchte wie sie sich wunderten, daß so ein kleines Feld so viel Schönes habe. Und auf Ehre, Herr, ich habe in den zwei lezten Jahren ihn ganz allein gebaut. Nun Adolf, sprach der Major, so sollst du auch mir in deinen Freistunden arbeiten und dir was verdienen. Ich habe einen schönen Garten bei meinem Landhause am andern Ufer, wo ich wohne. Mein Gärtner ist zu alt, das Beste geht mir zu Grunde. — Da soll ich, sprach Adolf mit großen Augen, dem Alten ablernen und sein Brod stehlen? Nein Herr, das thue ich nicht. Adolf! erwiederte der Major lächelnd, du bist zu voreilig, helfen sollst du dem Alten; er bleibt bei mir, so lange ich lebe. Verzeiht mir, sprach der Junge beschämt und gerührt, das will ich, und die schwere Arbeit thun. Ihr seyd gewiß alle beide mit mir zufrieden.

Schon des andern Tages wurde der junge Untergärtner installirt; und so oft es ihm der Dienst nicht versagte, war er an seiner Lieblingsbeschäftigung. Singend begrüßte der muntere Sohn der Natur die Morgenröthe; seine Phantasie versezte den Glüklichen in die frohen Gefilde der Heimath, wo jede Blume, jedes Bäumchen, das er tränkte, ihm dankbar lächelte. Der alte Gärtner, der ihm zur Seite gieng, liebte bald den Jungen wie den eignen Sohn; denn der fromme Adolf ehrte das Alter. Und wenn dann der Major gegen Abend von seinem Spazierritte nach Hause kam, seine Abendpfeife in dem Garten rauchte, der müde alte Gärtner auf einer Ruhebank saß, indessen Adolf in doppelt geschäftiger Eile mit seinen Was-

ferkannen den Garten durchflog, und ihm itzt der gute Major mit einem »Bravo Adolf, ich bin mit dir zufrieden« auf die Achsel klopfte, so wurden dem Jungen im Gefühle seines Glüks die Augen feucht. Ja Herr, erwiederte er dann, das habe ich Euch zu verdanken; denn an das städtische Sie konnte er sich noch nicht gewöhnen. — Auch das höchste Glük des Menschen, das den fühlenden in andere Regionen versezt, selbst aus einem Jammerthale ein Eden schaft: das Glük der Liebe sollte ihm hier werden. Gustel, die Tochter einer Stikerin, brachte dem Major jedesmal die fertige Arbeit. Ihr Weg gieng durch den Garten, wo sie gewöhnt war, vom Alten ein Sträußchen zu empfangen. Das niedliche schwarze Mädchen war 15 Jahre alt. Auch ihr wogte die Sehnsucht den jungen Busen nach einem unbekannten Etwas, das ihr hier werden sollte. Sie kam auch diesen Abend, gieng zerstreut im Rükwege auf den vermeinten Alten zu, sich ihr Sträußchen zu erbitten. »Wollt ihr mir Alter —» Da schaute der gebükte Adolf auf die melodische Stimme von der Erde zu dem Mädchen auf. — — »Er ist, fuhr sie stotternd fort, nicht der Alte.» — Nein, sprach Adolf verwirrt, dem der Anblik des hübschen Mädchens gar wundersam zum Herzen drang, nein, ich bin erst 17 Jahr alt; und was will Sie denn? — »Ich heiße Gustel und kriege von seinem Vater immer ein Sträußchen, wenn ich heimgehe.» — Ei, sprach Adolf beherzter durch die Furcht des schönen Mädchens, so wahr ich Adolf heiße, ich kann schöne Sträuße binden; und rasch säbelte er, wie ein Kreuzritter unter den Ungläubigen, mit seinem Messer die schönsten Blumen. — Langsam! sprach der Major, der lächelnd die ganze Szene bis auf das blutige Ende, wo er die Zeche bezahlen sollte, mit angesehen hatte; langsam! willst du denn das Mädchen auf einen Heuwagen von Blumen sezen? Ich zahle alles von meinem Monatgelde, fuhr der emsige

Schnitter fort, (denn der Major ließ wöchentlich eine Partie der Blumen und Gewächse verkaufen.) »Laß es gut seyn, ich schenke euch diese; aber izt geht hübsch nach Hause Kinder, es ist schon spät.» — Da wanderte das hübsche Pärchen, dem jeder Begegnende noch mit Wohlgefallen nachsah, stumm und verlegen die Straße am Ufer, um über die Brüke nach jenseits zurükzukehren.

Die erste Liebe war in die jungen Herzen eingeschlichen, wo uns die Natur entschwindet, und nur der geliebte Gegenstand in Zeit und Raum uns übrig bleibt. Aber Adolfs Glük wollte, daß er diesen heiligen Tag für jeden Menschen mit einer edlen Handlung feiern sollte. Sie waren schon auf der halben Brüke, da rief Gustel erblassend: ach mein Gott! Ein Knabe war durch Zufall in den Strom gefallen. In einem Nu warf der muthige Adolf Rok und Schuhe weg, riß sich von Gustel, die ihn halten wollte, los, und stürzte in den Strom. Da stand die staunende Menge und schaute nicht mehr dem Kinde, nur dem edlen Retter nach. Zehn Nachen waren vom Ufer zur Hilfe losgestoßen, und der erschöpfte Adolf kämpfte schwächer schon mit den Wogen, den erhaschten Kleinen mit einem Arme auf der Oberfläche haltend. Aller Herzen schnürte Angst um den jungen Helden. — Gottlob, der eilende Fährmann erhascht ihn izt, und zieht ihn und den Kleinen glüklich in das rettende Boot. Jubelnd begrüßt die Menge die Gelandeten, aber der süßeste Lohn harrte seiner. Gustel, von Liebe und der schönen That begeistert, ist izt frei von aller Menschenscheu; gewaltsam treibt sie das Herz zu dem Edlen, und die Umstehenden, durch die sie sich mit Gewalt drängt, hoben das köstliche Schauspiel, wie das holde Mädchen dem triefenden Adolf in die Arme sinkt, und der Glükliche, ohne daß er es selbst kaum weiß, den ersten heißen Kuß der Liebe auf ihre Lippen drükt. — Du hast brav gethan, mein Sohn, sprach der

General des andern Tages, im Garten des Majors, zu Adolf. Gutes thun dem Bedrängten ist edel; aber sein Leben für den Nothleidenden aussezen, ist groß. Jener spendet einen Theil, den er entbehren kann, dieser das Ganze. Geld mag ich dir keines geben, Adolf, aber meine Hand, zum Zeichen, daß ich dich schäze. Adolf war bei Augustens Mutter anfänglich gut aufgenommen; aber nicht lange dauerte dieses Wohlwollen. Sein eigner Feldwebel, Leisler, sah schon lange Augusten gerne. Izt, wo er das Einverständniß des Mädchens mit Adolf merkte, das er früher sich gewogen glaubte, gieng er, um Adolf wegzudrängen, mit seinem Antrage zur Heirath bei der Mutter hervor. Dieser gefiel diese Aussicht zu einer Versorgung; denn die Monatsgage des Feldwebels mit den Akzidentien war einige 20 Thaler, und Adolfs Jugend und geringe Löhnung sammt dem kleinen Verdienste als Gärtner war keine Fürsprache bei ihr. Leisler war ein schöner Mann von 30 Jahren. Er hatte studirt, und eigne Schiksale ihn in diesen Stand geworfen. Er war ein Schmeichler; durch höfische Kriecherei bei seinem Hauptmanne und den andern Offizieren, durch Tüke und Ränke hatte er es in kurzer Zeit zum Feldwebel gebracht. Der Hauptmann, der selbst ein schlechter, übrigens roher Mensch war, nuzte in schwierigen Fällen Leislers Kopf und Arm, und half dagegen diesem wo und wann er konnte. Leisler hatte ihm seine Absicht auf Gustel entdekt, und der Hauptmann versprach sich die doppelte Freude, diesem helfen und dem gehaßten Adolf schaden zu können. Er versprach dem Feldwebel seinen Beistand, und daß er seinem Nebenbuhler, wenn es je dazu käme, als Kompagniechef nie den Kopulirschein geben würde. Unter allen diesen Prämissen erhielt Leisler der Mutter Jawort. Es wird sich schon geben, sprach er izt zu ihr, wo sie mit ihm gleiches Interesse hatte. Weiber-

herzen sind eine Festung; Schmeichelei und süße Worte nähern sich in Schlangenlinien, schiesen endlich eine Bresche, und die Garnison ist froh, wenn sie mit Brautkranz und Ring ehrenvollen Abzug in den Ehestand erhält. Adolf, so unerfahren er war, sah doch, was keinem Liebhaber so leicht entgeht, daß Leisler sein furchtbarer Nebenbuhler sey, und, vertrauend auf seines Mädchens Liebe, erklärte er ihr geradezu, er wolle sie heirathen, um die ganze Sache zu enden zu machen, und mit der Mutter heute noch sprechen. Die Mutter, mit Leisler einverstanden, suchte, um nicht das Mädchen durch eine gerade abschlägige Antwort jenem abgeneigt, und sie vielleicht eigensinnig auf eine Heirath mit Adolf zu machen, in dem Aufschub derselben die beste Auskunft. Er ist noch zu jung, Adolf, sprach sie zu ihm, und hat zu wenig Einkommen. Ich zweifle, ob ihm sein Hauptmann, wenn ich auch einwilligte, den Trauschein geben würde. Dazu ist der Major krank, kann sterben, sein Nebenverdienst ist dann ganz dahin, und der Mann darf nicht von dem sauern Erwerb der Frau leben. Dagegen bin ich nicht; aber spreche er selbst mit seinem Hauptmanne. — Adolf, um einen Stein des Anstoßes zu heben, nämlich die nöthige Einwilligung des Compagniechefs, gieng zu ihm. Nach manchen vergeblichen Gängen ließ ihn der Hauptmann vor. Wohl wissend, daß Adolfs Beschüzer, der Major, ernsthaft krank darnieder lag, und dieser keinen Zutritt zu ihm habe, fuhr er ihn barsch an, lachte ihm hämisch ins Gesicht über eine Zumuthung, eine unglükliche Ehe unter zwei Kindern zu stiften, und entließ ihn damit, er solle sich in einigen Jahren wieder melden. — Indessen war Gustel in diesen Tagen trefflich bearbeitet worden. Leisler machte alle Uiberlegenheit seines Geistes, seiner Kenntnisse und Erziehung über den guten Adolf fühlbar. Süße Worte und Schmeicheleien wurden bei seiner

Theorie der Weiberherzen nicht gespart. Durch eine unpartheiisch scheinende Zusprache der Mutter, welche kalt beider Verhältnisse auseinander sezte, wurde Gustel selbst überzeugt, daß diese Verbindung wohl mehr Vorzüge habe; nur ihr Herz hieng, jedoch mit leiseren Fäden, an ihrem Adolf. Die schlaue Mutter, welche in allem streng der Vorschrift des gewünschten Schwiegersohnes folgte, rieth ihr: du gewinnst in dem Umgange mit Leisler, der ein geschikter und braver Mensch ist; lerne ihn kennen, und dann kannst du ja, wenn er dir nicht gefällt, immer den Adolf heirathen.

So stunden die Sachen, als Adolf wieder zu seinem Mädchen kam, die Verdrußliche mit der Aussicht tröstete, daß der Major wieder gesund werden müsse, und der Unglüksbote, der Invalide Wanger, izt mit der Nachricht von dem plözlichen Tode des Majors eintrat. Adolf war, wie wir im Eingange sahen, weggerannt, um sich von der Schrekenspost selbst zu überzeugen. Es war so — der Major — todt. Jammernd stürzte Adolf zu der Leiche, und küßte die kalte Hand des Wohlthäters. — Armer Adolf! kaum hast du den verlornen Vater in dem fremden guten Menschen wieder erhalten, und das Geschik raubt ihn dir wieder. Zu schwerer Prüfung will es dich bereiten; wohl dir, wenn dein junges Herz nicht unterliegt.

Adolf fuhlte bald die ganze Schwere des Despotenarmes seines Hauptmanns. Das kleinste Versehen, der Knopf auf dem Roke, der nicht gerade stund, brachte einen Vorwurf, ein Scheltwort des Erbitterten, im Angesicht seiner Kameraden, hervor. Adolf verlebte trübe Tage, denn auch seine Lieblingsbeschäftigungen in des seligen Majors Garten, und mit ihnen sein kleiner Verdienst waren ihm durch den Wechsel des Besizers verloren gegangen. Nur die Liebe seiner Gustel, zu der seine eigne mit jedem Hindernisse wuchs, hätte ihn entschädigen können. Aber Gustel

war, durch die neuen Verhältnisse des Bedrängten noch williger, dem Rathe der schlauen Mutter gefolgt. Sie liebte ihn zwar immer noch; aber Leisler war ihre stete Umgebung. Er gab ihr Unterricht im Rechnen und in wissenschaftlichen Anfangsgründen. Und wenn der arme Adolf kam, so mußte er sehen, wie beide in einem Buche lesend sich oft mit den Wangen berührten, ohne daß die gefällige Schülerin dem Lehrer zu grollen schien. In seinem Herzen erwachte furchtbar die Eifersucht. Kein Schlaf kam mehr in das Auge des Bekümmerten, kein tröstendes Wort des Mädchens, das ihn immer noch ihrer Liebe versicherte, konnte den Sturm seiner Seele besänftigen. Denn, wenn er sie bat und beschwor, den Nebenbuhler zu meiden, wand sie der Mutter Willen ein, des gebildeten Mannes Unterricht zu benuzen, um etwas zu lernen. Aber die Mutter und Leisler wußten es selbst dahin zu bringen, daß Auguste öffentlich mit ihm spazieren gieng, um das Mädchen daran zu gewöhnen, daß man Leisler ihren Liebhaber nannte. — Gustel hatte einen Bruder von 11 Jahren, der von Leisler durch kleine Geschenke längst bestochen war. Er mußte auf dessen Geheiß öfter, wenn Adolf kam, die Schwester verläugnen. Aber einigemal war dieser doch eingetreten, und hatte sich von der Falschheit des Jungen überzeugt. Er haßte den kleinen Lügner von Herzen. Um dieselbe Zeit erfuhr er auch die Spaziergänge mit Leisler. Höllenpein wüthete in seinem Gemüthe. Zwei Tage war er in ihrem Hause gewesen, und nie traf er Gustel an. Er schalt sie im Herzen treulos, seinen Nebenbuhler einen Niederträchtigen, der ihm tükisch sein Glük gestohlen. Da traf den Erbitterten ein Kamerad seiner Kompagnie, und überredete ihn, unter dem Vorwande wichtiger Entdekungen, in eine Weinschenke. Hier erzählte ihm der Schwäzer, was er selbst nur halb wußte, mit aller Gewißheit: Leisler habe

sich bei einem Dritten geäußert, Gustel lache nur Adolfs, sie wolle keine Musketiersfrau werden, und er, der Feldwebel, seye der Beglükte. — Der Eifersüchtige sog mit gierigen Zügen dieses Gift in seine Seele. In diesem Zorn trank er, ohne es selbst zu wissen, einige Gläser Wein, und der gutmüthige, sittliche Adolf war in seinem Leben das erstemal halb betrunken, und von einem Gefühl der Rache durchglüht. Er taumelte auf die Straße, wo ihn der Kamerad verließ, unbewußt wohin, gegen das nahe Stadtthor. Hier erblikte er den kleinen Friz, Gustels Bruder. Wo ist deine Schwester, rief er ihn an. »Mit Leisler spazieren.» Weißt du wohin? Ja, sprach Friz, den der taumelnde Adolf ergözte, und sich gleich einen boshaften Streich ersonnen hatte; ich will sie dir zeigen. Der Betrogene wollte seinem Herzen Luft machen, Gustel ins Angesicht ihre schändliche Untreue vorhalten, und ihr den Ring vor die Füße werfen, den er noch am Finger trug; zu seiner Rache aber Leisler einen Niederträchtigen ins Gesicht heißen. Führe mich hin, sagte er zu Friz. Muthwillig sprang der Knabe vor dem Taumelnden her, lachte ihm höhnisch ins Gesicht. »Du kriegst meine Schwester doch nicht; Herr Leisler hat auch der Mutter gesagt, du wärst ein Narr; der Korporal würde dich aber schon noch gescheit machen.» — Adolf stieg immer mehr der Grimm im Herzen. Er hatte sich schon auf die härteste Rede gefaßt gemacht, die er den beiden geben wollte. Er und Friz giengen eben am Rande vom Walle, an dessen Fuß der Weiher spülte, der die Festung umgab. »Da drüben sind sie», rief schnell der Knabe, und gab Adolfen einen Stoß, daß er hinunterkollerte bis zum Fußpfade, der ihn noch vom Wasser trennte. Er hörte noch das schallende Hohngelächter des Jungen. Wüthend zog er seinen Säbel. Friz befiel bei dem Anblike der bloßen Klinge tödtliche Angst; ohne zu wissen wohin,

floh er vorwärts, und im dunkeln Gefühl, Adolf würde den Wall hinaufklettern, izt einen kleinen Pfad herab, der zu jenem Fußwege am Weiher führte. Aber Adolf war den namlichen Weg gerannt. Halt kleine Schlange! rief er mit vorgehaltenem Säbel. Friz war im Schusse, ohne sich halten zu können, mit einem Angstschrei stürzte er in die Klinge, und entseelt lag er zu Adolfs Füßen.

Mörder! Mörder! donnerte es laut wie ein Ruf des ewigen Richters in des Unglüklichen Brust, und vom Ubermaß tödtlicher Empfindungen zerschmettert, stürzte der Jüngling bewußtlos auf den Leichnam von Augustens Bruder. — O unglükseliges Verhängniß der Menschheit! Mit einem Herzen voll Liebe zu seinen Brüdern wandelte dieser Tugendhafte seine Bahn. Das eigne Leben reichte er einst hin, ein fremdes zu erhalten, und bei jener Himmelsglut, Liebe, die wohlthätig eine Gottheit in des Menschen Brust ihn zu beglüken senkte, schmieden die Unsichtbaren jene Fesseln, die ihn herab in die Reihe der Verbrecher ziehn, und das Loos eines Tugendhaften an jenes der Verworfenen ketten. — Adolf erwachte, und alle Schreken des Gewissens und der Religion in seinem Busen. In Traumgestalten umschwebten der Geist seines Vaters und seines Wohlthäters die Phantasie des Geängstigten, und Rache rief das strömende Blut von Augustens Bruder.

Ja, rief er entschlossen, ich will euch versöhnen, die blutige That abwaschen mit meinem eignen Blute. Und izt stürzte er schnell fort nach der Stadt und auf die Hauptwache. Sein Hauptmann hatte heute den Posten. »Herr Hauptmann, ich bin Mörder, Augustens Bruder habe ich erstochen, und bin ihr Gefangener.» Da schauderte im ersten Augenblike der Unmensch selbst. Aber das süße Gefühl der Rache erstikte die vorübergehende Regung der Menschlichkeit. Kalt befragte er den Unglüklichen um die

That, und befahl die Leiche aufzusuchen. Adolf, in dessen Phantasie nur das Bild des Gemordeten, einer trostlosen Mutter und Schwester, die Rache über den Mörder schrien, schwebte, ergriff eine Art Schwärmerei, das verhaßte Leben um jeden Preis abzuschütteln, und erklärte, daß er ungereizt, nur aus Eifersucht und Rache, diesen Mord begangen. Der Hauptmann schrieb diese Geständnisse nieder, sandte seinen Bericht an die Behörde, und Adolf in die Gefängnisse.

Der Kriminalprozeß wurde instruirt. Der Offizier, mit dem Verhör beauftragt, war ein Mann von Herz und Einsicht. Er fand mehrere widersprechende Angaben des Delinquenten in den begleitenden Umständen dieses Mordes; aber Adolf blieb immer hartnäkig, er habe aus Eifersucht und Rache es gethan. Der Offizier mußte dieses Geständniß, das durch keinen Wahnsinn des Selbstanklägers vernichtet oder geschwächt wurde, in den Akten treu wiedergeben; allein er ermangelte nicht, jene Doppelreden, und was er als Psycholog bemerkte, den Lebensüberdruß Adolfs, dessen öfters geäußerten Wunsch, seine verdiente Strafe bald zu erhalten, in seinem Berichte kräftig auseinander zu sezen. Denn seine Uiberredung, die lautere Wahrheit zu sagen, hatte er an dem jungen Mann zwekles verschwendet.

Der General war in dieser Zeit nach seinen Gutern verreißt, und der nach ihm seinen Rang einnehmende Obristlieutenant sezte ein Kriegsgericht nieder.

Unterdessen wurde Gustel von den Schlangenbissen bitterer Reue gepeinigt. Unter Weinen und Händeringen warf sie sich vor, durch ihr zweideutiges Benehmen, durch die Kränkungen, die sie ihrem Adolf gemacht, die mittelbare Ursache dieses Mordes zu seyn: denn sie kannte sein sanftes, menschenfreundliches Gemuth, und den boshaften Friz. Ihr Herz konnte sich nicht uberreden, daß Adolf ein Mör-

der aus Vorsaz sey. Der Feldwebel wurde ihr verhaßt, und alles Zureden der Mutter bewies ihr nur den Plan, den man auf sie gemacht hatte. Leislers Kunst war zu Ende, und der Elende dürstete nur nach Rache an Adolf. Er und der Hauptmann wußten es zu wenden, daß in dem Kriegsgericht, bei dem gesezmäsig zwei Gemeine, weil der Delinquent selbst einer war, und zwei Korporäle seyn mußten, die Wahl auf Subjekte nach ihrem Wunsche fiel. Zwei dieser Erwählten erhielten selbst von Leisler Geld, und die andern wurden durch die angedrohte Ungnade des Hauptmanns, wahrscheinlich bald Majors, der ebenfalls Glied dieses Gerichts war, wenn man einen solchen Verbrecher durchließe, schon vorher zur Todesstrafe gestimmt. Adolf erschien vor dem Kriegsgericht. Freundlich sah er seine Richter an, wie der Kranke den Arzt, der ihm von seinen Leiden helfen soll. Auf die Frage: ob er nichts, und gegen keinen dieses Gerichts was einzuwenden habe, sprach er sanft: Ich liebe alle Menschen; habe ich einen von euch beleidigt, so wird er mir verzeihen. Richtet ihr nach eurem Herzen. Gott sieht das meine, und wird bald auch mir schwerem Sünder Gnade angedeihen lassen. — Adolf blieb bei seiner ersten Aussage, und durch Stimmenmehrheit wurde er zum Schwerde verurtheilt, welches Urtheil an den König bald darauf zur Bestätigung abgeschikt wurde. Ich danke euch, sprach er lächelnd zu seinen Richtern, bald habe ich ausgelitten. Still wanderte er in sein Gefängniß zurük, wo er in den trübsten Stunden im heißen Gebete zu seinem Richter da oben um Gnade flehte. Das Gerücht von diesem Todesurtheil durchlief schnell die Stadt. Adolfs Jugendschiksale, seine Sittlichkeit, sein Edelmuth bei der Rettung jenes Knaben, und die Liebe seiner Obern, mit Ausnahme des Hauptmanns, waren bekannt. Man bedauerte den Unglüklichen, und ahnte selbst die Möglichkeit

einer geringern Straffälligkeit. Die arme Gustel wollte verzweifeln; alle Tröstungen der Mutter waren vergebens. Sie wollte ihren Adolf wieder sehen, seine Verzeihung erhalten, und im unglüklichsten Ausgange bis zu seinem lezten Augenblike an seiner Seite seyn. Ich gehe mit dir, sprach der Invalide Wanger; und beide wanderten nach dem Gefängnisse, wo man izt Zutritt haben konnte. Die Riegel und Thüren flogen auf. Adolf kniete vor seinem Kruzifix und betete andächtig. Bei dem Anblik des Gefesselten stürzte mit einem Schrei des Entsezens das liebende Mädchen zur Erde. »Gustel! o mein Gott!« — Da hast du sie, schluchzete der alte Wanger, und schleppte die Ohnmächtige in Adolfs Arme, der sie mit seinen Fesseln an das leidende Herz drükte. Unmöglich war es dem Liebenden, die Wiedererwachte in dem Wahne zu lassen, sie umarme in ihm den rachedürstigen Mörder ihres Bruders. Nein, schrie er mit Herzensangst, ich bin kein Mörder, wie du glaubst! Gott hat es so gefügt; ich war betrunken, und Friz ist mir in die Klinge gelaufen. Wanger sträubte sich das Haar, als er Adolfs Unschuld und dessen bevorstehendes Schiksal erwog. Er ließ sich die ganze Geschichte ausführlich erzählen; er dachte sich die Möglichkeit, Adolf wäre noch zu retten, und schnell eilte er von dannen, und ließ die Liebenden allein. Er gieng zum General, der kürzlich zurükgekommen war. Diesem erzählte der Greis, was er erfahren, und wie die Sache mit der Geliebten und Leisler zusammenhieng, und daß der Hauptmann den armen Adolf nach dem Ableben des Majors gequält und ihm den Kopulirschein verweigert habe, sich auch bei Leisler und dieser bei der Mutter geäußert habe, er würde ihn nimmermehr geben.

Den menschenfreundlichen General, der, wie wir wissen, schon früher dem Adolf gut war, erfüllte die Geschichte mit Schmerz. Es ist zu spät, wenn auch alles so wahr ist,

mein guter Wanger; wenn der König das Urtheil bestätigt, dann kann ich seine Vollziehung nicht aufhalten. Aber wissen muß ich alles, und das Mögliche versuchen. Er gieng selbst zu Adolf. In den Armen seiner Gustel war dem Unglüklichen auch die Lust zum Leben wiedergekehrt. Denn was kann den Menschen mehr an dies Erdenleben fesseln, als das Hochgefühl glüklicher Liebe. Er erzählte seine Geschichte ausführlich. Eben so theilte auf sein Verlangen auch Gustel die Geschichte ihrer Liebe und ihrer Verhältnisse mit Leisler ihm treu mit. — Adolf, sprach der General, du bist verloren; dein eignes Geständniß vor und in dem Kriegsgericht hat dich verurtheilt, und so wird der König auch richten. Unter Thränen der Liebenden entfernte er sich. Aber nichts destoweniger besuchte er auch Gustels Mutter, die izt, zerknirscht durch das Elend des eignen Kindes, willig die Intriken Leislers und ihren eignen Antheil aufdekte. Auch jenen Soldaten, der mit Adolfen am nämlichen Tage getrunken, und von dem in der ganzen Prozedur keine Rede war, hörte er ab, und nahm endlich auch genaue Einsicht von den Akten der Verhöre des Kriegsgerichts.

Gustel verlebte Tage des bittern Jammers in Adolfs Kerker, den sie nicht mehr verließ; denn der schwache Strahl von Hoffnung, der König werde das Urtheil nicht bestätigen, konnte ihr leidendes Herz nicht mehr erwärmen. Aber Adolf, dem jede Hoffnung entschwunden war, wuchs mit Augustens Trostlosigkeit der eigne Muth. Denn nichts erhebt mehr den edlen Menschen über das eigne Schiksal, als wenn die, die uns lieben, in unserm Muthe Rettung suchen. Mehrere Tage darauf kam auch die endliche Entscheidung: der König hatte das Urtheil bestätiget, und morgen sollte Adolf das Schaffot besteigen. Der General war auf ein Gut in der Nähe der Stadt denselben Tag abgereißt. Da schloß der hochherzige Jüngling mit Inbrunst

die Verzweifelnde an das treue Herz. Gustel, rief er, morgen habe ich ausgelitten! Liebe Gustel, zerreiß mir nicht das Herz durch deinen Jammer; du kommst ja wieder zu mir dort oben! Auch Friz wird mir verzeihen, und dann lieben wir uns ewig! Komm, Gustel, bete mit mir zu Gott, daß er mich stärke in dieser Prüfung, und ich wie ein Mann mein Schiksal trage, und wie ein Soldat meinem Tode entgegen gehe!

Ein würdiger Geistlicher war Adolfs Beistand. Mit einem fuhlenden Herzen, einem hellen Verstande, in dem kein Schatten finstern Aberglaubens nistete, wußte er mit Menschenkenntniß den Trostbedurftigen nach seiner Erziehung, seinem Denkvermögen, wie der Arzt seinen Kranken, zart zu behandeln. Er zeigte diesen leidenden Seelen die hohen Verheisungen einer göttlichen Religion, wo eine ewige höchste Liebe, wie eine treue Mutter ihre Kinder, alle Menschen umfängt. Die hohe Weihe seiner Rede, die nur Liebe und jenen heiligen Glauben an eine Zukunft athmete, der, wenn nicht aus dem Verstande doch aus dem Herzen kam, goß Ruhe und milde Ergebung, wie Thau des Himmels auf die lechzenden Blumen, in ihre wunden Busen. — So verfloß die Nacht, und der entscheidende Morgen erschien. Adolf, von einer heiligen Schwärmerei begeistert, gehörte nicht mehr dieser Welt an; denn auch seine Gustel sah in ihm den Bräutigam, mit dem sie sich dort oben bald vermählen würde. Viele Tausende von Menschen strömten nach dem Richtplaze; aber nicht in jenem wilden Tumulte, der die Menschlichkeit entehrt, wie in jenen Städten, wo die schuldigen Verbrecher heerdenweise als Suhnopfer der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit fallen. Habt ihr gesehen, wie dort der menschliche Richter mit bewegtem Herzen und Erbarmen den verirrten Brüdern den Tod verkündet, die oft vom Zufall, vom unerforschlichen Verhängniß in des

Lasters wilde Bahn geschleudert, izt tiefe Reue im Herzen tragen; wie er sie alle, selbst die verworfenen Verbrecher, die reulos auf ihr Sündenleben bliken, mahnt zum Stark- muth in diesen lezten Augenbliken? Und wie den andern Morgen, wie zu einem frohen Feste, die Menge jauchzend eilt; wie Schaaren junger Kinder, von Eltern unbewahrt den zarten Keim der Menschlichkeit im jungen Busen, sich auf dem Richtplaz spielend tummeln; und wie, gleichsam zu einer Lustparthie in die Visite, die schönere — nicht die menschlichere — Hälfte des Geschlechts in nahgelegene Häuser des blutigen Schauplazes eilt, und in gewähltem Puze, mit wehenden Federn auf dem Haupte, mit herzloser Miene, von dem Carmin der stolzen rothen Tücher, dem Symbol des kommenden Schauspiels, bestrahlt, sich izt auf dem Balkon und an den dichtbesezten Fenstern zeigt, das blutige Drama nun beginnt, mit den abgeschla- genen Köpfen der Vorhang gleichsam fällt, und — — — o weg von diesem Schauspiel! Wenn ihr die Menschlichkeit im eignen Busen spielend mordet, wie wollt ihr einen Stein nach dem Unglüklichen werfen, der vielleicht vom Hunger angetrieben, des Landmanns Thür erbrochen, und für ein Paar Thaler Werth als Beute davon getragen!

Still und feierlich begann der schauerliche Todeszug. Kein Ton, als hie und da ein lautes Schluchzen, hallte durch den ernsten Taktschritt des begleitenden Militärs, an dessen Spize Adolfs Hauptmann, durch ein Dekret unlängst zum Major avancirt, mit menschenscheuem Blik dahin ritt. Adolf mit heiterer Miene, wie wenn er einen Freund zu besuchen gienge, fuhrte das blasse Mädchen in seinem Arme. Der Geistliche gieng schweigend zur Seite. Kein Herz der Tausenden blieb ungeruhrt; jede Miene sprach menschliches Erbarmen mit diesem Opfer, und in jedem weiblichen Auge glänzte des Mitleids ehrende Thräne. Am Fuße des

Schaffots war der Zug izt angelangt. Da schloß der Jüngling zum leztenmal die Braut in seine Arme, nahm seinen Treue-Ring und stekte ihn an Gustels Finger. Aber mit seinem lezten Kuß auf ihre Lippen erblaßte die Arme. Da hast du sie, Wanger, sprach er, und legte sie sanft dem weinenden Greise in die Arme. Lebt alle wohl! dort sehen wir uns wieder. Denen, die ihm am nächsten stunden gab er die Hand zum Abschiede, und bestieg die blutige Bühne. Hier kniete er im Angesicht des unzähligen Volks noch einmal nieder, und betete mit seinem Priester. Segnend legte der Greis die geweihten Hände auf des Jünglings Haupt, und reichte ihm izt selbst die Augenbinde.

Aber hört! — hört! — Dumpf rollt aus weiter Ferne, wie ein Donner des Himmels, ein Murmeln des Volkes, und es rollt immer näher, und das Wort Gnade hallt wie ein Schlachtruf aus der wogenden Menge. — Aufruhr! schreit der Major. — Gewehr auf! Bataillon fertig! — Aber seht! o seht, wie ein Engel des Himmels mit dem Flammenschwerte sprengt ein Offizier mit gezogenem Degen, auf dem hoch ein weißes Tuch flattert, durch die weichenden Reihen. Gnade des Königs! schreit der Athemlose; und die Berge hallen wieder von dem jauchzenden Rufe des Volkes: Gnade des Königs! Er übergab dem Major ein Handbillet seines Monarchen. Adolf war taumelnd in die Arme seines Geistlichen gesunken, und nach einiger Besinnung eilte er die Stufen des Schaffots herab. »Gustel! meine Gustel! wach auf; Gott und der König haben mir das Leben geschenkt.« — Adolf! rief die Erwachende aus dem Todeschlummer, und drükte den Verlornen an die pochende Brust; aber die Worte versagten dem von unendlichem Schmerze und unendlicher Freude erfüllten Mädchen. Der Major erblaßte als er das Handschreiben des Königs gelesen. Es war an den General.

»Mein lieber General von Willmann!

Ich habe Euren ausführlichen Bericht in Adolf Lieblers Sache gelesen. Gott hat es durch Euch verhütet, daß kein unschuldiges Blut fliesen wird. Ich kassire demnach das Urtheil des Kriegsgerichts vom 2ten dieses. Adolf ist frei, und Ihr sollt mir sagen, ob der junge Mensch bei dem Militär bleiben will, oder wozu er sonst Lust hat. Ich werde für ihn sorgen. Der Major von Lindorf hat Arrest, und soll sich über die Behandlung Adolfs rechtfertigen: denn meine braven Soldaten sollen gut und menschlich behandelt werden. Der Feldwebel Leisler ist unwürdig zu dienen; ich überlasse Euch dessen Bestrafung. Uibrigens empfehle ich Euch die größte Aufmerksamkeit und Strenge in der Untersuchung, und Euren weitern Bericht.

Euer wohlaffektionirter König.»

Es hatte nämlich der General, nachdem er, wie wir wissen, hinlanglich instruirt war, seinen Bericht an den König durch einen Offizier gesandt. Eilen Sie, sprach er zu dem jungen Mann, den er sich erkor; jagen Sie zehn Pferde todt, es gilt ein Menschenleben. Der Offizier war auch schon mit der Antwort, dem obigen Handbillete des Königs, zurukgeeilt, wo er an dem Landhause des Generals, das an der Landstraße nach der Stadt lag, vorbei mußte. Der General gieng sinnend, mit Adolfs Schiksal schmerzlich befaßt, hier spazieren. Da sprengte der Offizier daher, und überreichte die frohe Botschaft. Jagen Sie eilig mit dem Schreiben nach der Richtstatte. Gott gebe es, daß es nicht zu spät ist! Ich komme gleich nach. — Der General kam auch kurz darauf zu Pferde an, und erfuhr schon von der freudigen Menge, daß Gott seinen Segen zu dem frommen Werke gegeben. Adolf! sprach er gerührt, tolle Leidenschaft hatte dich auf

Irrwege geführt. Du hast eine harte Strafe erlitten. Dein Schiksal ist izt versöhnt. Nimm deine Gustel und fahrt nach meinem Gute, dort sehe ich euch. Der General hatte zwei leere Wagen sich nachführen lassen. Herr Major, Sie geben auf Befehl meines Königs Ihren Degen ab, und fahren mit meinem Adjutanten nach Hause. Ich hoffe, sprach der demuthige Heuchler — Sie durfen alles hoffen und fürchten, fiel ihm dieser in die Rede, mit einem durchdringenden Blike, und auf des Sünders Antliz trat die blasse Farbe der entlarvten Schuld.

So endete dieser Tag des Jammers, und Freudenthränen folgten denen, die der bange Schmerz erpreßt hatte. — In der Untersuchung, den Major und Leisler betreffend, ergaben sich durch die entdekte Bestechung der subalternen Glieder des Kriegsgerichts und Leislers eignes Geständniß die klaren Beweise ihrer Verworfenheit. Der Major wurde infam kassirt und Leisler kam auf die Festung. Adolf blieb nicht im Militärstande; der General stellte ihn einsweilen in der Verwaltung seiner Güter an, und er wurde in der Folge zu einem einträglichen Posten, dem er gewachsen war, vom Könige ernannt. Gustel wurde sein braves Weib, und sie bewährten in der Folge durch das hohe Glük ihrer Liebe, daß das, was der Mensch mit Mühe, Sorge und Kummer erringt, ihm ewig theuer bleibt.

III.

Uiber den ästhetischen Karakter einer schönen Gegend.

Die Philosophen sind einig über die höhere Würde des Schönheitsgefühls. Nur wenige Naturalisten, die die menschliche Existenz einzig auf die thierische Pflege beschränken, versuchen es, alle ästhetischen Erscheinungen auf den angenehmen Kizel des Sinnes, auf die Bewegung des Nervensaftes und des Blutes zurükzuführen.

Das Schönheitsgefühl, in der Mitte zwischen den vergänglichen Sinnen, aus deren Erscheinungen der Mensch seine Welt bildet, und dem moralischen Gefühle, das ihm die Aussicht auf das Unvergängliche öffnet, entwikelt sich erst nach einem gewissen Grade von Bildung bis zur Klarheit des Bewußtseyns. Es sproßt zwar aus der Wurzel der Menschheit unerkünstelt; aber als zärteres Gewächs entfalten sich seine Blüthen erst in milderen Frühlingstagen.

Nicht alle Gegenstände des Schönen affiziren gleich frühe diesen edleren, höheren Sinn. Die Plastik ist jünger als die Poesie, und es bedarf einer höheren Bildung, das

Schöne einer Statüe als eines Gedichtes zu empfinden. Den höchsten Grad der Entwikelung erfodert das Wohlgefallen an einer reinen, bedeutungslosen Form, wobei keine poetische Beziehung Statt hat. Ich erinnere hier an die bekannten Hogarthischen Schönheitslinien, und Linien des Reizes, sie mögen an Umrissen bei Körpern oder bei Flächen sichtlich seyn. Es giebt wenige dergleichen rein - plastische Kunstprodukte. Rein-plastisch war die Linie, welche jener griechische Maler an der Tafel seines abwesenden Kunstverwandten hinzeichnete, um ihm ein kennbares Zeichen seines Besuches zu hinterlassen; es war eine freie Schönheit, die an keinen Begriff des Gegenstandes gebunden war. Aber als Phidias in seiner Begeisterung den berühmten Vers der Iliade durch seinen Meisel versinnlichte, war er Dichter wie Homer. Nicht die Linien allein, die sich an den Umrissen des erhabenen Gebildes in freiem Spiele bewegen, auch der Ausdruk eines alle Wirklichkeit übersteigenden Begriffes, und vorzüglich dieser rührte das Gemüth, und der Sterbliche fühlte die Nahe einer Gottheit. Ich würde schwerlich wie Jener in den hyperbolischen Ausdruk ausbrechen: »ich lese den ganzen trojanischen Krieg in dem zürnenden Auge einer Bildsäule«; aber der ästhetische Genuß würde doch für mich äußerst dürftig ausfallen, wenn ich nichts sähe als die eine ovale Wölbung einschliesende Linie, und diese mein Gemüth mit keinem andern Gefühle anspräche, als mit dem bloßen Wohlgefallen an freier und reiner Zeichnung.

Die magische *) Kraft eines plastischen Kunstwerkes verdankt folglich ihre Wirksamkeit dem ihm einwohnenden poetischen Geiste. Dieser poetische Geist verbreitet zauberischen Reiz, belebende Warme und verstandlichen Sinn über

*) Schiller über Anmuth und Würde.

das sinnliche Wort der Schöpfung, über die ganze Natur. Nach der griechischen Mythe ist der Erfinder der Leier auch der Gott des Lichtes.

Wann ist aber ein Gegenstand der Natur oder der Kunst poetisch? Ich schreibe einem Gegenstande poetische Kraft zu, wenn er fähig ist, mein Gemüth zu beleben, in ihm Vorstellungen zu erzeugen, die seinen Begriff über die anschaulichen Predikate des Objektes erweitern. Diese Eigenschaft des Objektes nimmt die freie Thätigkeit der Einbildungskraft in Anspruch, die in täuschender und seliger Verwirrung dem Objekte als Predikate die Vorstellungen beilegt, wozu es nur den ersten belebenden Reiz gegeben hat. Die schöpferische Einbildungskraft schwebt in dem gemischten Zustande zwischen Thätigkeit und Leiden, und befangen in der Wechselwirkung ihrer Gefühle und den objektiven Predikaten. Diese Wechselwirkung ist natürlich bedingt durch die Empfänglichkeit des Gemüthes, (durch das subjektive Vermögen), mittelst freier Thätigkeit sich zu Ideen zu erheben. Fehlt dieser poetische Sinn dem anschauenden Gemüthe, so wird auch an ihm jeder Gegenstand unwirksam, kalt und bedeutungslos vorübergehen, und seine dürftige, physische Wirklichkeit scharf getrennt bleiben von der Anlage einer unendlichen idealischen Fülle, die nur dem poetischen Gemüthe zugänglich ist.

Plastisch ist das ruhige Wohlgefallen an der begrenzenden Form eines Gegenstandes; poetisch ist das rührende Wohlgefallen an seinen reellen, bedeutungsvollen Predikaten. Dort wird das Gemüth in der Anschauung der reinen plastischen Form fixirt und gebunden; hier wird es entbunden von der Gewalt der Gegenwart, entrükt von dem Stande der sinnlichen Betrachtung und im Auffluge über den irdischen Staub schwingt sich die Phantasie zur Höhe

einer Aussicht in eine neue, dem gemeinen Sinne verborgene Welt. Die Natur kann sich dem anschauenden Gemüthe representiren als der Inbegriff sinnlicher Realitäten, deren vollständiger Begriff in den anschaulichen Stoffen gegeben ist, oder als symbolischer Ausdruk jenseits der Sinnlichkeit heimischer Begriffe. In beiden Ansichten enthält sie Schönheiten; in der ersten plastische Schönheiten durch die Form individueller Gegenstände; in der andern poetische Schönheiten durch den symbolischen Sinn, den sie ausspricht.

Nach diesen Prämissen ergreife ich meine Aufgabe bestimmter, und gehe zur besondern Anwendung über.

Die Plastik hat nur geringen Antheil an dem Totaleindruk einer schönen Gegend, und an den besondern einzelnen Theilen. Die erhabene Eiche, die in üppiger Lebensfülle ihren Wipfel gegen den Himmel treibt, und kühn und kräftig, wie die straffgespannte Senne eines gebieterischen Armes, ihre Aeste horizontal nach allen Winden ausstrekt, gleichsam als fodere sie den Sturm zum kurzweiligen Spiele auf, hat nicht die schöne Form der weiblichen Buche; das Auge bewegt sich nicht sanft und leicht wie bei dieser an der konischen Bildung der Krone; die Aeste in ihrer wilden Freiheit folgen keinem Geseze einer bestimmten Richtung. Aber sie ist poetisch-schön; sie ist das Symbol einer freien Bildungskraft und reichen Lebensfülle. Tausend Jahre sind an der stummen Zeugin der Vergangenheit vorbeigegangen; keine Spur mehr von dreisig Menschengeschlechtern, die sie überlebt hat. Unzählige Stürme haben in ihren Aesten gewühlt, brausende Waldströme haben an ihren Wurzeln die Erde weggespült; vergeblich! sie steht, ihre Wurzeln in die Felsenspalten eingeklammert, und trozt dem Ungewitter. — Ein großer spiegelheller See, umgurtet von mannigfaltigem Gesträuche, Bäumchen und Bäumen, erfreuet nicht durch seine Form; aber er ist der Spiegel des Himmels,

dessen Bild in ihm sich mit der mütterlichen Erde vermählt, ein liebliches Symbol zärtlicher Gattenliebe, und jeder Verbindung schöner Seelen. — Ein breiter Strom, tief und schnell, doch still und klar, wie der Vater Rhein im Angesichte der guten Stadt Mainz, ist ein treffendes Sinnbild einer männlichen Weisheit; indeß an den fröhlichen Leichtsinn, das beneidungswürdige Naturel einer sorgenfreien Jugend der Anblik eines Schmerlenbaches erinnert, wenn er in rauschender Eile über glänzende Kriesel hüpft, um die widerstehenden Baumgruppen herumspringt, und seine kleinen Wellen mit auf- und abwiegenden Weidenschößlingen spielen.

Man verstehe mich nicht unrecht; nicht gerade diese bestimmten Begriffe erweken jene Naturgegenstände bei jedem — Es ist der allgemeine Ton, die allgemeine Stimmung der Seele, die sie vorzüglich auf diese und ähnliche Ideen bringt, welche durch jene Anschauungen erregt werden, und darum ihren Gegenständen einen ästhetischen Karakter ertheilen. —

In einem ländlichschönen Ganzen entspringt die große Wirkung, nicht aus der Zusammenstimmung schöner Theile zu einer schönen Totalform, sondern aus dem Zusammenschmelzen harmonischer, einzelner Gefuhle zur Totalempfindung, die beim Anblike der Natur anhebt, und mit Erhebung über die Natur endigt.

Wo die Natur das Gemüth nicht vorbereitet und einladet, der sinnlichen Erscheinung einen geistigen, herzerhebenden Begriff unterzulegen, da finden wir sie auch nicht schön. Ein ödes Thal, dessen moorigter Boden mit magerem Moose sparsam bedekt ist; das die Aussicht ins Freie durch kahle niedere Hügel verschließt, und dessen ein=

same Stille nur durch den seltenen einsylbigen Laut eines scheuen Waldvogels unterbrochen wird; aus dessen gelblichten Sumpfwässern ein bläulichter Dunst aufsteigt, um sich wie ein Leichentuch über die erstorbene Natur auszubreiten, ist nicht schön. Seine ungesuchte Betretung engt des Wanderers Herz und Brust ein, beflort seine Seele mit Schwermuth und Trübsinn. Es ist das abgeschmakte Bild der Beschränkung, der Kraftlosigkeit, des Hinsterbens; die Pulse der Natur schlagen hier matt und langsam; und die Gefilde des Todes sind nicht gemacht, den Geist des Sterblichen zu beleben. Die schauderhafte Einsamkeit, die das Gefühl einer erhabenen Selbstständigkeit erwekt, und die ernste Betrachtung von dem eitlen Tand der Welt weg und zum Ewigen hinwendet, muß in einem andern Style erscheinen.

Gegenden, die das erfreuliche Bild der Fruchtbarkeit darstellen, haben in dieser Beziehung keinen poetischen Karakter; sie gefallen, aber sie sind nicht schön. Ihr Eindruk ist angenehm; aber er erhebt nicht zu Ideen, sondern erwekt nur die Begriffe des niederen Interesses. Das Gelingen des wirthschaftlichen Fleißes, der leichte Erwerb der Lebensgenüsse, das fröhliche Beisammenwohnen der Menschen wird in anschaulicher Erfahrung dargestellt. Die meisten und innern Gegenden des Departements vom Donnersberg gehören in diese Klasse. Die höchste Naturschönheit, das blendendweiße Gestirn des Tages ist zugleich das Sinnbild des Höchsten, was der Mensch zu denken vermag. Sang je ein Dichter von der Sonne anders, als in Ausdrüken der tiefsten Andacht? Andacht, ein frommes, heiliges Gefühl ist jedes, das die fixirte Betrachtung einer schönen Gegend erzeugt; denn ihre Schönheit ist eine moralische. Wir suchen zu entziffern die Hieroglyphen einer schönen Natur; ihre harmonischen Töne schlagen an

die Saiten unsers höheren Lebens, und in stiller Belauschung vernehmen wir die heilige Musik sittlicher Gefühle.

Ihr gutgeschaffenen Menschen! die ihr in eurem Herzen das Vernunftideal einer ewigen und unerschöpflichen Zeugungskraft, einer in großen Planen wirkenden Weisheit tragt, warum hängt ihr mit der Wärme einer kindlichen Liebe an dem Angesichte der schönen Natur? Weil sie das Wort einer gütigen Allmacht ist, die ihr an ihrer ewigen Wirksamkeit erkennet; weil sie die sinnliche Darstellung der höchsten Vernunft ist, die ihr an den Ebenmasen unzähliger Bildungen und zwekmäsigen Gestalten verehret; weil sie euch die nur durch Vernunft denkbare Weisheit an einer ausnahmlosen Ordnung bei ganzen Sonnensystemen und an dem zarten Baue des kleinsten Insektes offenbart. Darum die natürliche Verwandtschaft der Empfänglichkeit für Naturschönheiten und des moralischen Gefühles. Und darum bedarf der Saz, den ich einst aufstellte: daß die Natur verschönern, so viel heiße, als die moralische Verbesserung der Menschheit befördern, keines weitern Beweises.

Der poetische Ton einer ländlichen Gegend ist entweder naiv oder erhaben. Naiv, wenn er eine anspruch- und kunstlose Natur auf eine Art ausspricht, daß sie unser Gemüth anzieht. Erhaben, wenn sie in einer Form erscheint, die den sinnlichen Menschen niederdrükt und ihn nöthigt sich zu sammeln, und in die Region der Ideen als Geist sich zu erheben. Einem freundlichen Thale, in der Blüthe einer üppigen Vegetation, belebt durch einen geschwäzigen Bach und durch einige reinliche Hütten, der unbeneideten Wohnung einer tugendhaften Armuth, kann selbst der verwöhnte Geschmak seine Huldigung nicht versagen. Es ist der Nachklang einer verschwundenen Patriarchenzeit. Die kunstlose physische Natur erinnert an die

Unschuld einer moralischen Natur, deren Verlust wir bedauern, und die wiederzufinden wir keinen andern Weg kennen, als durch die Schule der Weisheit. Der erhabene Styl einer Landschaft zeigt sich in einer Gegend, die von einem hohen Punkte die Aussicht ins Unendlichweite öffnet; in ungeheuren Gebirgsmassen, die ihr Haupt in den Wolken verbergen; in der schäumenden Wuth gewaltiger Wasserstürze; in einem schroffen, nakten Felsengebirge, das überhangend Einsturz und Verwüstung drohet; in tiefen Bergschluchten, der ewigen Behausung unfreundlicher Schatten; überall, wo die Fassungskraft unterliegt, das Ganze zu fassen, oder die physische Stärke zu schwach ist, der äußeren androhenden Gewalt zu widerstehen; wo der Natur gegenüber der Mensch beschämt im Gefühle seiner Ohnmacht steht, und sich genöthigt findet, sich in das Asyl seiner höheren moralischen Würde zu flüchten, da herrscht der große erhabene Styl der Landschaft.

Gegenden von erhabenem Style sind ein Werk der Natur, und die Kunst vermag wenig zu ihrer Verschönerung; auch sind sie die Verzweiflung des Malers, der sie auf der beschränkten Tafel darzustellen versuchte. Der verjüngte Maßstaab verhindert nicht die Aehnlichkeit; aber er vereitelt den Effekt, dem das Original seine ungemeine Größe verdankt. Weit glüklicher ist die Kunst in Verschönerung malerischer Gegenden im reizenden Style, und in der Darstellung derselben auf der Staffelei. Auch der schönen Gartenkunst gelingt es nicht selten, die Kunst in der Natur zu verbergen, und ländlichen Parthien den Karakter zu ertheilen, der unser Zutrauen gewinnt, und in unserm Herzen Empfindungen wekt, die sich in Liebe mit den sanften Tönen der Natur vereinigen. Der Landschaftsmaler, der Genie und Geschmak besizt, ist hier in seinem

Element; was die Natur durch symbolische Deutung thut, vermag er durch die nachahmende Kunst zu leisten. Er läßt uns nicht nur dunkel ahnden, sondern wirklich erkennen. Poussin führt uns durch sein berühmtes Gemälde, worauf das Grabmal mit der Inschrift: et in Arcadia ego, mitten in die Schäferwelt ein. In Geßners Landschaften finden wir wieder den unübertrefflichen Idyllendichter, der die Sitten und Zeiten der Unschuld wahrer und zärter als Theokrit mahlt. Der Effekt der Kunst hängt oft von Kleinigkeiten ab, deren Auswahl den Geschmak und das Gefühl des Künstlers beweißt. Auf die nämliche Landschaft seze der Maler unter die weidenden Schafe und Ziegen einen Schäfer in Pluderhosen und mit einem Dudelsak, und vor ihm einen Bok, den er tanzen lehrt, und wir sehen eine gemeine Natur. Der drollige Einfall macht uns lachen; aber der Eindruk ist nicht sentimentalisch; wir verbrüdern uns nicht mit dem lustigen Paare. Der Maler überpinsele die Figuren, und seze an die Stelle des Schäfers einen jungen Faun, von der Schönheit, wie noch die antike Statüe in Rom ihn darstellt, und ihm gegenüber einen Satyr, gebe beiden eine mehrstimmige Flöte, lege zu ihren Füßen ein Lamm als Preis des Wettgesanges, und man vergleiche den verschiedenen Eindruk. Warum? Das erste stellt die neue Zeit dar, wo das Verderbniß, nach allgemeiner Klage, auch den Stand der Unschuld ergriffen hat; das andere eine Vorwelt, die wir nur durch dichterische Verschönerungen kennen. Der Maler seze auf sein Gemälde ein Heiligenbild und ein Paar menschliche Figuren vor ihm auf den Knieen in moderner Kleidung, und wir sehen ohne Theilnahme eine Handlung des Aberglaubens. Er streiche aus. Ein Greis, sein Enkel zu seiner Seite, opfere eine Gabe der Natur einem gemeinen Schnizwerk, das den Gott Pan

vorstellen soll, und wir sympatisiren mit den rührenden Gefühlen einer kindlichen Religion. Wodurch erhebt oft der Dichter einen gemeinen Gedanken zu einem erhabenen, der in uns eine ganze Welt von Vorstellungen aufschließt? Durch die glükliche Wahl eines einzigen Wortes. Die Gegenstände der Ausstaffirungen vertreten bei dem Landschaftsmaler die Stelle der Worte.

IV.

Vollständige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Besize des Erzstifts Mainz zwischen den beiden Erzbischöffen Diether v. Isenburg und Adolf v. Nassau geführten Fehde, und der damals von lezterm verrätherischer Weise geschehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz.

(Fortsezung.)

Vff hieuor lengsten gemelten montag nach Letare in der mitvasten zog ein grosser reysiger zeüg, vnd auch Fußvolck, die zu Bickelheim gelegen hatten, vor der statt her, vnd zogen beym heyligen Creütz vff Weissenaw, daselbst fhuren sie vber den Rein, vnd kamen zwischen Costheim vnd Castell an Landt, zogen nachmailß vff Hocheim vnd Flerßheim, vnd plieben doselbs die nacht liegen. Pfaltzgraff Friderich Churfurst aber, vnd der

Graff von Catzenelbogen kamen des nachtß zwuschen 8. vnd 9. vhren in die statt Mentz mit wenig reysigen, vnd lagen zum roten Hauß *), vnd sagten einem Burgermeister, der sie einließ, eß solten den andern tagß, alß Dinstags zu morgen, noch tausent vnd funfhundert zu fuß vnd funfhundert reysigen vor die Filtzbacher port kommen, mit begern, daß man sie doch wolte durchlassen, vnd bei dem Stierhauß **), oder zu Filtzbach lassen vberfharen; vnd es kam denselben dinstag zu morgen viel Fußvolck den Rein vnd Mayn herab, vnd leggerten sich hinter Castell; dohin kam auch ein reysiger zeüg, vngeuehr vff dreyhundert pferd; dorunter war der von Isenburg selbs, vnd samblet das volck, biß vmb 3. vhr nachmittag, da fhur der Pfaltzgraff auch vber Rein, vnd zog also mit dem von Isenburg mit Heereskrafft bey Walluff vor das Ringaw, vnd sie leggerten sich bey die kirch, die man nent zum Robichin ***), vnd lagen alda den mit-

---

*) Stand auf dem Thiermarkte; Erzbischof Adolf schenkte es nach eroberter Stadt seinem Schwager, Graf Eberhart v. Königstein, wovon es der Königsteiner Hof hieß. Es ward in der Folge abgebrochen, und in den gräfl. Osteinischen Hofbau eingezogen.

**) So hieß das Zunfthaus der Steuerleute, welche gewöhnlich zu Mainz Stierlude hießen. Es stand unfern der Filzbacher Pforten, und kömmt noch häufig in Urkunden des 16ten Jahrhunderts unter diesem Namen vor.

***) Dieses Rödgen (von Roden, anroden) war im 12ten Jahrhundert ein Jungfrauenklösterchen, ward aber im 13ten Jahrhundert (vermuthlich weil sich die Nonnen anders wohin begaben, und vielleicht das Kloster Tiefenthal gründeten) der Probstei Denkendorf in Schwaben, Ordens vom heiligen Grabe, eingeräumt, welche dort ein Priorat oder Obedienz errichtete, bis im 16ten

woch vnd donnerstag, vnd vermeinten, den Lantgraben vnd das Gebück zu gewinnen, welches doch die Ringawer mit starcken Bollwercken bevestigt hatten, vnd lagen die Ringawer auch doselbs gegen dissem volck, vnd schossen zusammen die zwen tag, biß vff den freytag zu morgen; da zogen die Pfaltz vnd Isenburg mit ihrem volck wider ab, vnd kunten das Ringaw nit gewinnen; die vhrsach aber, warumb sie so vrploetzlich abzohen, kunt man eigentlich nit wissen; eß meinten ettlich, eß wer des kalten rauhen wetterß, schne vnd regenß halben gescheen; andere mainten, es wer die vhrsach, das die fursten grossen schaden an irm volck gelitten hetten, furnemlich der Pfaltzgraff an ettlichen Edeln, die einstheils erschossen, als Peter von Vdenheim, dem wart ein bain vom leib geschossen, vnd Matern von Modernbach wart erschossen, vnd noch vil ander, die thott plieben, zum teil aber hart verwundt worden, deren man wol vff 20. gen Mentz bracht; waß aber sunst vff dem platz ist plieben, weiß man nit. Zu dissem Zug hat die statt Oppenheim dem Pfaltzgraffen 100. Man geben; Juncker Lodtman von Liechtenberg hett vil schweitzer inß Ringaw pracht, die thetten dissem volck grossen schaden; der reysige Zeüg aber, vnd das Fusvolck, als sie vom Ringaw waren abgetzogen, leggerten sich gegen Hocheim, Flersheim, Höest vnd Rüsselßheim vnd daselbß herum in die dorffer, das Fußvolck legt sich ein teil bey Rüsselßheim jenseits des meynß inß velt, vnd plieben

---

Jahrhundert jene Probstei eingezogen und damit auch dieser Anhang aufgelöset ward. Erzbischof und Kardinal Albrecht vererbte darauf die Güter im Jahr 1536. Die Kirche stand noch zu unsern Zeiten. In den ältesten Urkunden kömmt es unter dem Namen Rode vor, welches Wenck Heß. Lgesch. am unrechten Orte gesezt hat.

do ligen biß vff den sontag genant Judica, do zog das Fusvolck widder heimb, die reysigen aber plieben doselbs.

Vff gemelten sontag Judica kam der Pfaltzgraff vnd der graff von Catzenelbogen gen Mentz, vnd begertten an die Burgermeister, daß man den Rat, vnd ettlich uß der Gemein versamblen welt, sie hetten ettwaß mit Jnen zu redden. Welches also geschach, vnd der Rait wart versambelet vmb 2. vhr nachmittag, vnd wurden ettlich vß der Gemein auch dertzu beruffen. Also kam der Pfaltzgraff, vnd der von Catzenelbogen, vnd Dietherich von Sickingen Hoffmeyster, Hanß von Dalheim, vnd Heinrich schreiber rc. vnd eß liessen gemelte hern dem Rait ertzellen, vnd sich verantwortten wegen des Abzugckß von dem Ringaw, das solichß nit gescheen wer auß furcht der viendt, oder wegen doselbß erlittenen schadenß, sonder wegen des vngeslachten wetterß, welchs Jngeuallen were; sie liessen auch vermeldten, wie das sie nehstmailß, ee sie vor das Ringaw getzogen weren, an den Rait gesunnen hetten, sie solten auch des Gegenteilß Feindt werden, vnd dem von Nassaw, seinen helffern vnd helffershelffern fientlich absagen, daruff sie die fursten auch ein antwurtt begert hetten; hiezwuschen were der Zug vnd Abzug vor das Ringaw vergangen, daß es also bißhero ansteen plieben; Nu begertten sie nochmailß, das sich der Rat vnd gemein hierinn guttwillich ertzaigen wolten, vnd Jnen die Fient vnd absagßbrieff lieffern; das wolten sie in gnaden gegen Jnen erkennen.

Vff solich begern hat der Rait, vnd ettlich vß der gemein bedacht genommen, solichß zuuor einer gantzen Gemein vorzubringen, vnd wolten Jr gnaden den nesten montag dornach vmb 8. oder 9. vhren doruff antwortten; welichs von gemelten hern angenomen worden, vnd seint beyde theill von dem Rathuß gescheyden.

Vff gedachten Montag nach Judica vmb 10. vhren vngeuerlich, seint des Ratß abgeordentte zum roten Hawß zu den Pfaltzgraffen vnd den von Catzenelbogen ganzen, vnd haben wegen der absagung ein soliche antwurtt geben, vnd domit den Hern ir begern abgeslagen, nemblich, daß Jnen zu diesser zeitt solichs nit zu tun sey, weil die statt mit grosser schult beladen *), deßhalben sie mit ettlichen gethedingt haben, vnd in verschreibung gangen seyen, vff meinung, ob es geschee, daß man Jnen solichs nit hielte, daß dan die alten brieff widder lebendig, vnd das gegeben gelt verloren sein solt; solte sie die statt sich nu in die Phedschafft slagen, dardurch sie grossen costen vnd schaden litte, vnd zum gruntlichen verderben kommen müste, das sie dan Jren gnaden getrawen, Jnen nit lieb sein solt; dorumb bitten sie Jre gnaden, das sie die statt zu diesser Zeit deß gnediclich entheben wöllen; Jr gnaden sollen nit zweiffeln an dem, was der Rait vnd Gemein Jnen verschriben haben, dem wöllen sie vffrichtiglich nachkomen. Dorby haben eß die Hern dißmalß gelassen, vnd der statt dargegen auch widderumb zugesagt, was von Jnen verschrieben sey, das sol auch gehalten werden. Vnd seint also Pfaltz vnd Catzenelbogen gemelten Montag noch zu Mentz uß der statt gezogen.

---

*) Die damals ungeheuern Schulden der Stadt Mainz und ihre jährlichen Einkünfte wird man in einem der nächsten dieser Blätter aus ungedrukten Nachrichten vorlegen, und dadurch bewähren, daß es in Finanzhinsicht der Stadt eine wahre Wohlthat für sie gewesen sey, durch diese Katastrophe sich auf einmal dieser überschwenglichen Last enthoben gesehen zu haben.

Bn.

Alß nu vilgemelte Hern hinwegck waren, kam das geschrey, daß der new Ertzbischoff, her Adolff von Nassaw mit 300. Pferdten auß Hessen dem Ringaw zu hilff komen were, vnd daß auch sunst vil volcks aus graff Philipsen von Nassaw Lant, wie auch vß dem trierischen Lant vff dem weg were, vnd wolten den Pfaltzgrauen mit seinem krigsheer hinderzogen haben, were er noch 1. tag oder 2. vor dem Ringaw plieben. Vnd diß war die vhrsach ihres so geschwinden abtzugckß vom Ringaw, dauon oben gemeltt.

Nach diessem hat der hertzog von Burgundt, vnd der Ertzbischoff von Cöllen einen tag bestimpt, zwuschen den beyden Partheyen ein vertrag zu machen, der solte sein zu Franckfurt den 5. tag des Monatß July, das war Montag nach St. Vlrichstag; dahin kam der Ertzbischoff von Cöllen, der war ein graff von Mörß, personlich; von des Herzogs von Burgunt wegen kam graff Johan von Nassaw, Her zu Vianden, ein ritter genant Walther, vnd sunst zwen Doctores; Her Adolff von Nassaw, der graff von Königstein sein swager, vnd andere graffen kamen persönlich dahin, wie auch ettlich von der ritterschafft; von des von Isenburgs seytten aber, vnd des Pfaltzgraffen kam niemant personlich, sondern nur ettlich von iren Rethen, die hatten kein andern beuelch, dan, so der von Nassaw nit welt vom Ertzbisthumb abtretten, so wer Inen in diesser sachen zu handlen nichts beuolhen; welchs aber der Nassaw nit tun wolt; dorumb zogen sie vnverrichter sachen widder von eynander.

Hiezwischen hat ein parthey der andern hin vnd widder von tag zu tag, ietzt fusknecht, ietzt einspennige vnd reütter nidergeworffen vnd geuangen, biß vff den montag nach sant Petri vnd Paulj, do hatten sich bischoff Georg von Metz, vnd sein Bruder Markgraue Carl von Baden, vnd graff Vlrich von wirttenbergck vffgemacht, weill sie eben dasmal

des Pfaltzgraffen feint waren; denen war Ertzbischoff Adolff mit 400. pferdten bystendig, zogen dem Pfaltzgraffen inß Land bey Ladenburgck nit weit vom Neckar, vnd welten die Bergstraß herabziehen, vnd die Dörffer in des graffen von Catzenelbogen lant verbrennen, wie man dauor hielte; deßglichen hatt sich der graff von Königstein mit einem merglichen Zeüg versamblet, vnd gen Hoffheim gelegt, vnd hetten in der Wochen vor Petri vnd Pauli vil Vieh in dem Geraumer Lant vber dem Meyn genomen, vnd hetten das Markschiff, so von Mentz gen franckfurt zu fharen pleget, beraubt, vnd man sagt, daſ sie der mainung weren, vff denselben Mitwoch sich den obgemelten Fursten beyzufugen, vnd sampt Inen dem von Catzenelbogen sein lant zuuerhergen. Diß wart der Pfaltzgraff, vnd der alt Ertzbischoff Diether von Isenburg gewar, sambleten sich, vnd stieß mit 300. Pferden zum Pfaltzgraffen, daß man acht 3000. Man zu pfert vnd zu Fuß, vnd kamen gedachten mitwoch zu morgen vmb 10. vhren Inen enttgegen, vnd stiessen vff die obgemeltte drey fürsten zwischen Rein vnd Neckar im velt, vnd griffen sie an; vnd ob sie sich woll anfangß dapffer wehrten, so waren Inen doch zuletzt Pfaltz vnd Isenburg vberlegen, vnd wurden gefangen der Bischoff von Metz, der markgraff von Baden sein Bruder, vnd der von Wirtenbergck personlich, vnd noch bey 500. dorunter graffen, hern, ritter vnd knecht; Diesse wurden alle nach Heydelbergck gefhurt, vnd musten nachmailß diesse 3. fursten groß gelt fur Ire erledigung geben, alß Bischof Georg von Metz 45000. fl., Marckgraff Carle von Baden sein Bruder 100,000. fl. vnd graff Vlrich von Wirtembergck auch 100,000 fl.

Alß soliche Bottschafft gen Mentz kam, do wurden in allen Stifften die glocken geleütt, das war den Donnerstag zu morgen, vnd wurt daſ te Deum laudamus gesungen,

vnd machte die Paffheit nachmittag ein frewden fewr vff dem Hoff *) vmb 2. vhr, vnd vff dem Samstag trug man das hey. sacrament zu sant Steffan mit der procession gott zu lob vnd Dancksagung. Eß hatten auch der Pfaltzgraff vnd der graff von Catzenelbogen dem Rat zu Mentz angebotten, sie wölten zwey oder 300. soldaten in die statt vff ire Costen legen, daruber solten sie selber nach irm geuallen ein hauptman bestellen, damit die statt desto besser verwartt were; aber der Rat vnd gemein slugenß ab ꝛc.

Die von Mentz achteten hiezwuschen der bepstlichen gebottbrieff, noch des Bannß, darinn sie erclert vnd gefallen waren, nichtß, sonder vermainten, wie sie berett waren, weil der von Isenburg sich durch ein appellacion rechts erpotten hett, könten sie hirzwischen biß zu vßtrag der sache Ime mit guten fug anhengig pleiben, er wurde one Zweiffel die sach gewinnen, vnd zulest widder in possess pleiben. Eß sterckt sie auch hierinn, daß der sigreich Pfaltzgraff Friderich vff irer seitten war. Nu waren aber vil auß den Burgern, welche ein bedencken trugen, solichem vngehorsamen wesen sich beyzupflichten, wolten derhalb gern sich gehorsamb zeigen, wan sie nur solichs vor den andern hetten tun dorffen; Dorumb, damit ir gewissen vnbeschwert blieb, gaben sie Iren gehorsam vnd gutwilligkeit heimlich bey dem von Nassaw an, vnd waren Irer vber 200. vnd haben ir heimlich correspontenz mit Nassaw mit nichten vor ein Verreterey, sonder vor ein billichen gehorsamb gegen vnsern hey. vatter den Bapst gehaltten; vnd ob sie auch wol ver-

*) Jtzt das Höfchen genannt, worauf noch im 14ten Jahrhundert das königliche Palatium nebst der königlichen Kapelle stand. Es war mit hohen Mauern, Gräben und Zugbrüken versehen, und in solchem wurden die ritterlichen Turniere und das bürgerliche Stechen gehalten.

stannden, daß die statt solt eingenohmen werden, haben sie doch nit gemeint, daß es so vbel ausschlagen, vnd souiel blut kosten solt; vnd waren sie versichert, daß allein, die vff des von Isenburg seytten sich geslagen hetten, solten straff leiden.

Also macht her Adolff von Nassaw, vnd Ludwig der schwartz Hertzog von Veldentz, graff Alwich von Sultz, graff Eberhart von Königstein, Wyrich von Oberstein Herr zu Falckenstein, vnd andere ein Anslag vff die statt Mentz, wie die möcht Ingenohmen vnd Ireß vngehorsambß halber gestrafft werden; zu welchem Ratslag wurden zween burger uß denen, so Nassawisch waren getzogen, der ein mit namen Ortwinus, der andre Dudo; vnd war der Anslag also gemacht, daß, demnoch sie in gewisser Kuntschafft hatten, daß her Diether von Isenburg, Pfaltzgraff Friderich Churfurst, vnd der Graff von Catzenelbogen solten vff mitwoch, das was der abend der heyl. Aposteln Simonis vnd Jude, in die Stadt Mentz komen, so wolten sie alle ire sachen dahin richten, daß durch ir krigsvolck die statt Mentz zu Mitternacht erstiegen vnd eingenohmen, vnd Pfaltz, Isenburg vnd Catzenelnbogen also im schlaff erwischt vnd gefangen möchten werden.

Der von Isenburg vnd Catzenelnbogen kamen gemeltten tag in die statt, der Pfaltzgraff aber kam nit; die vhrsach aber seines vßpleibenß soll gewessen sein, disse. Er hat ein Mathematicum, der hieß Matthias von Kemnaden, derselbig, sagt man, hab Ine gewarnet, daß er vmb disse zeitt die statt Mentz soltte vermeyden, dan er uß dem gestirn vermerckt, das die statt in grosser sörglicher gefhar stündt, darumb der pfaltzgraff dan die vorgenomene Reyß nach Mentz eingesteltt.

Alß nu diejenigen, so vff die statt Mentz, dieselb einzunemen bestellt waren, durch ihre gewisse kuntschafft ver-

nomen, daß der pfaltzgraff vff bestimpten tag nit gen Mentz komen war, kamen sie in zweiffel, ob vielleicht ir anschlag offenbar worden, derwegen der Pfaltzgraff doheim plieben, vnd vielleicht vff sie möcht was angeschlagen sein; derumb dörfften sie vff bestimpte stunt irn anschlagck nit effectuiren vnd ins werckh richten.

Alß nu der mitwoch vor sant Simonis vnd Jude tag, oder wie man eß im kirchen Calender nennt, vigilia SS. Apostolorum Simonis et Jude heran kam, alß man zalt nach Cristj vnsers Hern geburt 1462. hat Hertzog Ludwig graff zu Veldentz, den man sunst den schwartzen Hertzog nennet, durch sein vnd dessen von Nassaw kriegßvolck, mit zuthun deß graffen von Königstein, der auch viel seins lantvolckß daby hatte, sampt andern Graffen, Hern, Rittern vnd knechten, die Statt Mentz zu ersteigen sich gerüst vnd fertig gemacht, vnd bey tieffer nacht, als yderman schliff, mit irn steigleittern vnd andern dartzu gehorigen Instrumenten sich nahe zur statt gethan, vnd nunmer durch die streüch vnd hecken, deren die Greben voll waren, ein weg gemacht, auch nun die leittern nit weit von der Gawpfortten anfangen anzuslagen; siehe, da wurden sie gewar, vnd sahen, daß sich ettwaß vff der stattmawr bewegtt, kunten aber, weil es finster war, nit erkennen, daß es ein Nachteül war, welche ire flugel itzt vßstreckt, vnd dan widder zusammen zug; sie maintten anderß nit, sie weren betrogen, vnd hielten ein weill Inn, vnd durfften nit hinuf steigen. Daß virweilt sich so lang, biß schir zum tag kommen wer, da flog die eül heruß, vnd sie erkanten, daß eß ein eüll gewest war.

Alß nu zwischen 5. vnd 6. vhren kamen, wagten sie die schantz, erstiegen die mawern, vnd kamen In die statt bey vier oder funfhundert man; der ander hauff hilt druß im velt, ehe solichß einige wacht gewar wart, vnd fingen

an, die innerst Gawpfortt vffzuhauwen, die eüsserst war schon eroffnet. Sie namen auch gleich die mawern vff dem kesterich Jnn, vnd die zwo Windmulen *) vff der statmawern, vnd die zwen Gawpfortenthürn; dte Ringawer aber wartten zu Walluf, die hatten ein merckzeichen, wan sie fewr sehen, sollen sie alspalt vff Mentz zu ylen; dorumb zuntten sie das Judenhewslin an vff dem Judensant. Do sie den schein vom fewr sahen, fhuren sie zu Walluff vber Rein, vnd kamen auch zu dem andern volck. Eß kamen auch 400. Schweitzer. It. eß kam Hertzog Ludwig von Veldentz, sunst der schwartz Hertzog genant, graff Eberhart von Königstein, vnd graff Albich von Sultz, sampt andern, alß Nassaw, Firnburg, Oberstein, tübingen rc. mit 600. pferten. Der new Ertzbischoff Adolff von Nassaw war zu Eltuill im Ringaw; alß sie nu also die pfortten eröffnet, vnd das volck in die statt trang, wart ein geschrey vnd tumult in der statt, vnd man slug die stormglock vff sant Quintinsthorn; Die Burger griffen zur Wher, vnd lieffen ein teil vff die zunfftthewser, ein teil vff die Letzen **); der Rait samblet teilß Burger zusamen, vnd machten erst ein Ordnung, weß sich ein yder verhalten sol. Vnderdeß verlieff die zeitt, vnd nam der feint vber hant, vnd trungen durch die Gawpfortt herein. Eß kamen woll bey hundert burger vff den Dietmarkt in die gass

---

*) Wovon die eine oberhalb der St. Stephanskirche stand; die andere aber, welche die weiße Windmühle hieß, noch izt unter dem Namen des Pulverthurms bekannt ist. Im 16ten Jahrhundert sind beide eingegangen, und erstere ward durch eine Roßmühle ersezt.

**) So hießen die bedekten Gänge auf der damals überaus starken und prächtigen Stadtmauer.

gegen der Gawpfortten, vnd schossen gegen die Schweitzer, vnd thetten soliche gegenwehr, daß die schweitzer ettwaß zuruck wichen; aber die feint slugen die Slege vff, die neben uß in die gassen giengen, vnd was fur burger einzelich kamen, die wurden alle erslagen vnd erstochen, dan sie wusten nit, daß souil volckß in die statt komen war, vnd daß die pfortten vff waren. Nachmailß kamen vngefehr 300. Burger vff dem Dietmark mitt einer fahnen, vnd mit zwo Karchbüchssen, vnd zogen die Gass hinuff gegen der Gawportten; der Büchssenmeyster solt gegen die feind schiessen, aber er war nit gut Eysenbergisch, wie man sagt, vnd schoß oben vber den Steffanßthorn, vnd thett dem feind kein schaden. Die Burger wherten sich dapffer, vnd trieben die feint der maissen zuruck, daß man zur Gawpfortten hinuß sehen kunt. Vnderdessen wentten sich die feint widderumb, vnd trieben die Burger widder zuruck, vnd wart in dissem treffen neben vielen andern der zum Diemerstein *) erstochen. Vorzwischen kamen auch die Ringawer 700. starck zur Gawpfortten herinn, vnd die feint trangen zum Geschütz, vnd hieben die reder entzwey, vnd gewunnen Inen die stückh ab.

Alß nu der von Isenburg, vnd der graff von Catzenelbogen, welche waren erst denselben tag in die statt komen, vnd der von Isenburg vff dem Hoff zum alten Schultessen, Catzenelbogen aber zum roten Hawß lag, diesses wesen vernamen, flohen sie, vnd verschafften, daß sie durch die Irigen gegen dem Stierhuß am Rein, vber

*) Ein wakerer und allgemein geschäzter Bürger, welcher in den vordern Jahren ausweiß so vieler Baubescheiden öfter das Amt eines Baumeisters der Stadt Mainz versehen hatte.

die mawern vßgelassen waren, vnd entrunnen vber Rein. Eß machten sich auch ettlich dhumbherrn, so domalß zu Mentz waren, dauon, nemlich der graff von Solmß, her Ruprecht genant, her Raban von Liebenstein, Her Johan Mönch von rosenbergck, Her Johan Specht von Bubenheim, Her Dammo von Praumheim ɾc.

Der von Isenburgck aber entpotte den Burgern, das sie sich dapffer weren solten, er wolt Inen hulff von Hocheim heruber schickhen, wie er auch thett; dan er schickt nach mittag vff 200. reysiger, vnd bey 150. zu Fuß, die fhurt man in eill vber Rein oben bey Filtzbach, vnd kamen vber den graben die Augustinergass hinuß den burgern zu Hulff, zogen also miteynander gegen den Dietmart zu, vnd werten sich so dapffer, daß sie die feint widder zurucktriben bis an die Gawpfortt; do wantten sich ire feint widder, vnd filen mit großen sturm widder in die burger, vnd slugen sie widder zuruck; vnd wurden von beyden syten vil erslagen, das die gassen voll lagen von der Gawpfortten an biß zum heyligen grabe, welche gerechnett wurden vff 400. man; alda wart Horneck der Heuptman geschossen. Eß plieben auch dott ein Burgermeister, der zum Diemerstein, ein Geschlechter Claß Reyse, vnd vil anderr, das man sagt, es seyen 520. Man vff beyden syten vmbkomen; alspalt teilten sich die feint in die statt, vnd wurden vil hewser vnder dissem weßen angezüntt, als uff dem Dietmart, vmb das Predigercloster, daß wirthshuß zum Spigell *), Fausten Huß **),

*) Unfern des Hauses zum Silberberg unter den Schwerdfegern.

**) In der Schustergasse, so auch das Druckerhus hieß.

der Werthenmer Kram *), die Kreme uff dem Kirchoff **), vnd die Schuhgaſß vff beyden ſyten, alſo, daß 150. Hewſer abbrannten. Sie weltten auch vff dem Hewmarck vnd Fiſchmarck angezündt haben, aber eß wartt Jnen abgewert. Sie bekamen wol 60. pfert von Jſenburgiſchen reüttern, welche von Hocheim vber Rein komen waren; die vbrigen, alß ſie ſampt ihrem Fuſvolck ſahen, daß die ſtatt virlorn was, wichen ſie in groſſer eyl zuruck biß an die Filtzbacher port; weill aber die port verſloſſen war, wolt ein jeder der vorderſt ſein, vnd war iamer vnd nott, biß in die portt eröffnet wart, vnd do ſie hinuß kamen, willenß ſich nach Oppenheim zu wenden, wurden ſie von den Naſſawiſchen angetroffen, wol 150. reyſige niddergeworffen, vff 20. derunter einer von Reiffenberg, vnd andere vom Adell, waren gefangen, ettliche lieſen ſich zu Filtzbach geſchwind vber den Rein fharen; die burger aber lieffen einer do, der ander dortt hinuß, viel begaben ſich gegen den Rein vff die Mawern, vnd war der Zollthurn getrungen voll, vnd ſprungen vber die mawr viel hinuß vmb ir leben zu retten, wurden aber doch zum teil drauſſen widder gefangenn.

Die vbrige Burger verſambleten ſich vff dem Kaufhuß, vnd beym Rathuß, vnd wartten doſelbs, was

---

*) Er gehörte dem Patriziergeſchlechte Wertheim und lag unfern des Paradieſes am Dom.

**) So hieſen die Kräme um die Domkirche auf dem heutigen Speiſemarkte; der Kirchhof war vom Leichhofe unterſchieden; erſterer kommt in Urkunden unter den Worten »area Ecclesie infra emunitatem, que vulgariter Kirchhobe dicitur» bereits im 13ten Jahrhundert vor.

drauß werden wölt. Der Diepmart lag voller thotten, und was die schweitzer erstochen hatten, das zogen die Ringawer uß. Eß hatte von Morgen biß zu abent gewert, dan sie hatten den tag 3. stürm getan. Die erschlagenen thotten wurden nachmalß vff den Kirchoff S. Agnesa Kloster in ein groß Loch samptlich begraben *).

Jost Schick, ein ansenlicher reicher Burger zu Mentz, alß Im die ringawer in sein Huß fielen, entging er Inen, vnd begab sich ylentß ins Kloster zum Altenmunster, zog ein Nonnenkutt an, vnd plieb also vnbekant, biß der Handel vorüber war. Eß hette sich auch der Weybischoff, M. Seifrid **) mit namen, in Bilgerßkleydern uß der statt begeben, vermeint also, daruon zu kommen; alß er aber gen Filtzbach kam, erkant In einer, der hieß wigant Kalckborn, der nam In gefangen, vnd liessert In den Nassawischen; dorumb wart Im 4. fl. verehrt.

Nach diessem ließ der Hertzog Ludwig, vnd graff Eberhart von Königstein den Burgern sagen vnd

---

*) Hier fand man sie noch, als im vorigen Jahrhunderte der Grund des neuen Schlafhauses dieses Klosters gegraben ward. Aber auch auf dem Kirchhofe des heiligen Geist Hospitals am Rhein fanden viele ihre gemeinsame Ruhestätte, wo man nur erst kürzlich ihre Gebeine wieder antraf.

**) Er hieß Sifridus de Moguntia, und besorgte die Pontifikalverrichtungen Diethers während und nach seiner Entsezung. Er war Dominikanerordens, ward in der Folge auch Professor der Theologie zu Mainz, starb den 16. Mai 1473 und ward in seiner Ordenskirche begraben. Von ihm besizt unsere Stadtbibliothek noch eine uralte handschriftliche hebräische Bibel, und einige von ihm eigenhändig geschriebene ungedrukte Vorlesungen über Gegenstände theologischen Inhalts.

fragen, ob sie sich in gnaden ergeben wolten, vnd Im fall sie sich weigertten, wollten sie die statt in Brand stecken, vnd kein Burger leben lassen. Die Burger berahtschlagten sich, vnd gaben Jnen antwurtt, wan sie libß vnd gutß möchten gesichert sein, so wölten sie sich zu gnaden ergeben; doruff Jnen geantwurt, libß vnd lebenß sollent sie versichert sein, aber des Gutß wölten sie Jnen nichts zusagen.

Eß war auch der Marschalck vff dem newen thurn mit ettlichen andern geflohen, daruor zohen sie mit gewalt, vnd musten sich, doch mit Versicherung Liebß vnd lebenß, gefangen geben.

Eß wurden auch alle Geystliche gefangenn, die noch in der statt waren, vßgenomen wenig, die daruon wären kommen; vnd wart Jnen alles genohmen vß Jrn höffen vnd hewsern, warten dartzu geschetzt vmb 2240. fl. Desglichen wurden auch die Judenhewser geplündert, vnd die Juden vmb groß gelt geschetzt.

Den Burgern, die wein vnd frucht hetten, wart soliche genomen, vnd must noch dartzu ein yder sein Hußrhat schetzen vmb ein gewiss gelt, vnd must denselben von dem Beüttmeyster käuffen so thewer oder so wollfeil, alß er kont mit Jm zufriden werden. Eß wurden auch die Burger entwheret, vnd must ein yder sein harnisch vnd gewher vff die Beütt tragen bey seinem eyt.

Do diß alleß gescheen war, do rieff man den Friden vß, vnd der graff von Königstein sampt Weyrichen von stein, vnd anderr mer, auch Dudo, Jeckel Grückenstein der Marckmeyster, saßßen vff ire pferdt, vnd ritten zu den thürnen, vnd riefften den Burgern zu, die sich hetten daruff begeben, vnd sprachen, es hett sich der Rait vff gnad ergeben, das solten sie auch tun vff gebott deß Raitß; vnd Weyrich von stein rieff Jnen zu, vnd sprach: liben frunt, gehet herab, vnd seyt getrost vnd ver-

sichert lybß vnd gutß. Vff diese wortt gingen die burger von thurnen, vnd gaben Inen dieselben ein, die besetzten sie von stunt an mit Ringawern vnd schweitzern; die hetten dieselbig nacht ein grossen Handel vff den thürnen vnd mawern mit trommetten vnd paucken, vnd man hieß alle burger zu Hawß geen. Eß wurde aber von denen ein schiff voll geladen, vnd in das Ringaw gefencklich gefhurt.

Nachmailß teilten sich die Nassawischen hin vnd wider in die losamenter vnd Herbergen; Hertzog Ludwig von Veldentz lag zum Hanhoffen *), so lag der graff von Königstein in hern Raban von Liebensteinß Hoff **), die andern in andern Höffen vnd Hewsern, dohin sie losirt waren.

Den andern tag, das war vff den frytag oder nesten tag nach S. Simonis vnd Jude, kam Her Adolff von Nassaw vß dem Ringaw gen Mentz geritten, vnd hat sein losament in einem Hoff bey den Barfüssern, dorin wont der zeitt M. Bartholomeus der Artzt. Do versamblete sich, was vß den Raitspersonen noch vbrig was, vnd verehrten Im ein stuckh Wein, vnd fur Eylff phunt gelt oder heller Fisch.

Den andern tag, das war an samstag, ließ man dem Rait sagen, daß man allen burgern, die noch by leben, solte vff den Diepmartt gepieten. Da gepott der Raitt den Zunfften vff den Hoff bey Lyp vnd gut. Do sie nu dohin kamen, sprach einer des Ratß, mit namen Gabriel, ein

*) Im Kirschgarten; vormals ein überaus ansehnlicher Hof, nun das Wirthshaus, der Hahnhof genannt.

**) In der sogenannten Präsenzgasse unfern dem Präsenzhause; es stieß an das sogenannte Bischof Albrechts Haus.

schnyder, zu Inen: liben frunt, seynt ir alle hie. Sie antwurtten, ja. Er aber sprach: es haben vnß die Hern gepotten vff den Diepmartt zu erscheinen, daselbs wöllten sie ettwas mit vnß redden. Do gedachten die Burger, sie wurden dem von Nassaw sweren müssen, vnd sein eigen werden, vnd gingen also dahin vff den Diepmartt. Alß sie nu dahin kamen, hieltten die Hern allda zu pfert gewapnet in irn harnischen, sampt dem gantzen reysigen Zeüg; die Ringawer vnd schweitzer zu fuß auch in Irn harnischen vnd gewher. Der Raitspersonen vnd burger mochten noch vff 800. Man sein; vnd alßpalt slugen die Ringawer vnd die schwytzer einen ring vmb sie, vnd man treib Rait vnd burger zusamen, wie man die schaff in pferch treibt, vnd eß waren mehr als 500. Armbrest gespannt, wie auch Büchssen vnd streittachsen, vnd die Hern, alß nemblich der von Nassaw, der von Königstein, Hertzog Ludwig vnd Wyrich von Stein stiessen die köpf zusamen; zulest hub der von Nassaw an, vnd sprach: hort Ir burger, Ir habt nit gehalden, was Ir zugesagt habt, vnd habt vnß vnd die vnserigen in ein vnerschwinglichen Costen pracht, vnd seit auch vnsers heyl. Vatterß des Babstes, vnd vnserß allergnedigsten Hern des Keyserß gepott vngehorsamb gewest, dorumb Ir dan an Lyp vnd leben straff verschuldt; doch wöllen wir vch die gnad tun, vnd vch allein der statt verbannen, vnd Ir solt vnß zu den heyligen sweren, zu bestimpter zeitt gen Franckfort oder anderswohin, wohin wir eüch citiren werden, zu erscheynen; hiezwuschen wöllen wir vnß by Bebstlicher heyligkeitt, vnd zugleich by Key. Maj. bescheidtß erholen, wie sie eß mit vch halden wöllen.

Alß die burger diß hörten, fielen sie samptlich vff die knie, huben Ire hendt vff gen Himmel, vnd baten vmb gnad. Der von Nassaw hieß sie vffsteen; aber sie rieffen noch mehr; er aber sprach: stehtt vff, oder ich reitte hin-

wegck. Do stunten sie vff vnd es war nachmittag zwuschen 3. vnd 4. vhr, do wurden sie vßgetriben vß der statt Mentz, vnd eß gingen zu beyden syten die Schweitzer vnd die Ringawer, die hatten ire Armbrost alle gespannt. Die Ringawer schalten die burger Ketzer, trewlose, vnd meynendige lude; die Schweitzer aber trosteten sie, gaben Inen gute wortt, vnd sprachen: Ir lieben Burger, habt gutten Muht, eß wird noch alleß gutt werden. Vnd sie gingen also zwischen Inen zur Gawportten vß. Alß sie aber zwüschen die zwo Gawportten kamen, do musten sie geloben vnd sweren, sich zu stellen nest volgende vaßnacht, vßgenomen die Becker, vnd ettlich ander Burger, dan man der Becker insunderheitt nit geraten kunt. Alß sie nu hinuß kamen, plieben vil burger in den nest vmbligenden Dorffern, vnd gingen Irer viel vast alle tag vor die statt vnd lugten fleissig, ob sie villeicht mogten widder Inkomen; vnd es kamen also gemechlich vnd eintzelich widder In die statt by 3. oder 400. burger; die anndern musten drußpleiben; vnd die also widder Inkamen, denen, wan sie wein vnd frucht hetten, wart es Inen genomen, vnd dartzu Iren hußrait schetzen, vnd den Beüttmeyster abkeüffen, wie auch zuuor ettlichen gescheen, alß obgemeltt. Sie musten auch Ire Harnasch vnd gewher selbs vff die beütt tragen by Irem eydt.

Denjenigen aber, die drussen pleiben musten, den namen sie alleß, was sie hatten, vnd liessen Iren weibern nit mehr, alß zu irm lyp gehortt, vnd man hieß sie auch vß der statt geen, vnd ire Hewser wurden andern leuten gegeben.

Alß nu die burger wie gemeltt vß der statt gestossen vnd vertrieben waren, do gepott man den frawen vnd kindern allen zusamen vff den Hoff; do stunden sie dry stunt mit grossem weklagen, dornach hieß man sie widder heimb geen. Eß wurden auch alle Handwerckßknecht vß den hew-

sern getriben. Eß wurden beneben der Burger hab vnd barschafft auch die Juden vnd Phaffenhewser preiß gemachtt, vnd die fient filen hinein, plunderten alleß was sie funden, vnd trugen dasselbig vff den Diepmartt vff einen haufen, wie auch der burger harnasch vnd Gewer. Sie plunderten auch die Duchkram, vnd alles was In der statt was von wein vnd korn, vnd essenßspyße. Die Ringawer vnd die Konigsteinischen trugenß vff eynen hauffen. Letztlich haben sie auch die Closter geplundert vnd die münch daruß getriben, vnd stelten der barfusserkirch voll pfert. Sie haben auch geplundert das Raithuß, vnd man sagt, daß sie dorinn groß geltt sollen gefunden han, welichs anderswohin gehort, vnd auch zum teill den burgern. Sie verckaufften die gütter, so im kauffhuß lagen, vmb 1700. fl. die doch, wie man meintt, ettlich tausent wert waren. Junckher Henn von Höenweisselt hat Inen den mist abkaufft, gab Inen dritthalben gulden daruor, vnd ließ In nach Geissenheim in sein wingartt vnd gutter furen. Also haben sie letztlich die beütten geteilt, vnd hat ein Jeder sein teill hinwegck gefhürt, wie er kontt. Die Ringawer haben das Jhrig zu schiff getragen, vnd die Konigsteinischen vber Lant. Das gelt, so sie in hewsern funden, haben sie geteiltt, ist einem Fußknecht zu teill worden sieben gulden vnd ein ortt, einem reysigen aber noch souiel, nemblich 14. fl. vnd ein halben. Man sagt, daß das silbergeschir vnd kleinat, so sie in der statt bekomen, vnd von M. Heinrich, der Grensin Man, dem Goltsmitt gewogen worden, sey gewest 46,000. Mark. Eß wurt vil Husrat Inß Ringaw vnd gen Bingen gefhürt. Was fur mutwillen vnter werender plunderung vom krigßuolck getriben worden, dauon wer vil zu schreiben.

(Der Beschluß folgt.)

V.

Uiber die Ahnen des Königs von Rom.

Pacatumque reget patriis virtutibus orbem.

Bei der Biographie eines großen Menschen suchen die Geschichtschreiber selten Ahnen nach. Seine Thaten verbreiten einen so hellen Glanz über sein Leben, daß man sich wenig darum bekümmert, welche bedeutende oder unbedeutende Männer er unter seine Väter zählt. Man bleibt meistens bei seinen nächsten Eltern stehen, und überläßt den Glanz einer edlen Geburt jenen Fürsten, welche sonst keinen andern haben würden. Indessen treffen bei dem Geschlechte des Königs von Rom die besondern Umstände zusammen, daß er von väterlicher Seite von dem größten Manne unsers Zeitalters, und von mütterlicher aus dem ältesten Fürstenhaus in Europa abstammt. Dieses bestimmte mich, etwas über seine Ahnen zu sagen.

Wenn es schiklich wäre, hier gewagte Muthmaßungen anzufuhren, so könnte es wahrscheinlich gemacht werden, daß der König von Rom, väterlicher Seits, selbst aus dieser

Hauptstadt der Welt herstamme; denn den Namen Napoleon, welcher in der Geschichte eben so selten ist, als der Kaiser, der ihn trägt, findet man zuerst unter dem Geschlechte der Ursini, welches von den Patriziern der alten Römer abstammen will, und durch Elius Gracilis einen andern Zweig durch das Geschlecht der Grafen von Teusterband am untern Rhein fortgepflanzt haben soll. *) Unter der Regierung des Pabstes Nikolaus IV., ohngefähr gegen das Jahr 1290, kömmt ein Kardinal von der Familie der Ursini vor, welcher unter allen in der Geschichte bekannten Männern zuerst den Namen Napoleon führt. Da nun zu der Zeit gewöhnlich die Taufnamen in die edlen Geschlechter übergetragen wurden, so könnte man, wie es so viele Genealogen thun, behaupten, dieser Name Napoleon sey, der Verwandtschaft wegen, entweder von den Ursini auf die Bonaparte, oder von den Bonaparte auf die Ursini gekommen; und daß leztere zuerst in Rom ihren Siz gehabt, und nach der Hand unter der Revolution des Nicolas von Rienci nach Florenz, dann durch die bürgerlichen Kriege dieser Stadt nach Corsica versezt worden seyen. Doch wozu diese gewagten Hypothesen über die väterlichen Ahnen des Königs von Rom? Von dieser Seite glänzen seine Wappen in den drei Welttheilen unserer Halbkugel, auf den Feldern von Lodi, von den Pyramiden, von Sirien, von Marengo, von Jena und von Friedland; aber sein mütterliches Geschlecht hat auch seine Heroen aufzuweisen.

Die Genealogen lassen das östreichische Haus von Eticho I. abstammen, welcher schon im Jahre 690 Herzog von Allemanien und ein Verwandter der Merowinger war, die zuerst den französischen Thron besessen haben. Eticho I.

*) Die nachherigen Herzoge von Cleve, Berg und Jülich.

hatte zwei Söhne, nämlich Eticho II., welcher der Stifter des herzoglich lothringischen Hauses wurde, und Alberten, den Stammvater des habsburgischen und zähringisch-badischen Hauses. *) Auf diese folgen Hugo und fünf Leutfriede, wovon der leztere oder fünfte Guntrams Vater gewesen seyn soll, welcher ein Graf vom Sundgau und Breisgau war, und wegen seinen großen Besizungen der Reiche genannt wurde. Sein Sohn Landhold oder Lancelin nennt sich einen Grafen von Altenburg, und hatte seinen Siz zu Windisch, dem alten Vindonissa in der Schweiz. Landhold war der Vater Birchtilos oder Bertholds, wovon die Herzoge von Zähringen und Markgrafen von Baden abstammen, und Ratbots, des Stammhalters des habsburgisch-östreichischen Geschlechts. Ratbot lebte zu Anfang des elften Jahrhunderts, war Graf im Gledgau und heirathete die Tochter Gerhards III. Grafen von Elsaß und Herzogs von Lothringen. Sein Bruder Werner wurde Bischof von Straßburg. Durch geistliche und weltliche Gewalt zugleich mächtig, baute er den herrlichen Münster für seine Kirche und das Schloß Habsburg für seine Familie. Seit dieser Zeit nannten sich die Nachkömmlinge Ratbots vorzüglich Grafen von Habsburg.

Es ist wahrscheinlich, daß sich die Macht dieses Hauses schon im elften Jahrhunderte erweitert habe; denn Albert III., ein Urenkel Ratbots, besaß nicht nur beträchtliche Güter und Rechte im Elsaß, Breisgau und Argau, sondern er nannte sich auch einen Landgrafen von Elsaß, und, wie sein Urvater Guntram, den Reichen. Rudolf, sein Sohn, erhielte von dem Kaiser Friedrich II. die Reichsstadt Lauffenburg, und wurde Vogt der Schweizer Kantone. Er

---

*) Siehe die beiliegende Tabelle.

Birchtilo oder
II. Herzog von
gen 1060.

Berthold III.

—

Her
Ba
St
herz

hatte sich bei dieser Stelle so viel Ansehen erworben, daß ihm der Kaiser auch noch die Grafschaft Rheinfelden geben mußte.

Rudolf starb im Jahre 1232 und hinterließ zwei Söhne, Alberten IV. und Rudolfen II., welche seine Länder unter sich theilten. Ersterer erhielte mit dem Schlosse Habsburg die Besizungen im Argau und Elsaß; lezterer die Grafschaften Gledgau, Rheinfelden, Lauffenburg und einen Theil vom Breisgau Beide nannten sich Landgrafen von Elsaß. Albert vermählte sich mit Hedwig, der Tochter Ulrichs Grafen von Kiburg, Lenzburg und Baden, welcher von den Herzogen von Zähringen abstammte. Dadurch erhielt das Haus Habsburg Ansprüche auf neue Erwerbungen. Von dieser glüklichen Ehe zeugte Albert drei Söhne, nämlich Rudolfen, Alberten und Hartmann. Er war ein kriegerischer und edler Fürst. Nachdem er viele Fehden mit seinen Nachbarn männlich und bieder ausgefochten hatte, zog er, des weltlichen Krieges müde, nach Palästina in den heiligen, und hinterließ seinen Söhnen seine Länder und eine Ermahnung, welche das Haus Habsburg groß gemacht hatte: »Bedenket immer, sagte er bei seinem Abschiede, daß die Grafen von Habsburg nicht durch Betrug und Eigennuz, sondern durch ihre Tapferkeit und ihren Eifer für das gemeine Beste so einen hohen Grad von Macht und Ruhm sich erworben haben. So lange ihr den Schritten eurer Väter folgt, werdet ihr die Würden und Länder, welche sie euch hinterlassen haben, nicht nur erhalten, sondern auch noch vermehren.»

Es scheint, daß Rudolf, sein ältester Sohn, diese väterliche Ermahnung vorzüglich beherzigt habe; denn er wurde der wahre Stifter der habsburgisch-östreichischen Macht und Größe. Schon frühe zu allen ritterlichen Tugenden an dem Hofe des großen Kaisers Friedrichs I. gebil-

det, brauchte er seine Waffen zum Schuze friedlicher Bürger gegen die Anfälle räuberischer Fehdleute; darum schlug ihn auch der Erzbischof von Mainz, Werner, den Wahlfürsten als Kaiser vor.

Ich habe wohl nicht nöthig, die Thaten dieses großen Kaisers anzuführen; sie sind in allen Reichs- und Staatsgeschichten angerühmt. Nach ihm beginnt so recht das Heldenalter des habsburgisch-östreichischen Hauses. Frommheit, Klugheit, Wissenschaft, Galanterie, Ruhmbegierde und Tapferkeit leuchten aus allen Zügen der östreichischen Prinzen hervor. Schon von den Enkeln Rudolfs wurde Friedrich die Blume der Schönheit und Leopold der Stolz der Ritterschaft genannt. Rudolf der Kaiser ließ einen Pfarrer, welcher einem Kranken das Abendmahl bringen sollte, auf sein Pferd sizen, und begleitete ihn zu Fuß, indem er selbst den Zügel führte. Friedrich der Schöne gieng in sein Gefängniß zurük, weil er seinem Gegner, Ludwig von Baiern, das Wort gegeben hatte, sich wieder einzustellen. Ernst wurde von dem Bilde der schönen Cymburg *) so bezaubert, daß er nach Masovien an den Hof ihres Vaters zog, um ihr Herz und ihre Hand zu erhalten. Alberts Reise nach Palästina ist so merkwürdig durch seltsame Auftritte geworden, daß man ihn das Wunder der Welt nannte. Jeder östreichische Prinz hatte sich zu der Zeit entweder durch kluge Regierung, oder durch Wissenschaften oder Heldenthaten ausgezeichnet. Friedrich der Schöne und die beiden Leopolde sind die Muster der damaligen Helden gewesen. So findet man von Rudolf I. bis

*) Sie hatte eine starke Unterlippe. Man sagt daher, daß von ihr her dieser unterscheidende Gesichtszug in der östreichischen Familie geblieben sey.

auf Maximilian I. fast eine ununterbrochene Reihe von östreichischen Heroen und großen Thaten in ihrem Leben. Sie haben ihrem Hause Elsaß, Oestreich, Böhmen, Ungarn mit der Kaiserkrone, Burgund, und nach der Hand Spanien, Neapel und die beiden Indien erworben. Aber es kostete mehr Kraftaufwand, eine kleine noch unbedeutende Grafschaft zu einem mächtigen Herzogthum zu erheben, als nach glüklichen Erbschaften ganze Königreiche zu regieren.

Nach der glänzenden Regierung Karls V. theilte sich der östreichische Stamm in die deutsch-ungarische und spanische Linie. Leztere ist im Jahre 1700 mit Karl II. ausgestorben, und ihr Erbe auf die Bourbonen gekommen, welche es wieder an Napoleon abtraten. Die deutsch-ungarische Linie endigte in männlicher Nachfolge mit Kaiser Karl VI. 1740; aber seine große Tochter, Maria Theresia, verband sich mit dem lothringischen Zweige des alten Etichonischen Geschlechtes; und so beherrschen izt die Napoleniden und Etichoniden die Länder der gebildeten Welt mit doppeltem Rechte zur Kaiserkrone.

VI.

Bemerkungen über die im Juni-Hefte dieser Zeitschrift mitgetheilten Bemerkungen, die Anwendung des Fellenbergischen Akersystems in andern Gegenden betreffend.

Der Verfasser, Hr. Neeb, war im Auffinden der Zweke, welche den Stifter der Anstalten des Wylhofes beseelen, nicht allein sehr glüklich, sondern ihm bleibt auch das Verdienst, neuerdings darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Daß sich aber nur allein das Tiefpflügen und der Gebrauch Fellenbergischer Akerwerkzeuge für das Donnersberger Departement anempfehlen liesen, ist ein Irrthum, der dem Beobachter der Anstalt um so nachtheiliger erscheint, je mehr das eine aus dem Ineinandergreifen derselben herausgenommen, und die Vortheile der Akerwerkzeuge in einem bessern Wirthschaftssystem nur ganz gefühlt werden.

Die Empfehlung des Tiefpflügens hat bei mehreren Landwirthen des Departements Eindruk gemacht; dieses zeigen verschiedene Anfragen von dort her, welche eine

Beschreibung des Fellenbergischen Tiefpfluges wünschen. So gern ich dieselbe gab, so sehr wäre zu wünschen, daß man entweder gar keinen, oder nur einen sehr klugen Gebrauch davon machte. Meine Gründe dazu folgen hier entwikelt, da ich dieselben wegen Mangel an Zeit in mehreren Schreiben nur berühren konnte.

Irre ich nicht, so war der Zwek des Herrn Neeb, nüzliche Wahrheiten unter seine für das Gute sehr empfängliche Landsleute zu verbreiten; es werden ihm deshalben diese Bemerkungen nicht unwillkommen seyn, sollten sie auch hie oder da gegen seine Ideen anstoßen.

Die Bewohner des Donnersberger Departements gehören allerdings unter die aufgeklärtesten und fleisigsten Landwirthe. Wer ihren Akerbau und ihre Rindviehzucht gegen die ihrer Nachbarn, bei gleicher Güte des Bodens und des Luftkreises, zu vergleichen Gelegenheit hatte, wird dieses Urtheil unterschreiben.

Nicht minder sehenswerth sind die technischen Anstalten, worin sich dieses Departement eben so vortheilhaft auszeichnet. Das einzige, was den vorzüglich häufigen Brandweinbrennereien fast allgemein fehlt, ist gänzliche Entblösung von chemischen Kenntnissen; und es ist wirklich Schade, daß man auf dieselben einen zu geringen Werth zu legen scheint.

Um so mehr aber wird die Verwunderung rege, daß man bei solcher Aufklärung und Empfänglichkeit noch nicht ein einträglicheres, dem gunstigen Lokal angemeßneres, Wirthschaftssystem eingefuhrt hat, da man auf den mehrsten Punkten die Hauptgegner des verbesserten Äkerbaues, Trift- Brach- und Zehntzwang nicht mehr kennt, und die Uibel einer zerstreuten Besizung, wenn man sie recht ins Auge faßt, nicht mehr so groß sind, als man zeither dachte, welchen dann auch durch zwekmäsige Gewannen- und Feldwege meistentheils begegnet werden kann.

Die Fruchtfolgen des verbesserten Dreifeldersystems sind mit einigen Abweichungen die herrschenden. Diesen ist es nun nach allen Erfahrungen nicht vorbehalten, die ganze Brache vortheilhaft abzuschaffen, oft mit Nachtheil zu vermindern; so sehr ich also einer solchen Wirthschaft reine Brache, sey es auch nur alle 6 — 9 oder 12 Jahre, anrathen möchte, so sehr würde ich sie vor dem Tiefpflügen warnen. Nach meiner Uiberzeugung soll dieses eine Folge der durch einen wohlgewählten Kulturwechsel bereits veredelten Akerkrume seyn, womit nur nach und nach, so wie die Kultur fortschreitet, und nach einer vorhergegangenen Untersuchung des Untergrunds fortgefahren werden soll. Und jene kann nach einem dem Lokal und der Gewächsvegetation angemeßnen Fruchtwechsel, nach und nach, so wie sich die düngende Kraft vermehrt, dann aber ohne Bedenken und mit Vortheil entbehrt werden.

Haben wir ein Mittel, wodurch wir die Vorzüge der Brache: Auflokerung und Pulverisirung der Akerkrume, Reinigung vom Unkraut, inniges Mischen ihrer Bestandtheile sowohl unter sich wie mit dem gegebenen Dung, erreichen und ihr Schädliches vermeiden können, so sehe ich nicht ein, wie die Lokalität für die Brache entscheiden soll; und ich kann ihr nur eine Erleichterung oder Erschwerung der Brachaufhebung zugestehen.

Daß wir die Hilfsmittel der Brachaufhebung in dem Kulturwechsel, verbunden mit den verbesserten Akerwerkzeugen, besizen, ist bekannt. Und daß überall, wo man freies Eigenthum hat, und Dreifelderwirthschaft treibt, an deren Stelle mit höherem Gewinn die Fruchtwechselwirthschaft gesezt werden kann, davon bin ich fest überzeugt.

Fellenberg vertilgte durch das Tiefpflügen nicht allein seine Akerunkräuter, sondern fand auch viele benöthigte Bausteine; dahingegen gab er mehrere Erndten preis, welche

zwar vorher durch die auf allen Punkten der Wylhoffelder aufstauenden Wässer und die in der Gegend häufig wuchernde Queken sehr erschwert und äußerst unsicher gemacht wurden. Die Brachjahre waren zum Trokenlegen der Felder nothwendig; durch sie wurden Unkräuter, Steine und Nässe beseitigt, und eine Tiefe von 18 bis 22 Zoll erzeugt.

Daß dieses mit großer Aufopferung und einem starken Zuggespann verknüpfte Verfahren nachher reichlich lohnte, ist gar keinem Zweifel unterworfen. Es räth übrigens der erfahrne Lehrer das Tiefpflügen mit aller Vorsicht und auch bei den besten Unterlagen nur nach Zollen bei Endigung der Rotation an.

So wird auf dem Wylhofe der Aker alle vier Jahre einmal tiefgepflügt; diese heraufgeholte neue Erde wird dann vier Jahre benuzt, und so fort wieder hinuntergepflügt, wodurch zu mehreren andern bereits bekannten Vortheilen sich auch noch dieser gesellt, daß die nämliche Frucht nur alle acht Jahre wieder auf den gleichen Boden kommt, welches in dem Felde, das behakte Früchte mehrere Arten trägt, oft alle 12 bis 16 Jahre der Fall ist. Dieses Pflügen steht aber in dem richtigsten Verhältniß mit dem aufgefahrnen Dung, so wie mit der ganzen Kultur.

Da nun die Zeitumstände die Bewohner des Donnersberger Departements zwingen, mehr auf den gegenwärtigen wie zukünftigen Ertrag ihrer Felder zu merken, so würden sie bei Düngermangel und tiefem Pflügen sicher ihre Felder verschlechtern; und sie würden nach meiner Uiberzeugung vorerst wohlthun, ihre Sezäker, in welche künftiges Jahr öfters behakte Früchte kämen, vor Winter, bei dem sogenannten Stürzen, einen Zoll tiefer zu pflügen.

Wollen wir von der Wirthschaft des Wylhofes Vortheil ziehen, so müssen wir vor allen Dingen einen für unser Lokal zwekmäsigen Wechsel der Früchte beobachten.

Gewöhnlich legt man auf die hergebrachte Feldbestellungsmethode seiner Gegend einen zu hohen Werth; dieselbe nährte uns nicht allein zeither, sondern gab uns auch oft Gelegenheit, Vermögen zu sammeln; da dieses jedoch nicht mehr so häufig der Fall ist, so können wir mit Zuversicht die nahe Zukunft ahnen, wo wir eine unsern vermehrten Bedürfnissen begegnende Feldbestellungsart willig und gern einführen, welche wir nachher eben so hoch wie den Anfangs verachteten Klee- und Kartoffelbau halten werden.

Es ist wahr, hier stimmt die Lokalität für diese, dort für jene Fruchtfolge — einen allgemeinen Leisten sollte es gar nicht geben — aber immer hat sie sich unter übrigens gleichen Umständen stets für den Fruchtwechsel erklärt.

Diese Aufgaben haben uns die Väter des verbesserten Akerbaues, Fellenberg und Thaer, rühmlichst gesammelt und erklärt, wofür ihnen der Dank der izigen und Nachwelt gebühret. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Thaer's Grundsäzen der rationellen Landwirthschaft volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ob sie gleich hier und da nicht ohne kleine Fehler, als das Werk eines Sterblichen, sind.

Daß die Lokalität immer für den Fruchtwechsel entscheidet, kann jeder auch nicht aufmerksame Beobachter auf den Feldern des Wylhofes und den nähern Umgebungen, wo man ihre alte Gestalt noch immer findet, sehen; und wer sie sah, wird mit mir völlig einverstanden seyn.

In einem Klima, wo den 12. Mai 1809 die ersten Kirschen blühten, und den 16. dieses Monats die ersten

Kornähren erschienen; wo auf der 5 bis 6 Stunden entfernt liegenden Jura-Gebirgskette den 28. Sept. Winterschnee fiel, welcher Tags nachher auf den Feldern Reif und Frost verursachte; wo kein Weinstok noch Nußbaum, Aepfel- und Birnbäume nur langsam und meistentheils mit Moos überzogen vegetiren, ist das Erscheinen solcher Erndten über alle Erwartung, wozu noch mehr die damals sehr reiche zweite Ernte von Stoppelkleeheu, weißen und gelben Rüben berechtigen.

Einen gleichen Vortheil haben wir von den verbesserten Akerwerkzeugen zu erwarten, für welche das Departement ganz geschaffen zu seyn scheint. Was sie leisten, habe ich in dem Herzogl. Nassauischen Intelligenzblatt, Jahrgang 1810, Nro. 5 niedergelegt, worauf ich, um Wiederholungen zu vermeiden, aufmerksam machen möchte, mit dem Anhange: daß sie nach einer leichten Aenderung auch eben so nüzlich zwischen den Weinreben gebraucht werden können.

Der Vorschlag: auf dem Markte von Mainz eine Sammlung von allen verschiedenen Akerwerkzeugen aufzustellen, ist gewiß sehr nüzlich, und würde noch gemeinnüziger, brächte man dieselben zu jedermanns Proben auf ein Stük Feld vor die Thore der Stadt; indem ich nach meinen zeitherigen Beobachtungen immer fand, daß der bloße Anblik den gewöhnlichen Landmann so überrascht, daß er sich die Wirkung nicht denken kann, und geradezu das Werkzeug für unnüz erklärt.

Manche haben geglaubt, die Akerwerkzeuge des Wylhofes machten unsern gewöhnlichen Pflug und die Ege entbehrlich; dieses ist aber nicht der Fall, sondern gerade sezen sie ein vollkommneres Pflügen und Egen voraus, wie das unser gewöhnlicher rheinischer Wendepflug nicht leistet. Bekanntlich geht derselbe nicht allein wegen seiner gebrochenen Zuglinie und niedrigen Räder für das Zugvieh schwer, sondern

sein Streichbrett giebt auch der Furche keinen gehörigen Umschlag, und schiebt dieselbe mehr an die Seite.

Der Nachtheil einer solchen Pflügung ist so vielseitig und bekannt, daß er von jedem Landwirth gefühlt wird; denn ich fand überall, daß man vorzüglich beim Stürzen der Klee- und Zerealienstoppel ein hinten spizabgeschliffenes Streichbrett an den Pflug nimmt, und ihm dadurch in etwas begegnet.

Unsere gewöhnliche Ege, schwerer noch als der Pflug, hat den Fehler, daß sie auf dem Punkt, wo der stärkste Widerstand statt findet, als ein stumpfer Keil auf den Boden wirkt, und mehrere Zähne in eine Bahn greifen. Eins so nachtheilig als das andere.

Es hat mich derhalben zeither beschäftigt, die Fehler der zwei unentbehrlichsten Werkzeuge zu heben. Der verbesserte Pflug mit hohen Rädern, gestrekter Zuglinie, eiserner Axe und verändertem Streichbrett geht nicht allein ein Bedeutendes leichter, so wie die Versuche mit einem Kraftmesser zeigten, und auch ohne dieses von der Hand eines jeden geübten Pflügers gleich gefühlt wird, sondern er legt auch die Furchen dergestalt um, daß man schon in einiger Entfernung den Unterschied bemerkt; Vorzüge, welche er auf eine Tiefe von 10 bis 12 Zoll beibehält. Er hat auf meinen Feldern bereits die Stelle des gewöhnlichen Pfluges eingenommen, und ich stehe jedem Kenner, der sich von einem oder dem andern überzeugen möchte, so wie zeither ohne alles Interesse zu Diensten.



VII.

Bruchstüke einer Rheinreise.

VI.

Den 15. Oktober.

Hier erhältst du wahrscheinlich die lezte Epistel, die ich dir von den Ufern des Rheins schreibe. Die Jahreszeit fängt an für Exkursionen ungünstig zu werden, und von unsern Stadtangelegenheiten, die für uns freilich den schönsten und wichtigsten Theil der Welt- und Völkergeschichte ausmachen, mag ich gerade darum nicht reden. Meine Absicht war, ich kann es nicht leugnen, dir noch Vieles zu sagen über Kunst und Wissenschaft, wie man sie hier treibt, und besonders über den öffentlichen Unterricht und die vorzüglichsten Anstalten desselben auf dem linken Rheinufer; aber der Gegenstand scheint mir zu einer zwekmäsigen Erörterung noch unreif, weil man mit gar zu vielen Vorurtheilen feindlich zusammentrifft, und gewisse Sachen persönlich behandeln muß, da sie nur durch gewisse Personen so sind, wie sie sind. Uibrigens wollte ich es beinahe lieber mit

einem Monarchen auf dem Thron — so mißlich dieser Umstand auch ist — als mit einem auf dem Katheder verderben. . . . . . Darum seze ich die Bruchstüke meiner Rheinreise bis auf eine günstigere Zeit aus, wo es nüzlich, vielleicht sogar nothwendig werden kann, daß ich spreche.

Ich könnte dir in Zukunft wohl auch manches über Konzerte, Bälle und Schauspiele schreiben, die den Winter hindurch, als mangelhafte Surrogate, an die Stelle meiner Ausflüge in die freie Natur treten; aber ich fürchte die Magerkeit des Gegenstandes beinahe eben so sehr als meine geringe Sachkenntniß; und ich spreche nicht gern, wo ich von der Kompetenz meines Urtheils nicht überzeugt bin. Kurz, du siehst, daß ich es müde bin zu schreiben, und mir darum auch Gründe genug zu Gebote stehen, zu unterlassen was ich nicht thun mag. Die Möglichkeit des Erfolgs liegt gewöhnlich in der Stärke unsers Willens.

Noch einen Ausflug habe ich gemacht, wahrscheinlich den Abschiedsbesuch der sterbenden Natur; denn schon fallen die Blätter von den Bäumen, und der rauhe Nordwind rauscht über kahles Stoppelfeld. Alles kündigt die Annäherung des Winters an, in dem die Natur, ohne Leben und Reize, sich nur noch als ein Gerippe zeigt. — Auch unsre Blätter fallen einst, und der entlaubte Stamm steht nakt im Winter des frostigen Alters, den kein belebender Frühling ablöset. — Ein Menschenleben ist ja nur ein Pulsschlag der unendlichen Natur, eine hüpfende Welle auf dem wogenden Strome des Lebens. Die Welle steigt auf, um zu versinken, und der Strom zieht vorüber nach dem uferlosen Meere der Ewigkeit, in dem sich Generationen und Jahrhunderte verliehren. Wann die verhängnißvolle Stunde auch immer schlagen mag, in der die Natur untergeht vor dem sterbenden Blike, und die unendliche Welt mit ihren flüchtigen Freuden und ihrem dauernden Schmerze, mit

ihren Hoffnungen und Genüssen in einem engen Sarge versinkt, möge ich sie weder fürchten noch hoffen! Nur das bitte ich von dir, ewiges Schiksal, daß sie in der festen Brust dieses Herz noch voll Liebe für den Menschen finde; daß die freie Stirne nichts in den Staub drüke, als die Macht, die alles in Staub auflöset, der Tod; und daß ich nie das Glük in glänzendem Elende und meinen Stolz in einer niederträchtigen Erhöhung finde. — Die Paar Tugenden, mit denen der Mensch sich ehrlich durch das Leben hilft, hoffe ich ohne höhern Beistand zu üben, weil sie eben keine besondre Anstrengungen und Opfer kosten. In unsrer niedergedrükten, von den Büklingen einer falschen Höflichkeit, von der demüthigen Stellung einer falschen Andacht, von der gekrümmten Haltung einer hungrigen Bettelei tiefgebeugten Zeit giebt es nur Tugenden der Duldung, der Versagung und Entbehrung; als wenn es den Menschen mehr ehrte, leidend zu ertragen, als mit Muth und Kraft zu handeln. Ich finde es großmüthiger, der Gefahr die Stirne zu bieten und zu kämpfen, als feig zu dulden. Die Tugenden der Freiheit achte ich viel höher als die der Sklaverei. . .

Den 13. Abends war ich mit einer munteren Gesellschaft von Mainz aufgebrochen, um die schöne Gegend von Eppstein zu besuchen. Die Nacht brachte ich bei dem Pfarrer in Marxheim, meinem redlichen Landsmanne, zu. Marxheim und seinen Pfarrer möchtest du wohl vergebens in Büsching und dem alten griechischen oder neuen französischen Plutarch suchen; denn das Gute wird nicht immer am lautesten gepriesen, und was sich selbst rühmend der Aufmerksamkeit empfiehlt, ist nicht darum das Beste. Kann dann nicht von Marxheim und seinem Pfarrer gelten, was Philosophen und Dichter von Staaten und Weibern sagen, daß die unbekanntesten nämlich die glüklichsten und besten seyen? und wahrhaftig es gilt von dir,

stilles, freundliches Dörfchen, das sich in der Nähe der weitgesehenen Hofheimer Kapelle bescheiden in einem Walde von Obstbäumen verbirgt, wie von deinem redlichen Pfarrer!

Vor dem Tage waren wir schon auf, und zogen mit lauter Freude durch den frischen Eichenwald jenseits Hofheim und über den nakten Staufer nach dem romantischen Eppstein; und ehe wir noch auf den Rüken dieses Berges kamen, war die Sonne glänzend aufgegangen über der weiten herrlichen Gegend, und das unermeßliche Land breitete sich vor unsern Bliken aus, und allenthalben erwachte das fröhliche Leben, in dem Dunkel der Bäume, auf dem Felde und in den rauchenden Dörfern, und in der Ferne blizten im Morgenlichte der Rhein und der Main.

Die Nebel waren von dem Gipfel der Berge in die Tiefe hinabgestiegen, und füllten die Thaler wie ein stiller See, aus dem die Bäume gleich Masten einer Flotte hervorragten. Die Sonne sah mit dem hellen, feurigen Auge der Liebe auf die ruhige Erde.

Die Nebel verschwanden, und das liebliche Thal von Fischbach lag vor uns, glänzend im Schmuke der Perlenschnüre, die ein leichter Ostwind auf den Grashalmen und den Blättern der Bäume und Gebüsche schaukelte. Die Vögel jagten sich nekend von Ast zu Ast, und von dem Abhange des Staufers klang das Geläute des weidenden Viehes in das stille, menschenleere Thal herab.

Vier schöne, romantische Thäler, von waldigen Anhöhen umgeben, aus denen von Zeit zu Zeit ein nakter Fels kühn hervorspringt, und von bald murmelnden bald brausenden Bächen durchschnitten, führen von Eppstein nach Osten, Süden, Norden und Nordwest: das Fischbacher- Lorschbacher- Fokenhäuser- und Brennthal. Wir brachten den Morgen damit zu, sie, so viel es die Zeit erlaubte,

in allen Richtungen zu durchstreifen. Nicht leicht magst du eine heimlichere Gegend finden.

Unsre Mittagsmahlzeit hielten wir in der Nähe von Eppstein, bei einer Mühle, die in das Fischbacher Thal hinauf und in das Lorschbacher hinabsieht. Wir aßen im Freien unter schattigen Bäumen. Die Gesellschaft wurde immer zahlreicher, ohne daß wir an Vergnügen verlohren. Anfangs besah und rekognoszirte man sich, schikte einige abgerissene Worte als lauernde Vorposten aus, nahm dann in einigen vorsichtigen Gedanken eine festere Stellung, bis die Macht des geselligen Weins die Schranken der steifen Konvenienz niederwarf, die Zungen entfesselte, und es endlich auf den beiden Schlachtlinien des Tisches zu einem allgemeinen Wortgefechte kam.

Ohne Zweifel hätte sich die ganze Aktion, bei der, zum Nachtheil der kriegslustigen Weltgeschichte, nur Wein floß, zur allgemeinen Zufriedenheit geendigt, wäre die Gesellschaft nicht zu zahlreich und zu ungleich gewesen. Ich kann nicht bestimmt sagen, ob es diese Ursache oder eine andre wahrscheinlichere war, welche die Gäste in zwei Kammern gespalten hatte, die der murmelnde Mühlbach schied. Eine reiche Kaufmannsfamilie nebst Anhang tafelte, als Oberhaus, auf der vornehmeren rechten Seite, und wir, als Haus der Gemeinen, wie natürlich, auf der linken. Die Kammer der Lords, welche den Adel representirt, der nach dem Altspanischen aus reichen Leuten — Ricos Hombres — besteht, wurde zuerst bedient; und wir hatten den Verdruß, jedes Gericht erst an unsrer öden Sessionstafel vorbeitragen zu sehen auf die des höheren Standes, bis wir es später zu kosten bekamen, wahrscheinlich als Rükfracht. Der Teufel der Ungleichheit der Stände hat schon manchen Bürgerkrieg angefacht; und lange wollte das gemeine Volk es nicht recht begreifen, warum der liebe Gott es

zum Arbeiten, Entbehren und Gehorchen verdammt habe, während dem die höheren Kasten müsig verzehren und befehlen. Mancher berief sich, in seiner gutmüthigen Einfalt, auf die gemeinschaftliche Abkunft von Adam und Eva. So geht es, wenn die Menschen nicht studiert haben. Ein gelehrter Professor in Göttingen soll bis zur Evidenz bewiesen haben, unsre schwarzen Brüder seyen eigentlich nur Bastarde und Wechselbälge, uns durchaus nicht ebenbürtig, sondern zu unserm Dienste geschaffen, damit sie ihre weiße Herren mit dem nöthigen Zuker und andern Bedürfnissen des Lebens versorgen. Nun sehe ich nicht, warum die Farbe gerade den grellen Unterschied zwischen Gebieter und Diener machte, und daß die Natur, die für ihre Lieblinge so mütterliche Sorgfalt trägt, und dem stechenden Bedürfnisse die Mittel es zu befriedigen so nahe legte, Herren und Sklaven doch so weit geschieden haben sollte, daß sie aus einem Welttheile in den andern schiffen müßten, um sich zu finden. Bringt nicht jedes Klima hervor, was es braucht, und erzeugt nicht allenthalben der Boden, was seinen Bewohnern nöthig ist? Glauben wir also, daß wo ein Gebieter wohnt, auch seine Sklaven in der Nähe sind, gebohren zu seinem Dienste. Der weise Menenius Agrippa bewies dem römischen Volke, das den Traum der Freiheit noch nicht ausgeschlafen hatte, in einer schönen Rede, die höheren Stände seyen in einem gut organisirten Staatskörper der Bauch, zum Verzehren und Verdauen bestimmt, die niedrigeren aber die dienenden Glieder, wie Hände und Füße, welche für den gefräßigen Magen gebohrne Schwarze, Leibeigne und Sklaven sind. Die meisten von uns hatten ihren Livius zu gut im Kopfe, als daß sie sich nicht zur rechten Zeit der weisen Rede erinnern sollten, in welcher der alte Römer dem neueren Professor in Göttingen und dem noch jüngeren

Franzosen, dem wir das unsterbliche Werk der Législation primitive verdanken, so meisterlich vorgearbeitet hatte. Wir schwiegen also und duldeten.

Indessen sah die rechte Seite doch gar zu hämisch auf unsre linke, und auf unsre magere Suppe und unsern schlechteren Braten, als daß wir gegen die demüthigende Zusammenstellung mit ihrem reichen Vorrathe unempfindlich hätten bleiben können; denn die höheren Genüsse der höheren Stände fallen am schmerzlichsten auf, wenn sich zum Mangel auch noch die Verachtung gegen die niederen gesellt. Die Verwegensten unter den Plebejern fiengen an zu murren, und ein wahrer Francis Burdett, den wir in unsrer Mitte hatten, streuete den Samen der Gährung mit vollen Händen aus; und wahrhaftig er fiel auf keinen undankbaren Boden; denn der Wein hatte ihn empfänglich getränkt für eine reiche Ernte. Ich weiß nicht, zu welchen Auftritten die Spannung zwischen den beiden Tafeln geführt hätte, wäre nicht der Zufall, der durch seine Laune oft tief angelegte Pläne vereitelt, und dem besten Willen in dem entgegengesezten Erfolge einen Bastarden unterlegt, freundlich ins Mittel getreten.

Die arme Dorfjugend nämlich, die unbemerkt einige Spione ausgeschikt hatte, um den Boden und die Dispositionen der reichen Fremden zu rekognoszieren, rükte eben mit Macht an, und sezte sich auf der rechten Seite des Mühlbaches fest, wo sie, den eingezogenen Berichten zufolge, eine reiche Beute hoffte. Der Bettler hat einen gewissen Instinkt, der ihn den Vermögenden kennen lehrt. Nicht leicht wird er einen Menschen für reich und angesehen halten, der ihm freundlich begegnet. Sein Begriff von Ansehen und Vermögen ist so mit der Nothwendigkeit des Misbrauchs dieser Vorzüge verbunden, daß er sie nicht wohl von einander trennen kann. Warum sollte auch der Mensch, der

etwas hat und vermag, es die nicht schmerzlich fühlen lassen, welche weder etwas haben noch vermögen, da doch gerade darin zum Theil der Genuß des Besizes und der Gewalt liegt? Leugnen wir es nicht, in den Grundzügen des menschlichen Herzens finden wir den Despotism und die Kriecherei, beide einander dem Ansehen nach entgegengesezt, und beide doch nahe verwandt. Der Instinkt hatte auch hier richtig geführt. Die Herren und Damen, die uns gegenüber saßen, und die gewöhnte Tafelmusik oder andre Belustigungen entbehrten, waren sehr zufrieden, eine Unterhaltung zu finden. Sie warfen Geld aus, nach dem die Jugend sich im Wettrennen übte; und so oft sich ein halbes Duzend überschlug, und die schwächeren Besiegten mit einer Verrenkung oder Wunde heulend abzogen, erscholl ein lautes Gelächter. Sie führten die Muthigsten endlich an den Bach, warfen Geldstüke in denselben, welche die Buben mit dem Munde holten; und wenn einer den triefenden Kopf mit leerem Munde aus dem Wasser zog, oder betäubt in dasselbe fiel, dann erhoben die Damen und Herren ein Freudengeschrei.

Das ist empörend! rief ein Feuerkopf an meiner Seite. Am ganzen Tische ward ein misbilligender Unwille gegen die reiche Kaste laut, und um den Frieden schien es in dem friedlichen Eppsteiner Thale geschehen. Da erhob ich mich von meinem Size, bat den lermenden Klub ums Wort, und als die Stille wiedergekehrt war, sprach ich in feierlichem Tone:

»Männer des Eppsteiner Thals!

»Ich habe in Göttingen studiert, und kenne auch meinen Titus Livius. Als ein zweiter Menenius Agrippa trete ich unter euch, um das aufsteigende Gewitter zu beschwören. Die gymnastischen Uibungen, welche sich, unter den Auspizien der edlen Gesellschaft jenseits, an die schönen

Tage der Freistaaten von Rom und Griechenland erinnernd, vor uns erneuern, finden, statt Dank und Beifall, ungerechten Tadel. Prüft eure Herzen; und wenn sie rein sind und ohne Schuld, dann hebet den ersten Stein auf gegen die jenseits des Baches. Nur zu oft nimmt der Mensch seinen Haß gegen Despoten für den gegen den Despotism, und will in der Unterdrukung nur Freiheit, weil er nicht selbst unterdrüken kann. Als Diener bestreitet er die Rechte des Herrn, die er noch strenger üben würde, wäre er an seiner Stelle. Habt ihr nicht wakere Männer gekannt, die muthig und verständig gegen jeden passiven Druk kämpften und sprachen, den aktiven aber so gut handhabten als irgend einer, den sie zuvor zu dem tiefsten Abgrund der Hölle, in die Gesellschaft der Nerone und Tarquine, verdammt hatten? Laßt mich nicht glauben, euer Zorn gegen die übermüthigen Reichen gelte mehr dem Reichthum, um den ihr sie beneidet, als dem Uibermuth, den ihr unerträglich findet! Hat nicht der schmakhaftere Braten, der wohlriechend an eurer Nase vorüberzog, und der Champagner, der in ihren Stängelgläsern mit jugendlichem Feuer freudig brauset, während dem ihr mit einigen Bouteillen Laubenheimer kargen müßt, eure Herzen für die ewigen Rechte des Menschen entflammt? und ihr bedekt nun eure schlechte Sache mit der heiligen Sache der Menschheit, wie gute Patrioten das Beste ihres Vaterlandes zu ihrem Besten, und getreue Fürstendiener ihr Wohl und Weh zu dem ihres Monarchen machen? Beinahe sollte ich glauben, es seye so etwas Menschliches mit untergelaufen. Endlich, Männer des Eppsteiner Thals, gesteht aufrichtig: hättet ihr die Körbe voll des köstlichen Burgunders oder des noch edlern Johannesbergers, würdet ihr wohl die Schäze hinübertragen auf die Tafel der Lords? Kaum traue ich euch und mir eine so seltne Großmuth zu. Was thäten wir dann höchstwahr-

scheinlich in der angeführten schönen Voraussezung? Wir würden den Nektar trinken mit einer lauten Fröhlichkeit, die dem, der entbehrt, immer Hohn zu sprechen scheint, weil Armuth und Unglük das Gemüth mit scheuem Verdachte gegen den Reichen und Glüklichen erfüllt. Sehet nun, da thuen die dort drüben auf ihre Art, was wir an ihrer Stelle auch, aber auf die unsrige thun würden! Ach! wie oft verdammen wir ungerecht den Menschen und seine Handlungen, wo wir, wenn etwas zu verdammen ist, nur seine Lage verdammen sollten, in welcher wir eben so würden gehandelt haben!

»Es ist wahr, von ihrem Reichthum machen sie nicht den besten Gebrauch. Es wäre aber nun die Frage, ob dieser Fehler nicht vielleicht in der Natur des Reichthums liegt. Selbst arm kennt ihr des Armen Bedürfnisse und Schmerzen; reich würdet ihr wie Reiche handeln. Gebt dem beschränkten Menschen eine andre Stelle, und Ihr gebt ihm einen andern Gesichtskreis. Seht Ihr aus der Tiefe nach jenem Felsen, der sich drohend über das Thal beugt, dann schwindelt es euch nicht; aber der Blik von der Höhe des Felsens in den bodenlosen Abgrund macht euch schaudern. Der Mensch sieht von einer Höhe immer tiefer herab, als er aus der Tiefe hoch hinauf sieht; das gilt im Moralischen wie im Physischen. Darum seyd nicht zu hart gegen den harten Stolzen. Glühete der feurige Wein unsrer Nachbarn in Euren Adern, würdet Ihr weniger ausgelassen fröhlich seyn als diese? Eure Mäsigung verdankt Ihr Eurem Mangel, Eure Nüchternheit Euren wenigen Bouteillen. Seyd darum nicht stolz auf Eure Enthaltsamkeit; die nur das Verdienst eurer beschränkten Mittel ist. Lächerlich ist es sich einer unversuchten Tugend zu rühmen, weil es ohne Kampf keinen Sieg geben kann. Ist nicht jede

Berauschung unschuldiger, als der Nüchterne denkt, sie komme nun von Wein oder von Ansehen und Gewalt?

»Ihr sprecht von Recht, von einem ewigen Rechte, das ich übrigens nirgends als in den Köpfen einiger Misvergnügten finde, die ihre beschwerlichen Pflichten gern gegen gemächlichere Rechte umtauschten. Die Natur weiß von Eurem todten Rechte nichts, und kennt nur lebendige Kräfte. Herrschte Euer Recht, wie Ihr es träumt, wahrlich keine sieben Tage nach dem siebenten Tage der Schöpfung hätte die Welt bestehen können. Der Baum hier greift mit seinen starken Wurzeln tief und breit in den Boden, und verdrängt die Staude, die an seinem Stamm aufschoß. Der Staude weicht die kleinere Pflanze, die wieder eine schwächere von ihrer Stelle verdrängt. Dort hat der reissende Mühlbach einen Theil des fruchtbaren Kornfeldes weggeschwemmt. Wollt Ihr, daß er rechtlich in seinem Bette laufe, dann müßt Ihr eine stärkere Macht der seinigen entgegensezen. Hier zu meinen Füßen ist ein Duzend Ameisen beschäftigt, einen Wurm, der sich unter ihren tödtenden Bissen windet, als Winternahrung in die sichre Wohnung zu bringen. Nie vergesse ich, was mir ein Forstmann antwortete, als ich es unbegreiflich fand, wie ein dichter Anflug von jungen Fichten, durch dessen verschlungene Aeste auch kein Sonnenstrahl zu dringen vermogte, gedeihen könne. — Das Nadelholz, erwiederte er, puzt sich selbst, wie es größer wird; das heiset, Herr, die stärkeren Bäume erstiken die schwächeren, so, daß diese nach und nach absterben, und der Forst am Ende schön gelichtet dasteht, ohne irgend eines Menschen Zuthun. — Diese Wälder puzen sich also selbst! das ist der Ausdruk. Wahrlich, die ganze Natur gleicht dem Nadelholze. Nationen und Individuen, die über die weite Erde gesäet sind, puzen sich, wie dieses, selbst: die stärkere Kraft verdrängt die schwächere. Was

sich halten kann, besteht, das übrige geht unter. So ist's! Ihr könnt es bejammern oder tadeln; so ist's und wird's auch bleiben.»

In demselben Augenblike fiel ein Schuß in unsrer Nähe. Ein Geier, mit einer gewürgten Taube in den Klauen, stürzte ächzend auf den Boden. Der aufmerksame Müller hatte den Räuber endlich auf frischer That erhascht, und der Gefahr für seinen Taubenschlag mit dem Tode des Erbfeindes desselben ein Ende gemacht.

»Ich nehme die Vorbedeutung an, sprach ich gefaßt, und fahre fort: Durchgeht das ganze unermeßliche Reich der Schöpfung, Erde, Wasser und Luft! Allenthalben ist ein Wesen mit seiner Existenz an die eines andern angewiesen. Das Leben wird nur durch den Tod erhalten. Die Welt ist eine Welt von Kräften, die sich im Kampfe entwikeln und üben. Hebt diesen Kampf auf, und ihr habt das rege Leben aufgehoben, das nur ein Resultat dieses Antagonisms, dieses ewigen Konfliktes ist. Auch können wir keine Mahlzeit halten, ohne daß wir, in blutiger Fehde mit dem Thier- und Pflanzenreich, in denselben unsre unschuldigen Opfer suchen. Der Donner fällt zerschmetternd auf eine Eiche, und diese auf nahes Gebüsch, in welchem Vögel nisten. Der Sturm peitscht das Meer, das den Schiffer, wenn er sich nicht durch Stärke und Klugheit rettet, verschlingt, und seinen erfreueten Bewohnern zur Speise darbietet. Wo ist hier, und allenthalben, Gesez und Recht? Kräfte, und nur Kräfte seht ihr walten.

»So ist es in der physischen Natur, so in der geistigen. Die Wahrheit ist im Kampfe mit der Lüge, die Thorheit mit der Weisheit, die Tugend mit dem Laster. Schafft Einheit, und ihr habt die moralische Welt vernichtet. Ohne Sophisten und Athens Tyrannen wüßten wir von keinem Sokrates; ohne den Despotism des

lezten Tarquins von keinem Brutus und seiner heldenmüthigen Freiheitsliebe. Herrschte, wie Ihr es wollt, allenthalben das strenge Recht, euer Gesez der Gleichheit, dann wäre die Welt ein Siechhaus, in dem jede Kraft sich selbst verzehrte, jedes neugebohrne Leben sogleich dem Tode entgegen moderte.

»Wo sind dann, sagt mir doch, die gleichen Rechte, die gleichen Ansprüche bei ungleichen Wesen? Sollten die Ansprüche gleich seyn, dann müßten es erst die Kräfte werden. Hier schafft das Genie in einer Stunde, über dessen Geburt die Mittelmäsigkeit vergebens Jahre brüten würde. Die Feigen führt der Muthige, der denkende Geist das Heer von Dummköpfen, und die Thätigkeit erwirbt sich Genüsse, die der Träge entbehren muß. Wollt ihr Gleichheit, meine Brüder, Gleichheit der Rechte auf die Güter dieses Lebens, dann, ich wiederhole es, müßt ihr auch gleiche Menschen mit gleichen Anlagen und derselben Ausbildung schaffen. Bleiben aber die Welt und ihre Bewohner, wie sie sind, und seit dem Sündenfalle der ersten Eltern immer waren, dann, glaubt es mir, werden wir dieselben Ereignisse sich ewig wiederholen sehen, nur in verschiedener Gestalt, wie sie Zeit und Umstände bilden.

»Jede Münze gilt im Kurse nach ihrem inneren Gehalte, den das Gepräge angiebt. Ein Feldherr zählt mehr als ein Regiment Soldaten, ein Staatsmann mehr als eine ganze Zunft sonst ehrlicher Gewerbsleute. Sollen gleiche Rechte herrschen, warum stellt ihr den linkischen Rekruten nicht an die Spize des Heeres, und laßt den braven Schneider nicht die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs besorgen? weil jedem seine Kräfte die Stelle anweisen, an der er wirken kann und soll. So gilt dann jede Münze im Kurse nach ihrem inneren Gehalte, den das Gepräge angiebt; und ihr werdet einen Epaminondas so wenig

gegen einen Thorhüter von Theben, als einen doppelten Napoleon gegen einen Sou umtauschen. Freilich giebt es auch falsche Münzen; und die gekrönten Häupter, denen das Munzrecht zukömmt, prägen oft Kupfer zu Goldstüken aus, und stellen einen Sejan und Louvois an die Stelle eines Belisär und Sully. Aber kann es uns, die gewiß weniger Täuschung und Betrug umgiebt als Fürsten, kann es uns nicht oft begegnen, daß wir falsche Münze prägen, weil es schwer ist, den inneren Gehalt des Stoffes zu erkennen? Haben wir noch keinen Unwürdigen mit dem Gefühle der Freundschaft an die Brust gedrükt, den wir, wäre uns sein Inneres bekannt gewesen, mit Abscheu von uns gestoßen hätten? Alles in dieser Welt hat seinen Werth an seiner Stelle; aber wie die unendliche Natur keine zwei Wesen gleich geschaffen hat, so kann der Mensch, ohne thörigten Uibermuth, zwei ungleiche Wesen nicht unter gleiche Verhältnisse bringen wollen. Ich würde euch wahrhaftig verkennen, wakere Männer des Eppsteiner Thales, wenn ich euch sagen zu müssen glaubte, daß ich, euer verdienter Menenius Agrippa, alle Menschen und alle Stände vorzüglich achte, jeden indessen an seiner Stelle. Verwechselt ihr diese Stelle, so vernichtet ihr gerade, was an jedem achtungswerthes ist. Sezt den Schuhemacher nicht in die gesezgebende Versammlung, wo er euch schlechte Geseze für gute Schuhe machen würde.

»Es besteht ein angebohrner Unterschied unter den Menschen, den Erziehung, Verhältnisse und tausend nothwendige oder zufällige Umstände noch größer machen. Es werden Tyger gebohren und Lämmer, Löwen und Hunde, Geier und Tauben; und wer nicht an die angebohrnen größere Talente und Tugenden glaubt, wie an angebohrne Stupidität und Bosheit, der hat den Menschen nicht beobachtet, sich nie mit Erziehung und Unterricht abgegeben. Auch das

Schiksal streuet oft fruchtbaren Samen auf Felsen oder dürren Sand, und Unkraut auf guten Boden, verschwendet die belebende Wärme eines milden Himmels an wilde Brombeersträuche, wo ein Wald von Zitronenbäumen blühen könnte, und zieht mühesam einen beschränkten Kopf auf Purpur zu einem schlechten Regenten auf, wo mehr als ein Heinrich IV. an dem Pfluge geht. Das sollte nicht seyn, sagt ihr. Ich sage, es soll seyn, weil es so ist; oder wenn es nicht seyn soll, theure Freunde, dann macht es anders. Werdet Natur, Schiksal, Zufall, und alles auf einmal zugleich, und schaffet die schlechtgeschaffene Schöpfung um.

»So ist es; und wie wir im täglichen Verkehre mehr Scheidemünze brauchen als Goldstüke, Barren und Banknoten, so schafft die Natur auch mehr Kurrentmenschen, Scheidemünze zum täglichen Gebrauch und Verkehr; mehr Leute, die es dahin bringen, einen Pflug und Hobel, eine Nadel und Flinte geschikt zu führen, als einen Szepter, einen Marschallsstab oder die Feder; mehr brauchbare Bauern, Soldaten und Handwerker, als Staatsmänner, Feldherrn und Schriftsteller. Gewiß fällt es euch nicht ein, eine schwere Banknote für einen leichten Deut zu geben, einen Homer, Sophokles, Racine und Schiller mit dem Verfasser des Rinaldo Rinaldini, oder einen Montesquieu, Hume, Tacitus und Johann von Müller mit dem Zeitungsschreiber von Preßburg oder Baireuth zu verwechseln; und fragt ihr nicht, warum die ungerechte Natur Blei nicht Gold, die Distel keinen Orangenbaum werden ließ, dann fragt auch nicht, warum der Grönländer kein Grieche und der Abt Nonotte kein Voltaire ward. Laßt nun jeden gelten, was er ist, Shakespeare, Corneille und Herder als Goldbarren, Sokrates und Mark-Aurel, die Szipione und ihres Gleichen für reiche Solitäre, und Alexander,

Cäsar und den dritten dieser irdischen Dreifaltigkeit für ganze wandernde Potosi und Golkonda, und — mich, wenn ihr wollt, für einen verfallenen oder laufenden Wechsel, den zur Zeit leider noch niemand honoriren will. Die Menge hätte die Natur dann als Blafferte, Petermännchen, Weißpfennige und schwere Sous ausgeprägt, und in der Fabel des weisen Agrippa läge doch ein tieferer Sinn voll Wahrheit, den wir uns vielleicht nur ungern gestehen, weil wir, zu unserm Verdrusse, dem Staatskörper als dienende Arme und Füße angesezt sind, da wir lieber, als ein privilegirter Stand, die Stelle des Mundes einnähmen, der so viel Köstliches zu kosten und so viel Schönes zu küssen hat.

»Indessen ist es eben so natürlich, daß die Armuth sich über den Reichthum und die Schwäche über die Stärke beklagt, als es natürlich ist, daß der Reichthum und die Stärke eine Art von Herrschaft über die Armuth und Schwäche ausüben. So erhält das Gewicht ein Gegengewicht, und die herrschende Kraft eine mäsigende Opposition. Der Stärkere wird immer geneigt seyn, seine Stärke zu misbrauchen, und der Schwächere über Misbrauch zu klagen, wo er ihn vielleicht erst zu fürchten, aber noch nicht zu fühlen hat. Indem jedes Wesen mit eifersüchtigen Augen sein Interesse bewacht, nöthigt es das andre zur klugen Vorsicht und Mäsigung. Der Wurm windet sich unter den Bissen der Ameisen. Die Taube seufzet in den Klauen des Geiers, der von dem Geschüze des Müllers ereilt stöhnend zur Erde fällt. Das liegt in der Natur der Sache. Jedes ist und thut an seiner Stelle, was es seyn und thun kann. Die Eiche fodert einen größern Raum als die Haselstaude, und Wallenstein einen größern Wirkungskreis als ein Musketier.

»Darum, so schliese ich mit der Konklusion, mit welcher sich jede wohlgesezte Rede, also auch die meinige endet,

darum lassen wir die jenseits des Baches gehen, und gehen selbst unsers Pfades!»

Und wirklich war es Zeit, daß wir Fußgänger an unsern Abmarsch dachten; denn schon bedekte ein langer Schatten das Thal, und die mit Bäumen bekränzten Hügel glühten im Golde der untergehenden Sonne. Die lezten Bouteillen wurden aufgetragen zum Abschiede, und nachdem wir einige Tropfen zur Libation auf die mütterliche Erde gegossen, und dem unendlichen Weltgeiste für den schön durchlebten Tag gedankt hatten, wurde, zum Andenken des weisen Menenius Agrippa, des großen Erfinders des unfehlbaren Naturrechts, des Friedensstifters im alten stürmischen Rom und im Eppsteiner Thale, eine Gesundheit ausgebracht, und unter den einstimmigen Aeußerungen eines lauten Beifalls getrunken.

Das Haus der Lords hatte indessen abgetafelt. Seine edeln Glieder, die von unsrer Friedenspredigt in der Ferne nur wenige Worte vernehmen konnten, und uns wahrscheinlich für Quäker und mich für den Inspirirten hielten, der zu seiner andächtigen Gemeinde spricht, lachten Anfangs über das für sie neue Schauspiel, und zogen dann, von der lermenden Jugend und dem bekomplimentirenden Wirthe bis über die Grenzen geleitet, ab.

Nun stunden wir allein auf dem unblutigen Schlachtfelde, und zwar, weil wir keine Feinde mehr hatten, als Sieger. Die Freude glänzte in jedem feurigen Auge. Die Sonne warf nur noch zukende Blize über die Berge, und in den Gläsern perlte der lezte Wein. — Nichts ist ewig, keine Freude, kein Schmerz, kein Menschenleben, keine Welt. Die Erde ist ein sechstausendjähriges Grab, über das die Lebendigen wie flüchtige Erscheinungen gehen, und gleich den Gespenstern, nach dem Aberglauben des Volks, bei dem anbrechenden Tage verschwinden. Die Erde ver-

schlingt, wie Saturn, ihre eigne Kinder, giebt sie aber nicht, wie er, wieder zurük. — Wie heute, rief ich, gehe uns die Sonne zum leztenmal unter! Ja, antworteten Alle, wie heute! und die Hände faßten sich in traulichem Kreise zum Bruderbunde. Es war ein stiller, ernster Augenblik, in dem jeder sein vergangnes Leben, und in ihm die verlohrnen Tage, die getäuschten Hoffnungen, die gescheiterten Entwurfe übersah, und an die theuern Freunde dachte, welche ihre Hand zum ewigen Freundschaftsbunde in seine Hand gelegt, und die der Tod starr und kalt herausgezogen zur ewigen Trennung, und vielleicht an eine ewige unglükliche Liebe. Wie enge schon ist der sonst so weite Kreis geworden! Wie mancher hat sich seit den früheren Jugendjahren aus ihm verlohren! Wie bedaure ich den lezten Unglüklichen, der vergebens eine verwandte Hand sucht!

Wir brachen gegen Königstein auf, und giengen einzeln und schweigend durch das Thal von Fischbach; und da wir auf der Anhöhe hinter diesem Orte ankamen, sahen wir nur noch das Abendroth am westlichen Himmel glänzen, und die Erde ruhete in den Armen des Schlummers von dem geschäftigen Treiben des Tags aus. Hoch über der Erde gieng der stille Mond, und einzelne Sterne traten aus der blauen Tiefe des Himmels. Die Trümmer des Schlosses Königstein, und höher die von Falkenstein richteten sich vor uns einsam in der schweigenden Nacht auf, und hinter ihnen ragten der Feldberg und Altkönig in dem matten Lichte des Mondes hervor.

Da wir in Königstein eingetroffen waren, ruhete ich einige Augenblike in dem Gasthofe aus. Meine Seele war von den abwechselnden Gedanken und Gefühlen des Tags zu sehr bewegt, als daß ich in dem engen Zimmer, unter so verschiedenartigen Menschen hätte bleiben können. Ich

nahm meinen Mantel, um mich gegen die Nachtluft, die kühler über die Berge wehte, zu verwahren, und gieng nach dem Schlosse.

Vor mir breitete sich das weite Land zu meinen Füßen aus. Hinter mir hatte ich die Ruinen der zerstörten Feste. Es ist ein eignes, namenloses Gefühl, sich allein zu sehen in der einsamen Nacht, auf den Trümmern einer bekannten Vorwelt, von keiner menschlichen Stimme angesprochen. Das Schweigen des Todes, oder die Ahnungen eines höheren Lebens umgeben dich. Der Unendlichkeit näher erreicht das vergängliche Endliche dein Herz nicht mehr. Höher als die Erde, stehest du über das Irdische erhaben. Ohne Liebe und ohne Haß siehst du auf das Leben mit seinen Hoffnungen und Entwürfen, mit seinem Wahne, mit seinem Streben und Wirken. Der Strom des Menschengeschlechts zieht über die weite Erde. Generationen steigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. In einem glänzenden Tropfen glüht ein flüchtiges Leben im Lichte der Sonne, und verschwindet. Nur die Ewigkeit steht ernst und schweigend über dem rauschenden Strome, in dem die Geschlechter sich drängen und vergehen um künftigen Plaz zu machen.

Auch hier stand eine Festung, um das Land zu verwahren! aber Mauern schüzen nicht, wo die Kraft fehlt, welche nur Muth und Eintracht geben. Das wußten die Spartaner besser. Hier saßen Deutsche, von Deutschen der Freiheit beraubt, weil sie von einer Freiheit träumten, zu der kein Volk in unserm Welttheil reif war, so leicht auch nicht reif wird. Der Traum ist ausgeträumt, und die den Träumenden verfolgten, sahen ihre Macht selbst wie einen Traum verschwinden. Waren es trügerische Phantome, die in den lezten zwanzig Jahren als Ereignisse an uns vorübergiengen? Welche Hoffnungen! Welche Träume! Welch ein furchtbarer Wechsel des Glüks! Throne und Nationen

liegen wie diese Mauern niedergeworfen, und neue haben sich erhoben. — — Ist es wahr, daß wir in der Tiefe der Nacht, in welcher das verhüllte Schiksal die Loose der Völker und Menschen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, die Hand der furchtbar rächenden Nemesis mit dem strafenden Blize glänzen sehen? —

Eine vergeltende, rächende Nemesis! o des gutmüthigen Kinderglaubens, der über den Sternen sucht, was er nicht auf der Erde findet! Welche Geschichte irgend eines Volkes, irgend eines Menschen bewährt diese ewige, ausgleichende Gerechtigkeit? Die Welt ist eine Welt von Kräften. Der Starke herrscht, und hat keinen Richter als den Stärkeren zu fürchten. Was der kluge Geist mit der eisernen, unbeweglichen Brust beschließt, ist für die leicht bewegliche, unstete Menge Gesez; und ist der Wille unwandelbar, auch zum Tode entschlossen, wenn das tükische Geschik seine Entwürfe täuscht, dann vermag über ihn selbst das Schiksal nichts, dem sonst sogar die Götter unterthänig waren. Streke deine flehende Hände aus gegen den Himmel, leidende Unschuld, rufe den Donner an gegen deine Räuber und Mörder! Der heitere Himmel scheint deines Schmerzes zu spotten, wie der bewölkte, düstre ohne Mitgefühl für deine Freuden ist. Uns umgiebt Wahn und Irrthum. Aus des Mondes freundlichen Bliken sehen wir die Liebe lächeln. So lächelt auch unsre Erde dem Monde zu; und bewohnt ihn, der nur eine kleinere Erde ist, ein menschliches Geschlecht, dann faltet es vielleicht die flehenden Hände gegen uns Hilflose, um Hilfe bittend. Unser eigner, kein fremder Geist spricht aus der Natur zu uns; wir haben sie mit den Geschöpfen unsrer Einbildungskraft bevölkert. Wahn und Irrthum ist's, was uns umgiebt.

Aber, was im tiefsten Inneren meines Gemüthes lebt, was so bestimmt und deutlich das Gesez ausspricht, nach

dem ich handeln soll, ist es auch Wahn? Giebt es keine Tugend, kein Verbrechen? Ist die Seligkeit, die nach erfüllter Pflicht, oder durch eine treue Liebe mich beglükt, auch Irrthum? Das ist nicht möglich. Was mit meinem Daseyn so eng, so unauflöslich verbunden ist, muß gewiß und dauernd seyn, wie ich selbst. In mir liegt meine Welt, meine Ewigkeit, meine vergeltende Nemesis, mein Himmel oder meine Hölle; und so stehe ich unwandelbar auf der wandelbaren Erde, unvergänglich unter dem Vergänglichen, die Wahrheit in der treuen Brust, von Lüge, Schein und Wahn umgeben. — Gute Nacht!

VIII.

Geist der Journale.

Die Zeitungen haben den Vorzug vor allen andern Schriften, daß auch in den geistlosesten ein gewisser Geist herrscht, nämlich der Geist der Zeit, der Regierung, des Volks oder einer Parthei. Ich gebe zu, daß ihr historischer Werth für die Nachwelt nicht vorzüglich groß ist, weil die Thatsachen, die sie erzählen, eben nicht immer einen unbedingten Glauben verdienen; aber keine Reste der fliehenden und zerstörenden Zeit geben getreuere Züge zu einem Gemälde derselben als die Zeitschriften und besonders die Zeitungen. Meiner Meinung nach wäre es darum kein verdienstloses Unternehmen, die interessantesten räsonnirende Stellen aus denselben auszuheben, und von Zeit zu Zeit ihre Ansichten der Dinge in gedrängter Kürze mitzutheilen. Als Geschöpfe des Tags

zeigen die Journale besonders, wie der Mensch in dem engen Tage lebt, ihn immer für den wichtigsten, und seine Ereignisse für die folgereichsten hält. Vor- und Nachwelt drehen sich um die beschränkte Gegenwart, als um ihre Achse. Alles wird durch seine Nähe wichtig und groß. Ein Scharmüzel wächst zu einem Gefechte, ein Gefecht zu einer Schlacht, eine Schlacht zu einem Feldzuge, und der Fall einer Hofdame oder eines königlichen Günstlings zu einem welthistorischen Ereignisse an. Wir glauben das Schikfal der Staaten und Nationen wenigstens auf Jahrhunderte zu bestimmen; und wie eine überspannte Epoche alle Monarchien zu zertrümmern drohet, so glaubt eine andre, kein Freistaat werde sie überleben. Es wäre unendlich lehrreich, wenn man das Lesen der Zeitungen mit dem Studium der Weltgeschichte zwekmäsig verbinden könnte. Ich kenne kaum etwas lächerlicheres und betrübteres als die ausgelassene Freude oder den trostlosen Jammer der Zeitgenossen über ein Ereigniß der Zeit. Der freche Uibermuth und die feige Engbrüstigkeit glauben, in einem Momente könne die Menschheit oder ein Volk alles gewinnen oder verliehren. Aber das Schiksal spottet der Anmasung des Menschen, bauet und zerstört in seinem Sinne und knüpft eben so leicht große Wirkungen an kleine Ursachen, als kleine Resultate an große Mittel.

Was wir hier liefern, ist ein Versuch, der, wenn er nach dem Geschmake unsrer Leser seyn sollte, in einer vollkommnern Gestalt fortgesezt werden könnte. Die ersten Auszüge nehmen wir aus den französischen Blättern, und erweisen ihnen dadurch eine Ehre, die ihnen von Rechtswegen gebührt. Wenn auch die mitgetheilten Artikel nicht immer reich an innerem Gehalte sind, so sind sie doch gewiß geeignet, Manchen zu unterhalten und zu belehren.

Was ist Philosophie? *)

»Es giebt Worte, die so gemein geworden sind, bei allen Gelegenheiten so sehr gebraucht wurden, daß sie am Ende gar nichts mehr bedeuten. So gieng es dann auch dem Worte Philosophie. In den alten Zeiten, wo man eigentlich Liebe zur Weisheit darunter verstund, waren die meisten, die sich zu dieser Liebe bekannten, eben nicht weiser. Es war eine Art sehr ernster Narren, die ab hoc und ab hac über den Grund der Dinge, die Natur der Götter und das Vergnügen räsonnirten, und sich für Wesen von göttlicher Natur hielten, besonders wegen ihren langen Kleidern, mit denen sie den Portikus und die belaubten Gänge des Akademus fegten. In späteren Zeiten war die Philosophie nichts anders als die Kunst zu ergotiren, das heißt dunkel und unverständlich zu seyn. Man war Philosoph, wenn man sich recht weit von dem gesunden Menschenverstande zu entfernen wußte; wenn man es verstund, über die müsigste und lächerlichste Frage in Großfolio zu schreiben, und auf den Schulbänken die größten Ungereimtheiten zu verfechten, die unwiderlegbare Wahrheiten wurden, wenn man sie in gewisse barbarische Formen, wie in Logogryphe, kleidete.

»Im lezten Jahrhundert war die Philosophie ein ungleich bestimmteres und deutlicheres Ding; wenigstens täuschte man sich nicht über den Zwek derjenigen, die sich Philosophen nannten. Eine übermäsige Ehr- und Ruhmsucht fuhr in einige Leute; da diese nun bei der einmal eingeführten Ordnung und bei den hergebrachten Ideen nichts Neues und Auffallendes zu sagen fanden, hatten sie den Einfall, aus dieser Ordnung herauszutreten und diese

---

*) Gazette de France, du 8 février 1811.

Ideen zu bekämpfen; wodurch die Leute dann nothwendig sehr merkwürdig werden mußten. Bald nannte man sie allenthalben die Lichter des menschlichen Geschlechts, und ihr Ruhm war um so größer, da mit ihrem Aufstande gegen die burgerlichen und religiösen Institutionen, die sich, so gut sie konnten, mit lettres de cachet, Landesverweisungen u. s. w. vertheidigten, einige Gefahr verbunden war. Nach und nach wurde die Philosophie wärmer, und fuhr in die Köpfe einer Art Menschen, die uns, bei dem Losungsworte einer ganz eignen Humanität und Vernunft, ein wenig inhuman und unvernünftig behandelt haben.

»Gegenwärtig ist die Philosophie viel ruhiger, und das aus guten Gründen; aber sie leidet noch an demselben Durst nach Ruhm, an derselben Aufklärungssucht. Glüklicher Weise dringt das Licht ihrer Aufklärung nicht mehr bis zu unsern Fuhrknechten, Schneidern und Perrükenmachern, die zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurükgekehrt sind, wo sie sich mit dem Lichte ihrer Lampe begnügen. Das schöne philosophische Licht dringt ja kaum mehr aus unsern Athenäen und gelehrten Gesellschaften, wo es ohne weitere Folgen leuchtet; es ist nur noch so eine Art von Schauspiel, so ein Feuerwerk, das mit zu unsern kleinen Vergnügen gehört.»

Die deutsche Litteratur. *)

Daß nichts daran ist, an der deutschen Litteratur nämlich, darüber sind die französischen Journalisten, die kein Deutsch verstehen, vollkommen einig. Das Journal de l'Empire hat die Sache auch so evident dargethan, daß der geringste Zweifel nicht mehr übrig bleiben könnte, wenn es einem Menschen noch einfallen sollte, daran zu zweifeln. Die schöne humane Würdigung des deutschen Verdienstes, voll tiefer Sachkenntniß und feiner Urbanität, die ich hier zum Nuzen und Frommen der gutmüthigen Deutschen ins Deutsche überseze, ist nur ein mäsiger Auszug aus einer weitläufigen Kritik über Bürgers Leonore. Der Verfasser braucht kein Deutsch zu verstehen, weil er, nach seiner naiven Erklärung am Schlusse der Rezension, bei Beurtheilung der deutschen Werke gefunden hat, es lohne sich der Mühe nicht, die

*) Journal de l'Empire, du 8 avril 1811.

deutsche Sprache zu lernen. Fiel es einem linkischen Deutschen ein, die französische Litteratur beurtheilen zu wollen, dann fienge er wahrscheinlich damit an, Französisch zu lernen. Er bedenkt nicht, daß, wenn am Ende an der französischen Litteratur nichts seyn sollte, er alle die kostbare Zeit, die er auf die Erlernung der Sprache gewendet, verlohren hätte. Aber, wird ein Deutscher fragen, wie fieng es der Kritiker dann an, um die deutsche Leonore zu lesen, die er doch lesen mußte, wenn er sie beurtheilen wollte? Eine deutsche Frage! Gesezt man müsse erst lesen, was man rezensiren will, wogegen manche Kritiker noch manches einwenden dürften, konnte der Rezensent nicht eine französische Uibersezung der Leonore nehmen, die selbst aus dem Englischen übersezt ist? und das that er auch; und nach diesem authentischen Aktenstüke hat der Richter den Prozeß instruirt und sein Urtheil gefällt. Das heiße ich doch an der Quelle schöpfen, und den nächsten Weg von Paris nach Göttingen nehmen, der, wie jeder gute Geograph weiß, über London führt. Doch zur Sache; hier ist des Kritikers Bescheid:

»Die Deutschen nehmen, wegen ihren ausgebreiteten Kenntnissen in der Litteratur, in dem gelehrten Europa eine sehr ausgezeichnete Stelle ein. Der Geduld und dem Scharfsinn ihrer Philologen verdankt man eine Menge vortrefflicher Kommentaren, welche den Text der Meisterwerke des Alterthums aufklären, das Lesen derselben angenehm machen, und ihm neue Reize leihen: das ist ein Vorzug, den es noch niemand einfiel, ihnen streitig zu machen. Aber man muß auch sagen, daß, dem Gesezgeber der Juden gleich, der sein Volk durch schrekliche Wüsten und Gefahren aller Art bis an das gelobte Land führte, in welches er selbst aber nie kam, die Deutschen erst den Pfad, der zu den Wundern des gelehrten Alterthums führt, von den Dornen reinigen, dann auf einmal auf demselben stille stehen, nicht durch die überlegene Macht, die sie nicht besiegen könnten, sondern durch eine bedauernswürdige Tollheit, in der sie sich zu gefallen scheinen, aufgehalten; und während dem eine Menge Ausländer auf dieser blumenreichen Bahn vor ihnen hergehen, sieht man, wie sie, zufrieden den Zugang zu derselben gereinigt zu haben, sich mit starken Schritten entfernen, um sich dumm in einem unfruchtbaren Lande zu verirren; wie sie auf gerathewohl sich in der dunkelsten Nacht umhertreiben, unersteigliche Höhen zu erklimmen suchen oder in schrekliche Abgründe stürzen;

kurz, um unverblümt zu reden, die Deutschen, so bekannt mit den schönen Sprachen der Griechen und Römer, das heißt der zwei Völker, die am meisten nachahmten, verwerfen die Nachahmung in der Litteratur, und so wie jeder Kalvinist, eine Bibel in der Hand, ein Pabst ist, so wird bei diesen ehrlichen Deutschen jeder, der zum Schreiben die Feder ergreift, sich selbst Norm und Vorschrift, überläßt sich ohne Bedenken allen Verirrungen seiner Einbildungskraft, der ganzen Bizarrerie seiner Gedanken, in seiner innersten Seele überzeugt, daß die Regeln des Aristoteles das Genie tödten, und daß man die großen Schriftsteller des Alterthums nicht anders erreichen kann, als wenn man sich den Kopf zerbricht, um gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie gethan haben.

»Ich werde vielleicht einmal die seltsamen Gründe, auf welche die Deutschen diese Verachtung der Regeln in ihrer seltsamen Litteratur gründen, untersuchen, und es wird mir nicht schwer fallen, die Abgeschmaktheit derselben zu beweisen; es genügt mir hier zu sagen, daß dieses verderbliche Vorurtheil so allgemein unter ihnen ist, den Geschmak derjenigen sowohl, die Bücher schreiben als die sie lesen, so verdorben, ihren gesunden Menschenverstand so entstellt hat, daß es keine fantastische Ausgeburt, keine litterärische Monstruosität giebt, die man gegenwärtig in Deutschland nicht zu Tage gefördert, und von den Deutschen mit Beifall aufgenommen sieht.

»Diese Anklage, die ich von Zeit zu Zeit gegen diese gelehrte Nation wiederhole, habe ich nie erhoben, ohne sie mit unwiderlegbaren aus ihren größten Dichtern, oder aus ihren geschiktesten Prosaikern geschöpften Beweisen zu belegen. Ich habe Heldengedichte, Trauerspiele und berühmte Romane angeführt; ich habe die Konzeptionen ihrer Göthe, Schiller und Wielande zergliedert, um die Fehler und Armuth derselben zu beweisen; ich habe sogar das Glük gehabt, diese berühmten Männer, durch ihre eignen Worte, von der unbegreiflichen Thorheit ihrer litterärischen Grundsäze zu überzeugen. Man kann sich vielleicht wundern, daß ich an die Argumente von so großem Gewichte, an die diken Bände der deutschen Homere und Sophoklesse, nun ein kleines Gedicht von wenigen Seiten anreihe, das den bescheidenen Titel einer Romanze führt; wenn aber diese vorgebliche Romanze alle die gehässigsten Fehler der deutschen Schule im höchsten Grade in sich vereinigt, und doch in Deutschland

allgemein gut, und selbst mit Begeisterung aufgenommen wurde; wenn man sie lobte, bewunderte, auswendig lernte, allenthalben wiederholte, in den Städten, in den Fleken, in den Dörfern; giebt ihr dann eine solche Zelebrität nicht ein hinlängliches Gewicht, daß man sie wohl zu den Beweisschriften dieses großen Prozesses fügen und einer strengen Prüfung unterwerfen kann?

Nach diesem erbaulichen Eingang geht der gelehrte Rezensent auf die Untersuchung der Romanze selbst über, deren Verfasser bei ihm Hr. Bergher und etwas tiefer Hr. Burgher heißt. —

Am Schlusse sagt er: »Werden nun die Liebhaber der deutschen Litteratur noch die Behauptung wagen, es seye nöthig die Originalsprache zu kennen, um solche Monstruositäten gehörig würdigen zu lernen? Und wenn man eine ganze Nation sieht, welche die guten, alten und neuen Schriften kennt, und sich mit Wohllust an diesen burlesken Narrheiten weidet, diese Träume eines Kranken für erhaben, diese vagen Karrikaturen einer verwirrten Einbildungskraft für Genie hält, kann man dann nicht voraussehen, daß die Litteratur ohne ein Wunder unmöglich sich je aus dieser ekelhaften Verderbtheit erheben kann!»

So weit der Kritiker. — Was liese sich nun gegen dieses gründliche, mit so rühmlicher Bescheidenheit und Liberalität ausgesprochene Urtheil einwenden? Nichts Erhebliches, ohne Zweifel. Im ersten Augenblike besinnt man sich, ob man wirlich auch die Werke von Schiller, Wieland und Göthe gelesen hat, oder ob durch eine unglükliche Verwechselung in den Namen oder in der Sache ein Misverständniß veranlaßt ward. Es giebt eine Sprache der Unfehlbarkeit, vor welcher der aufrichtige, wahre Mensch verstummt. Ich hörte einen Fremden einmal in einer Gesellschaft von vernünftigen Leuten behaupten, in der gesegneten Gascogne seyen die Viehställe mit mehr Geschmak und Aufwand gebauet, als die Häuser in Westphalen. Zehn Zungen waren zum Widerspruche bereit. Als aber der Mensch mit einer ernsten Miene, auf Ehre, Seele und Seligkeit schwur, die besagten Ställe seyen wirklich weit schöner als die Palläste in Niederdeutschland, da waren alle Sprachorgane gelähmt. Eine so starke Ladung hält keine gewöhnliche Menschenbrust aus. Das verstund der Kritiker trefflich.

Mit lebhaften Besorgnissen denke ich an die allgemeine Bestürzung, welche dieses infamirende Urtheil in ganz

Deutschland hervorbringen muß. Die guten, ehrlichen Tröpfe von Deutschen (les honnêtes germains), die dumm genug (stupidement) glaubten, Maria Stuart, Wallenstein, die Jungfrau von Orleans, Oberon, Musarion, Iphigenie auf Tauris und Torquato Tasso seyen noch erträgliche Produkte, sehen nun, mit tiefer Beschämung, daß sie ihren Beifall an fantastisches Zeug (productions fantasques), an Monstruositäten (monstruosités) und an burleske Narrheiten (folies burlesques) so recht mal à propos verschwendet haben. Was ist doch der arme Mensch! Eine ganze Nation legt sich Abends noch mit der Meinung zu Bette, sie habe etwas Verstand, einiges Urtheil, und ein wenig Geschmak, und siehe, hundert Kuriere reiten und fahren die verdammte Hiobspost auf allen Landstraßen umher; Morgens ließt Jung und Alt den fatalen Artikel in dem Journal de l'Empire, und Millionen Menschen, welche die deutsche Zunge sprechen, stehen nun da, wie die linke Seite beim jüngsten Gerichte, durchaus beschämt und perplex in dem vernichtenden Gefuhle, daß ihr Geschmak, derjenigen sowohl, welche Bücher machen, als derer, welche sie lesen, verdorben, und ihr gesunder Menschenverstand so gut als verlohren ist *). — Es ist wirklich traurig, und die armen Leute dauern einem!

Wenn die Schande der deutschen Zunge nur nicht in ihrer ganzen Naktheit vor aller Welt Augen dastünde! Wenn sich von der gräulichen Schuld nur etwas ableugnen oder verbergen ließe! Umsonst. Göthe, Schiller und Wieland, welche die Deutschen selbst als die Sachwalter ihrer Litteratur anerkennen, haben alles eingestanden und sich für schuldig erklärt **). So mag denn auch über sie und ihr Volk ergehen, was Rechtens!

*) Il me suffira de dire ici que ce funeste préjugé est tellement répandu parmi les Allemands, qu'il a tellement corrompu le goût, altéré le bon sens, et de ceux qui font des livres et de ceux qui les lisent, qu'il n'est point de productions fantasques, de monstruosités littéraires qu'on puisse maintenant s'étonner de voir naître en Allemagne, qui ne soient applaudies et goûtées par les Allemands. (Journal de l'Empire du 8 avril 1811.)

**) J'ai cité des poëmes épiques, des tragédies, des romans fameux; j'ai analysé les conceptions des Goethe, des Schiller, des Wieland, pour en démontrer les vices

Traurig ist freilich der Anblik, und könnte selbst das Herz eines nur von Wahrheit und Gerechtigkeit beseelten Rezensenten rühren, sonst so ehrwürdige Männer, im Bushemde vor dem Herrn P. *), im Journal de l'Empire, ihr peccavi nimis und reuiges confiteor beten zu sehen. — Ist dann aber kein Ausweg? keine Hoffnung, die den schwachen Menschen doch so selten verläßt? keine. — Ohne ein Wunder kann sich die deutsche Litteratur nicht aus dieser ekelhaften Verderbtheit erheben **); und in Deutschland, das weiß man ja, sind die Wunder in den späteren Zeiten selten geworden.

Wie! wenn doch auch hier, wie so oft im Reiche der wohlthätigwirkenden Natur, das Gift selbst zum Heilmittel würde! Wenn der Deutsche an derselben Quelle, aus der seine Schande und seine Verdammung floß, sein Heil und seine Erlösung schöpfen könnte! Vielleicht untersucht der gefällige Kritiker einmal — die aufrichtende Hoffnung giebt er ja selbst — die seltsamen Gründe, auf denen die Verachtung der Deutschen gegen alle Regeln in ihrer seltsamen Litteratur beruhet; und da es ihm so leicht wird, die Abgeschmaktheit derselben zu beweisen ***), so könnte es ihm auch wohl gelingen, die verirrte Heerde auf den Weg des Heils zurükzuführen. Soll in unsern ungläubigen Zeiten noch ein Wunder gewirkt werden, dann scheint es wirklich dem Manne vorbehalten zu seyn, dem schon ein gewisses Wunder gelungen ist, die deutsche Litteratur nämlich nach der französischen aus dem Englischen gemachten Uibersezung einer deutschen Ballade so gründlich zu beurtheilen, wie er es that. Er darf auf Dankbarkeit zählen.

---

et la pauvreté; j'ai même eu le bonheur de convaincre ces hommes célèbres, par leurs propres paroles, de l'inconcevable folie de leur doctrine littéraire. (Ibidem.)

*) Der Kritiker hat sich mit P. unterzeichnet.

**) Ne peut-on pas prévoir qu'à moins d'un miracle, il est impossible que la littérature allemande sorte jamais d'une corruption aussi dégoûtante. (Ibidem.)

***) J'examinerai peut-être quelque jour le raisonnement singulier sur lequel les Allemands fondent ce mépris des règles dans leur singulière littérature, et je n'aurai pas de peine à en démontrer l'absurdité. (Ibidem.)



